

UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

herausgegeben von

JULIUS VON FARKAS

Inhalt:

Julius von Farkas, 20 Jahre »Ungarische Jahrbücher«. Seite 1—4.
Fritz Valjavec, Der deutsche Kultureinfluß in Südosteuropa. Seite
5—18.

Ludwig Némedi, Das ungarländische Deutschtum und das Ungar-
tum. Seite 19—55.

Ladislauš Gáldi, Ungarisch-rumänische Kulturbeziehungen. Seite
56—97.

Ladislauš Sziklay, Die Entwicklung der slovakischen Literatur.
Seite 98—135.

Ladislauš Hadrovics, Ungarn und die Kroaten. Seite 136—172.

Emil Haraszti, Die Autorschaft der literarischen Werke Franz Liszts.
Seite 173—236.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen.

Julius von Farkas: Graf Paul Teleki. Seite 237—238.

Ákos von Koczogh: Zum 60. Geburtstag Béla Bartóks. Seite 238—239.

Herbert Schönebaum: Siebenbürgen. Seite 239—244.

Arno Bussenius: Finnisch-ugrische Völker in Rußland. Seite 244—248.

Karl Bouda: Jukagirisch und Uralisch. Seite 249—251.

Wolfgang Schlachter: Ein lappisches Kulturdokument. Seite 251—258.

Ludwig Spohr: Der deutsche Kultureinfluß im nahen Südosten. Seite 258—261.

Zehn Jahre ungarisches Lektorat und ungarisches Institut in München. Seite
261—262.

Das ungarische Lektorat der Universität Leipzig 1936—41. Seite 262—263.

Die Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin
e. V. Seite 263.

Bücherschau. Seite 264—286.

BERLIN 1941

WALTER DE GRUYTER & CO.

Die Zeitschrift behandelt die Probleme der Kultur Ungarns, seiner Nachbarländer und der sprachverwandten Völker.

Band XXI der Zeitschrift »Ungarische Jahrbücher« umfaßt drei Hefte. Der Preis beträgt RM 18.—, in Ganzleinen gebunden RM 20.—. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Mitglieder der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft erhalten die Ungarischen Jahrbücher kostenlos.

Mitteilung des Herausgebers:

Prof. Dr. Julius von Farkas steht seit dem 5. März im Heeresdienst. Die Korrekturen dieses Heftes hat Dr. habil. K. Bouda, Dozent an der Univ. Berlin, vorgenommen.

Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser allein verantwortlich.
Die Mitarbeiter erhalten 20 Sonderabzüge.

Die Verfasser von Büchern oder Abhandlungen, die das Arbeitsgebiet der Ungarischen Jahrbücher berühren, auch von Dissertationen, Programmen, Zeitschriftenaufsätzen usw., werden gebeten, ihre Arbeiten zur Besprechung einzusenden.

Mitarbeiter des vorliegenden Heftes:

Gáldi, L., a. o. Prof. an der Univ. Budapest
Hadrovics, L., Dozent an der Univ. Budapest
Haraszi, E., a. o. Prof. an der Univ. Budapest
Némedi, L., Dr. phil., Studienrat, Debrecen
Sziklay, L., Dr. phil., Studienrat, Kaschau
Valjavec, F., Prof. an der Univ. Berlin
Bouda, K., Dozent an der Univ. Berlin
Bussenius, A., Dr. phil., Universitätslektor, Berlin
Koczogh, A. v., Dr. phil., Universitätsassistent, Budapest
Schlachter, Dr. phil., Berlin
Schönebaum, H., Dozent an der Univ. Leipzig
Spohr, L., Dr. phil., z. Zt. im Felde

UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

herausgegeben von

JULIUS VON FARKAS

EINUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN 1941

WALTER DE GRUYTER & CO.

Inhalt des einundzwanzigsten Bandes.

I. Aufsätze:

	Seite
Farkas, J. v., 20 Jahre »Ungarische Jahrbücher«	I
Gáldi, L., Ungarisch-rumänische Kulturbeziehungen	56
Hadrovics, L.: Ungarn und die Kroaten	136
Haraszti, E., Die Autorschaft der literarischen Werke Franz Liszts	173
Némedi, L., Das ungarländische Deutschtum und das Ungartum.	19
Sziklay, L.: Die Entwicklung der slovakischen Literatur	98
Valjavec, F., Der deutsche Kultureinfluß in Südosteuropa	5

II. Kleine Mitteilungen und Anzeigen:

Bouda, K., Jukagirisch und Uralisch	249
Bussenius, A., Finnisch-ugrische Völker in Rußland	244
Farkas, J. v., Graf Paul Teleki	237
Koczogh, Á. v., Zum 60. Geburtstag Béla Bartóks	238
Schlachter, W., Ein lappisches Kulturdokument	251
Schönebaum, H., Siebenbürgen	239
Spohr, L., Der deutsche Kultureinfluß im nahen Südosten.	258
Zehn Jahre ungarisches Lektorat und ungarisches Institut in München.	261
Das ungarische Lektorat der Universität Leipzig 1931—41	262
Die Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin e. V.	263

III. Bücherschau. 264

(Besprochene Werke siehe im Namen- und Sachverzeichnis.)

IV. Namen- und Sachverzeichnis 287

20 Jahre „Ungarische Jahrbücher“.

Von

Julius von Farkas (Berlin).

Mit diesem Heft treten die „Ungarischen Jahrbücher“ in ihren 21. Jahrgang ein. Der Abschluß des zweiten Jahrzehnts drängt zur Selbstbesinnung und gibt Anlaß zu einem kurzen Rück- und Ausblick. Als Robert Gragger, der erste Inhaber des ungarischen Lehrstuhls an der Berliner Universität, im Jahre 1920 unsere Zeitschrift begründete, waren die Aussichten für ein wissenschaftliches Organ der deutschen Ungarnkunde die denkbar ungünstigsten. In dieser Zeit der schweren wirtschaftlichen und politischen Krisen waren manche altbewährte Zeitschriften gezwungen, ihr Erscheinen einzustellen oder wenigstens einzuschränken, dazu kam noch das politische Moment. Das marxistische Deutschland distanzierte sich bewußt von dem um seine reine nationale Existenz kämpfenden Ungarn, das — verblutet, verstümmelt und verarmt — sowohl seine historische, seine außenpolitische wie seine geistige Bedeutung einzubüßen schien. Wer sollte da noch Interesse für die neue Zeitschrift aufbringen? Gragger ließ sich von den Einwänden, die erhoben werden konnten, nicht einschüchtern. Er besaß, ebenso wie seine Lehrmeister Mansvet Riedl, Gustav Heinrich und Jakob Bleyer den unerschütterlichen Glauben, daß der Donauraum unabhängig von den zeitbedingten Zufälligkeiten politisch, wirtschaftlich und geistig für das Deutschtum von ungeheurer Wichtigkeit sei. Er war auch überzeugt, daß dies früher oder später allgemein anerkannt würde. Bis dahin wollte er aber eine Garde deutscher Südosteuropawissenschaftler und Ungarnforscher erziehen und der deutschen Forschung die Kenntnis der historischen, geistigen und wirtschaftlichen Bedingtheiten des ungarischen Raumes vermitteln. Es ist vielleicht nicht uninteressant festzustellen, daß es zu dieser Zeit weder im Deutschen Reich, noch im damaligen Österreich auch nur eine einzige Zeitschrift gab, die sich ausschließlich mit südosteuropäischen, geschweige denn mit ungarischen Fragen beschäftigt hätte.

Gragger ist vor dem Abschluß des 6. Jahrgangs gestorben. Der 7. Jahrgang erschien als eine Gemeinschaftsleistung des Ungarischen Instituts der Berliner Universität. Vom 8. Jahrgang an zeichnet der

Schreiber dieser Zeilen, dem es vergönnt war, als engster Mitarbeiter Graggers seit der Begründung an der Zeitschrift mitzuwirken, als Herausgeber. Es waren mühevoll 20 Jahre, doch können wir heute mit Freude feststellen, daß es uns gelungen ist, Fuß zu fassen, Interesse und Anerkennung zu finden. Im Deutschen Reiche gibt es kaum eine größere öffentliche Bibliothek, wo unsere Zeitschrift nicht vorläge, wir stehen mit ungefähr 160 Zeitschriften im In- und Ausland im Austausch, und unsere Hefte gehen sogar nach Japan und nach Amerika. Die deutsche Ungarnforschung hat so in der Welt der Wissenschaft ihren Platz erobert. Denn wenn wir auch ungarischen Gelehrten gerne Raum geben, stehen die Ungarischen Jahrbücher in erster Reihe deutschen Wissenschaftlern zur Verfügung. Sie brachten in den 20 Jahrgängen 213 Arbeiten von bekannten deutschen Gelehrten, die oft nur durch die Existenz unserer Zeitschrift zur Ungarnforschung angeregt wurden. Um nur Namen von Dahingegangenen zu nennen, sei hier an Wilhelm Schulze, Willy Bang, Josef Markwart, Johannes Bolte, Alois Brandl, Josef Strzygowski, von den ausländischen Gelehrten an Emil Setälä, Wilhelm Thomsen, Zoltán Gomboz als an unsere einstmaligen Mitarbeiter dankbar erinnert.

Eine besondere Bedeutung gewann die seit dem 6. Jahrgang eingeführte Bücherschau, die möglichst über sämtliche, den Donauraum behandelnden oder berührenden Veröffentlichungen aus allen Ländern laufend Bericht erstattet. Die Besprecher stellte fast ausnahmslos das Ungarische Institut, die besprochenen Werke bereicherten die Institutsbibliothek. In den letzten 13 Jahren sind 5705 Werke besprochen worden. Diese Leistung, die sowohl geistig als auch organisatorisch manche Anforderungen gestellt hat, ist von den Wissenschaftlern als Orientierungsmöglichkeit freudig aufgenommen, aber auch von den Verlegern anerkannt worden. So erhielten wir in den letzten Jahren alle uns interessierende Veröffentlichungen reibungslos, vielfach unaufgefordert, und zwar nicht nur aus dem Reich und Ungarn, sondern auch aus den Balkanstaaten. Unsere Bücherschau diente manchen anderen Zeitschriften zum Vorbild und regte zur Nachahmung an.

Das von den Ungarischen Jahrbüchern behandelte Wissensgebiet umfaßt einen weiten Raum. Ihre Zielsetzung ist sowohl sprachwissenschaftlich als auch historisch ausgerichtet, wobei die Hauptbetonung auf dem Historischen liegt. Die beiden Gesichtspunkte stehen scheinbar in einem Gegensatz zueinander, denn sprachlich gehört ja das Ungarische zu dem finnisch-ugrischen, in weiterem Rahmen zu dem ural-altäischen Sprachstamm, historisch aber in die Völkerfamilie der Donauländer. Diese Zweifachheit bedeutet aber nur eine Bereicherung unserer Themen und ist nie als störend empfunden worden. So behandeln die Ungarischen Jahrbücher finnische und turkologische Fragen und füllen damit eine Lücke

aus; es gibt heute in Deutschland keine besondere wissenschaftliche Zeitschrift für Finnougristik. — Unser Hauptaugenmerk richten wir aber auf das Karpathenbecken. Vor zehn Jahren, in dem einleitenden Aufsatz des II. Jahrgangs, habe ich unser Programm mit folgenden Worten umrissen: „Es ist unsere Überzeugung, daß der Raum des Donaubeckens, der tausend Jahre den Namen Ungarn trug, für die Lösung mancher wichtiger wissenschaftlicher Probleme von ausschlaggebender Bedeutung ist. Es ist auch unsere Überzeugung, daß dem Ungartum unter all den Völkern, die den Raum bewohnen, durch seine geographische Lage, seine Geschichte und seine hochausgebildete Kultur eine besondere Beachtung beizumessen ist. Wir sind auch davon überzeugt, daß alle diese Völker, die sich gegenseitig befehden, eine historische und kulturelle Einheit bilden, allein, voneinander losgelöst, gar nicht zu verstehen sind, und alle aufeinander, und auf das Deutschtum, dessen Kultur sie größtenteils ihre eigene zu verdanken haben, angewiesen sind. So glauben wir, daß indem die Ungarischen Jahrbücher bestrebt sind, für die deutsche Wissenschaft einen fruchtbaren Problemkreis zu eröffnen, wir einen, wenn auch noch so bescheidenen Anteil an der großen Arbeit der allgemeinen Völkerversöhnung beanspruchen können.“

Als wir diesen Arbeitsplan ankündigten, standen wir mit unserer Überzeugung und mit unseren wissenschaftlichen Zielsetzungen ziemlich vereinzelt da. Nun hat in den letzten Jahren die nationalsozialistische Revolution nicht nur das Großdeutsche Reich erschaffen, sondern — im völkerversöhnenden Sinne — auch das Bild Südosteuropas umgestaltet und dabei der zentralen Bedeutung des Ungartums Rechnung getragen.

Ungarn wurde — dank dem Führer — von den Fesseln des Trianoner Vertrages befreit und als Bündnispartner des Reiches einer besseren Zukunft entgegenführt. Die Völker, die heute noch abseits stehen, werden — getrieben von den historischen Notwendigkeiten — bald folgen. Und so erhielt unsere wissenschaftliche Ausrichtung in den großen Geschehnissen der letzten Jahre ihre politische und historische Rechtfertigung. Wir freuen uns darüber, wir wissen aber auch, daß die Anforderungen, die die Zukunft an uns stellen wird, deshalb nicht geringer, sondern noch bedeutender und vielfältiger werden. Wir werden versuchen, ihnen mit unseren besten Kräften nachzukommen. Es ermuntert uns, daß wir als deutsches Organ der Südosteuropaforschung heute nicht mehr allein dastehen. Es erscheinen in verschiedenen Kulturzentren des Großdeutschen Reiches Südosteuropazeitschriften, mit denen allen uns eine kameradschaftliche Zusammenarbeit verbindet.

Als Schreiber dieser Zeilen vor 13 Jahren die Herausgabe der Ungarischen Jahrbücher übernahm, zeichneten auf dem Titelblatt als Mit-

wirkende W. Bang, Z. Gombocz und K. Schünemann. Die ersten beiden waren bekannte Größen der Sprachwissenschaft, der Dritte die bedeutendste Kraft der deutschen Südosteuropaforschung. Alle drei sind von einem raschen, unerwarteten Tod dahingerafft worden. Zuletzt verließ uns Konrad Schünemann: er fiel auf dem Felde der Ehre im Sommer 1940. Ihnen Dreien gehört bei der Eröffnung des dritten Dezenniums unser dankbares Gedenken. Die Arbeit wird auch in der Zukunft in ihrem Geiste fortgesetzt.

Der deutsche Kultureinfluß in Südosteuropa.¹⁾

Von

Fritz Valjavec (Berlin).

Die besondere Note der Stellung Südosteuropas in der abendländischen Kultur beruht vor allem darin, daß es sich hier um einen Abschnitt der Kulturgrenze handelt, der wie kein anderes Randgebiet eine Fülle von Problemen aufzuweisen vermag. Während in den anderen Teilen Europas die Grenzen des abendländischen Kulturbereiches im großen Ganzen mit den Grenzen des Kontinents zusammenfallen, sehen wir eine Ausnahme von dieser allgemeinen Erscheinung nur im Osten und Südosten unseres Erdteiles. Die Problematik der europäischen Kulturgrenze im Osten ist jedoch verglichen mit dem Südosten viel einfacher. Das Wesen der Kulturgrenze im südosteuropäischen Abschnitt besteht darin, daß hier verschiedenste Kulturströmungen aufeinanderstoßen und in ständiger Gegenwirkung zu einer fortwährenden Veränderung der kulturellen Gegebenheiten und Struktur dieser Ländergruppen geführt haben. Allein die Tatsache, daß hier im Südosten zwei Hochkulturen, die des Abendlandes und die des Orients, aufeinanderstießen, ergab ein einzigartiges Kräftespiel. In keinem anderen Grenzgebiet Europas hat sich so deutlich gezeigt, daß das Abendland als einheitlicher Kulturbegriff mit dem räumlichen Bereich des europäischen Kontinents nicht übereinstimmt. Ist doch gerade Südosteuropa nicht nur vorübergehend, wie ein Teil der iberischen Halbinsel oder andere europäische Randgebiete am Mittelländischen Meer, raumfremdem Einfluß ausgesetzt gewesen, sondern war über ein Jahrtausend beherrscht von „gegeneuropäischen“ Kulturströmungen, die sich hier auf Jahrhunderte ein Zentrum ihres Wirkens geschaffen hatten, wobei man nur an Byzanz zu denken braucht²⁾.

Das Vorhandensein eines byzantinischen Kulturkreises prägt das geistige Antlitz des Balkans bis in die jüngste Vergangenheit. Mit dieser

¹⁾ Auf Literaturangaben wurde grundsätzlich verzichtet. Für Einzelheiten verweise ich auf meine Arbeit: Der deutsche Kultureinfluß im nahen Südosten. München 1940, I. Bd.

²⁾ Vor allem mit benachbarten Landschaften (Kleinasien und gewissen Küstenstrichen).

Kultur haben die Länder des Balkans nicht nur ein kulturelles Randgebiet oder eine Kulturprovinz dargestellt, sondern einen eigenen Kulturmittelpunkt besessen. Aber nicht allein dieser Umstand macht eine Besonderheit der Kulturverhältnisse Südosteuropas aus. Dazu kommt noch, daß gerade hier im Südosten — eben durch das Vorhandensein des byzantinischen Kulturbereiches — eine enge Verbindung mit Vorderasien¹⁾ in der Form zustande kam, daß die byzantinische Kultur auf einem Zusammenspiel südosteuropäischer und vorderasiatischer Gegebenheiten oder — wenn man so sagen will — auf den Kräften des ostmittelmeerländischen Bereiches beruhte. Südosteuropa ist damit aber nicht nur zum Aufmarschgebiet raumfremder Kulturelemente geworden, sondern darüber hinaus schöpferische Grundlage für eine Kultur, die sich gleichmäßig auf Teile zweier Kontinente stützen konnte.

Das Wesen der kulturellen Situation Südosteuropas etwa vor dem 19. Jh. kann aber nicht auf die Formel eines Dualismus zwischen der abendländischen und byzantinischen Kultur gebracht werden, weil neben dem byzantinischen Element weitere Kulturfaktoren vorhanden waren, die die Lage noch mehr differenzierten. Ich denke dabei einerseits an die Einflüsse, die aus dem Gebiet des heutigen Südrußlands nach Südosteuropa schon seit vorgeschichtlicher Zeit eindringen und hier nicht nur Veränderungen in der volklichen Zusammensetzung ergaben, sondern darüber hinaus auch kulturmorphologische Wandlungen bewirkten. Das Eindringen nomadischer Stämme und Völker aus Osteuropa im Donauraum und im Balkan seit dem Zeitalter der Völkerwanderung ist nicht nur volksgeschichtlich bedeutsam, sondern führte auch zu kulturellen Verbindungslinien, die sich über Südrußland hinweg bis nach Vorder- und Innerasien erstrecken. Auf der anderen Seite ist Vorderasien — unabhängig von den Gegebenheiten des byzantinischen Kulturkreises — auch noch in mancher anderen Hinsicht für Südosteuropa kulturell von Bedeutung gewesen. Man darf vor allem nicht übersehen, daß die Schaffung des osmanischen Staates in Kleinasien zu Beginn des 14. Jh.s und sein schon nach wenigen Jahrzehnten einsetzendes Vordringen auf dem Balkan nicht nur politische Veränderungen von weltgeschichtlicher Tragweite ergeben hat, sondern darüber hinaus eine Verstärkung vorderasiatischer Kultureinflüsse vor allem im balkanischen Bereich bewirkte, die teilweise unabhängig von der byzantinischen Kultur war²⁾, teilweise aber auch mit ihr vermischt, eine weitere

¹⁾ Die byzantinische Kultur hat gewiß auch viele „europäische“ Elemente enthalten. Sie befindet sich nicht im geistigen Gegensatz zu Europa, dem sie wenigstens zum Teil angehört, sondern zum Abendland.

²⁾ So gesehen setzt mit dem 14. Jh. eine erneute Orientalisierung der byzantinischen Kulturformen ein, die gerade im vorangehenden Zeitraum stark vom Abendland her beeinflußt worden waren.

Note in die Kultur Südosteuropas hineinbrachten. Genauer betrachtet ist also Südosteuropa nicht nur der Schauplatz eines Gegeneinanderwirkens von zwei großen Kulturkreisen, des abendländischen und byzantinischen, sondern auch mitgeformt durch das Einwirken osteuropäischer Einflüsse, die sich zum Teil ursprungsmäßig bis nach Asien verfolgen lassen. Die vorderasiatischen Einflüsse werden durch die Einbeziehung weiter Teile Südosteuropas in das osmanische Reichsgebiet erheblich verstärkt, nachdem sie auch schon vorher zeitweise wirksam gewesen waren. Für die Formung Südosteuropas ergab sich so ein weiterer, vierter Kulturfaktor, der besonders auf dem Balkan Geltung besessen hat.

Es braucht nicht betont zu werden, daß diese Einteilung der kulturellen Faktoren in vier Einflußgruppen nur mit starken Einschränkungen gelten kann, da diese ineinanderfließen, vielfache Übergangsformen aufweisen und darüber hinaus selbst wieder keine Einheit im strengen Sinn des Wortes darstellen. Es ist nicht unsere Aufgabe, den Verschiedenheiten und Abstufungen nachzugehen, die in allen diesen Einflußgruppen vorhanden sind. Wir beschränken uns allein auf eine Berücksichtigung der Unterschiede, die innerhalb der abendländischen Einflußgruppe wahrgenommen werden können.

Der räumlichen Herkunft nach ist diese zu unterscheiden in mitteleuropäischen, westeuropäischen und südeuropäischen (italienischen) Einwirkungen. Teilweise haben zwar west- und mitteleuropäische Einflüsse häufig nebeneinander gestaltet. Kennzeichnender für die kulturelle Ausstrahlung dieser Räume auf Südosteuropa ist jedoch der Umstand gewesen, daß diese meistens zeitlich oder räumlich getrennt wirkten. Während beispielsweise der italienische Kultureinfluß in den westlichen und südlichen Randgebieten Südosteuropas schon seit dem frühen Mittelalter ein wirksamer Faktor gewesen ist, erscheinen andererseits seit der Entstehung eines Reiches der Deutschen erhebliche Teile des Donauraumes von der deutschen Kultur her bestimmt. Der westeuropäische, vor allem französische Einfluß hat dagegen vor dem 18. Jh. in Südosteuropa so gut wie keine Rolle gespielt. Erst seit der französischen Revolution setzt ein Vorstoß französischer Kultur nach Südosteuropa ein, wo er im 19. Jh. einen eindrucksvollen Höhepunkt erreichte, der freilich bald von einem — zunächst schleichenden — Verfall abgelöst wird. Andererseits zeigt gerade auch der deutsche, mitteleuropäische Kultureinfluß im Laufe des 19. Jh.s eine beachtliche Neigung zur räumlichen Expansion. Während bis in die zweite Hälfte des 19. Jh.s hinein der deutsche Kultureinfluß im Großen und Ganzen nur bis an die Grenzen des osmanischen Reiches reichte, ergibt sich durch den Verfall dieses staatlichen Reiches etwa seit der Mitte des 19. Jh.s ein Zunehmen deutscher Einflüsse auch auf dem eigentlichen Balkan.

Die angedeuteten räumlichen und zeitlichen Unterschiede der europäischen Kultureinflüsse in Südosteuropa dürfen freilich nicht überspitzt beurteilt werden. Die geschichtliche Wirklichkeit zeigt häufige Überschneidungen und Sonderfälle, die zwar an dieser Stelle nicht im einzelnen berücksichtigt werden sollen, jedenfalls aber vor einer allzu vereinfachten Darstellung warnen.

Eines zeigt aber gerade eine Gegenüberstellung des Kultureinflusses dieser einzelnen europäischen Kulturräume in Südosteuropa: bis in das 19. Jh. hinein besteht die Aufgabe des deutschen Einflusses vor allem im Karpathenbecken darin, daß er die Eingliederung dieser Landschaften in die Kulturgemeinschaft des Abendlandes bewirkt oder zumindest nachhaltig begünstigt. Welche Ausbreitung des Abendlandes in kultureller Hinsicht durch den deutschen Einfluß seit dem frühen Mittelalter erfolgt ist, vermag die Tatsache zu veranschaulichen, daß der Raumgewinn in süd-östlicher Richtung innerhalb einer Zeitspanne von mehr als einem Jahrtausend erfolgte. Er beginnt mit der Südostexpansion der bairischen Herzöge im 8. Jh., findet seine Fortsetzung im kraftvollen Vorstoß des karolingischen Reiches nach dem Südosten, der in den ersten Jahrzehnten des 9. Jh.s zum ersten Male den deutschen Machtbereich weit in das Karpathenbecken hineinträgt und damit gleichzeitig einen kulturellen Vorstoß des Abendlandes in diesem Gebiete ermöglicht. Zwar ist die Ausstrahlung der abendländischen Kultur in das Karpathenbecken während der karolingischen Zeit nur vorübergehend gewesen. Ihre größte Leistung ist darin zu sehen, daß sie im Zusammenwirken mit den politischen Faktoren der karolingischen Südostpolitik die endgültige Eingliederung des kroatischen Volkes in den Bereich der abendländischen Kultur vollziehen halfen. Die Kroaten sind das erste Volk im Südosten gewesen, das den Anschluß an die Völker- und Kulturgemeinschaft des Abendlandes bereits im 9. Jh. gefunden hat. Von noch größerer Bedeutung war es jedoch, daß der Vorgang der Angliederung südosteuropäischer Völker und Staaten an das Abendland nicht auf die Kroaten beschränkt blieb, sondern schon bald darauf eine höchst bedeutsame Fortsetzung durch die Einschaltung des Magyarentums in das Abendland gefunden hat.

Die Landnahme der magyarischen Stämme zu Ausgang des 9. Jh.s schien zunächst die Früchte einer jahrhundertelangen Kulturarbeit der Karolinger und vorher schon der Agilolfinger, zunichte zu machen. Die Folgezeit hat aber erwiesen, daß gerade die magyarische Landnahme im Karpathenbecken die Angliederung dieser Landschaften an Mitteleuropa und damit an den abendländischen Kulturkreis begünstigte. Gerade die Staatsgründung Stephans des Heiligen ergab in ihrer kulturellen Auswirkung die Einbeziehung des gesamten Karpathenbeckens in den Bereich der europäischen Kultur. Etwa seit dem 11. Jh. fiel die Südostgrenze der

abendländischen Kultur mit den Grenzen des ungarischen Staates zusammen. Verschiedene Rückschläge, unter denen die Besetzung eines großen abendländischen Kultur zusammen mit den Grenzen des ungarischen Staates. Verschiedene Rückschläge, unter denen die Besetzung eines großen Teiles des Karpathenbeckens durch die Osmanen vom 16.—17. Jh. der bedeutendste war, vermochten an der vollzogenen Tatsache der Angliederung nichts mehr zu ändern.

Kulturgrenzen sind aber nicht statische, sondern dynamische Gegebenheiten. Schon etwa seit dem 13. Jh. lassen sich Bestrebungen wahrnehmen, die europäischen Kulturformen weiter in den Südosten hineinzutragen. Die vom Papst und dem ungarischen König in gleicher Weise geförderte katholische Propaganda in dem Gebiet der späteren Moldau und Walachei während des 13. Jh.s und während des 14. Jh.s in Bosnien legt davon u. a. beredtes Zeugnis ab. Dauerhaften, wirklichen Erfolg ist diesen Bestrebungen jedoch im Mittelalter und auch zu Beginn der Neuzeit nicht beschieden gewesen. Erst der Zerfall der osmanischen Macht seit dem Ausgang des 17. Jh.s sowie der Einfluß neuer weltanschaulicher Gegebenheiten seit dem 18. Jh. — von denen der „aufgeklärte Nationalismus“ am wichtigsten war — führt zur schrittweisen Einbeziehung der Serben und Rumänen in den europäischen Kulturbereich. Während zuerst nur die innerhalb der Monarchie lebenden Volksteile von diesem Angleichungsvorgang erfaßt worden waren, begann sich dieser etwa seit 1818¹⁾ auch jenseits der Grenze des österreichischen Kaiserstaates in den dortigen Hauptsiedlungsgebieten des Serben- bzw. Rumänentums auszuwirken. Im Laufe der folgenden Jahrzehnte vollzog sich jedoch schon ein wesentlicher Teil dieses kulturellen Angleichungsprozesses unter unmittelbarer Beteiligung romanischer, vor allem französischer Kulturelemente²⁾. Während die Grundlagen für die Verwestlichung bei den Rumänen und Serben als überwiegend deutsch anzusprechen sind, ist die politische Formgebung bei beiden Völkern vor allem durch französische Einwirkungen erfolgt.

Die Eingliederung der balkanischen Völker in die europäische Kulturgemeinschaft fällt in eine Zeit, in der sich die Loslösung Europas von den alten abendländischen Kulturgrundlagen vollzogen hatte. Die kulturelle Expansion ging jetzt nicht mehr vom alten Abendland mit seiner starken religiösen Bindung aus, sondern von einem vor allem technisch-industriell bestimmten Europa. Dieses war jetzt nicht mehr an die Grenzen eines Kontinents gebunden, es wirkte kulturell nicht nur in der Über-

¹⁾ Die zeitliche Übereinstimmung der beiden Vorgänge ist bemerkenswert, m. E. jedoch ohne tiefere Hintergründe.

²⁾ Besonders stark war der italienische (piemontesische) Einfluß in den rumänischen Fürstentümern. Im Fürstentum Serbien spielte er freilich nur eine untergeordnete Rolle.

see, sondern auch im nahen Osten. Im Zeichen dieser weltanschaulich atomisierten und säkularisierten Kulturexpansion steht dann auch etwa die Europäisierung der Türkei, die besonders in den weltanschaulichen Grundlagen des kemalistischen Reformwerkes deutlich zum Ausdruck gelangt.

Ohne auf diese Erscheinungen näher eingehen zu wollen, können wir zusammenfassend feststellen, daß die Erweiterung des abendländischen Kulturbereiches im Südosten bis zum ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jh. vorzugsweise eine deutsche Leistung gewesen ist und daß die Südostgrenze des Abendlandes bis dahin mit der Grenze des deutschen Kultureinflusses zusammenfällt. Seit dem 9. Jh. haben sich die abendländischen Kulturgrundlagen weitgehend gewandelt, gewissermaßen säkularisiert. Die Kultur Europas wurde vor allem seit dem 19. Jh. durch die Technik und Maschine (sowie durch die vorangehende überseeische Durchdringung der europäischen Völker) über die ganze Welt verbreitet. Die Durchdringung des Balkans und der Türkei, wie schon vorher erwähnt wurde, stellt daher keine Besonderheit mehr dar, sondern ist ein Teil des allgemeinen Expansionsvorganges.

Der deutsche Kultureinfluß in Südosteuropa, der im folgenden betrachtet werden soll, ist als Ganzes uneinheitlich und stark differenziert. Die ursprüngliche Geschlossenheit der deutschen kulturellen Einwirkungen im Südosten etwa in der karolingischen und auch in der folgenden Zeit ist nicht von Dauer gewesen. Schon im Laufe des Hochmittelalters verändert sich diese Erscheinung wesentlich. Bereits etwa seit dem 13. Jh. treten neben oberdeutschen Einflüssen vor allem auch böhmische und schlesische (in untergeordnetem Maße auch die anderer, westlicher gelegener Teile des Reiches). Diese landschaftlich verschiedene Ausgangsstellung der deutschen Einflüsse im südosteuropäischen Bereich ergab Unterschiede in der Wirkung, die nicht übersehen werden sollten.

Dieser Vielfältigkeit der Landschaften, von denen der deutsche Kultureinfluß seinen Weg nach dem Südosten nahm, entspricht auf der anderen Seite die Abgestuftheit der empfangenden Räume. Bis in die Gegenwart hinein ist das Vorhandensein stark ausgeprägter Kulturlandschaften im südostmitteleuropäischen Übergangsgebiet eine hervorstechende Erscheinung. Neben dem Karpathenbecken zeichnet sich als eigene Einheit vor allem das kroatische und slowenische Gebiet stärker ab. Das Karpathenbecken erscheint zwar schon seit dem Mittelalter kulturell vereinheitlicht. Dennoch dürfen auch hier nicht die vorhandenen Kulturlandschaften untergeordneten Grades übersehen werden, deren Ursprünge teilweise in das frühe Mittelalter, in die Zeit der magyarischen Landnahme zurückreichen. Es dürfte beispielsweise ohne weiteres klar sein, daß die kulturlandschaft-

liche Bedeutung Transdanubiens für die landnehmenden Magyaren eine andere war, als etwa beim Gebiet der heutigen Theißgegend. Die eigentliche Gestaltung dieser Kulturlandschaften innerhalb des Karpathenbeckens — wobei ich als besondere Einheiten vor allem ansehen möchte Transdanubien, das Karpathengebiet (Slowakei bzw. Oberungarn), die Theißgegend, Siebenbürgen usw. — scheint vor allem seit dem 16. Jh. erfolgt zu sein, was mit der politischen Differenzierung des ganzen Gebietes durch das Vordringen der Osmanen zusammenhängen mag. Vom 16. bis 19. Jh. sind diese Kulturlandschaften innerhalb des Karpathenbeckens am stärksten in Erscheinung getreten. Seither ist ihre Bedeutung in raschem Abnehmen begriffen. So wichtig sie aber für die vorangehende Zeit auch sein mögen¹⁾, glaube ich doch betonen zu müssen, daß die trennende Funktion dieser Landschaften nicht überschätzt werden darf, daß diese vielmehr in bestimmten kulturellen Abstufungen besteht, die ihrerseits nicht etwa mit völkischen Grenzen zusammenhängen. Ihre gemeinsame Grundlage ist das von Stephan dem Heiligen zu Anfang des 11. Jh.s geschaffene Staatswesen, das das Karpathenbecken politisch vereinheitlichte und damit gleichzeitig die Möglichkeit einer einheitlichen kulturellen Gestaltung dieses gesamten Gebietes geboten hat.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, in diesem Zusammenhang auf die kulturgeschichtliche Bedeutung der Staatsgründung Stephan des Hl. näher einzugehen. Wesentlich ist in diesem Zusammenhang für uns aber die Tatsache, daß durch sie die kulturelle Gestaltung des Karpathenbeckens innerhalb des ungarischen Staates erfolgte und daß die von Stephan vollzogene Eingliederung in die abendländische Völkergemeinschaft in ihrer Folge zu einer erheblichen Anlehnung an die deutsche Kultur geführt hat. Der so große Raumgewinn der deutschen Kultur im Karpathenbecken seit dem 11. Jh. ist aber nicht allein aus den Folgen des durch König Stephan eingeleiteten Staatsaufbaues zu verstehen. Die einzigartige Stellung der deutschen Kulturbeziehungen im Karpathenbecken wird recht eigentlich erst ermöglicht durch die mittelalterliche deutsche Südostkolonisation seit dem 12. Jh. und das Entstehen eines südostdeutschen Städtewesens. Erst das Vorhandensein eines lebenskräftigen deutschen Siedlungsgebietes sowie kulturell und wirtschaftlich führender Städte mit stärkerem deutschen Bevölkerungsanteil hat die dauerhafte Kulturverbindung zwischen dem

¹⁾ Julius v. FARKAS hat das Verdienst, als erster die geistesgeschichtliche Bedeutung der ungarischen Kulturlandschaften erkannt und nachdrücklich betont zu haben (vgl. sein Werk über die ungarische Romantik, ungarisch, Budapest 1930, deutsch, Berlin 1931). Auch ich vermochte in Anlehnung an die methodische Erkenntnis Farkas' das Vorhandensein der ungarischen Kulturlandschaften vom 16. bis 19. Jh. für meine Untersuchungen mit Vorteil zu verwerten. (Der deutsche Kultureinfluß im nahen Südosten. München 1940. I, 169ff.)

Karpathenbecken und Deutschland auf die Dauer gewährleistet. Man wird dabei freilich nicht verkennen dürfen, daß vor allem das deutsche Städtewesen mit der stark ausgeprägten Staatlichkeit Ungarns zusammenhängt, die wesentliche Grundlagen für die Entfaltung der städtischen Wirtschaftskraft und kulturellen Stärke geboten hat. Es ist zweifellos richtig zu sagen, daß mit dem Niedergang des ungarischen Städtewesens seit dem 16. Jh. zugleich auch ein Niedergang des ungarischen Staates einsetzt. Doch wird nicht zu verkennen sein, daß ein ursächlicher Zusammenhang vielleicht auch nach der entgegengesetzten Richtung vorhanden ist, daß mit dem Niedergang des ungarischen Staates, mit dem Vordringen der Adels-herrschaft und anderer Begleiterscheinungen, die Seinsgrundlagen der Städte eine Verschlechterung erfahren mußten.

Bei der Betrachtung der politischen Grundlagen des deutschen Einflusses im Karpathenbecken ist aber noch ein weiterer Umstand zu berücksichtigen. Die politische Eingliederung des ungarischen Königreichs in den Habsburgischen Staat nach 1526 ergab eine völlig neuartige Sachlage für die Geltung der deutschen Anregungen. Jetzt wird dem deutschen Einfluß vor allem auch politisch in erheblichem Ausmaß der Weg geebnet. Die enge Verbindung mit dem österreichischen Staatswesen kennzeichnet nicht nur in politischer Hinsicht die Entwicklung bis 1867 bzw. 1918, sondern bestimmt zugleich mittel- und unmittelbar die Möglichkeiten und Grenzen deutscher kultureller Anregungen. Die starke politische Färbung des deutschen Kultureinflusses, die sich daraus zwangsläufig ergab, bedeutete in der älteren Zeit, besonders vor dem nationalen Erwachen der Hauptsache nach Vorteile. Seit dem ausgehenden 18. Jh. veränderte sich dann allmählich der Sachverhalt dahin, daß der politische Gegensatz zum österreichischen Staat (und dem deutschen Element überhaupt) auch die kulturellen Beziehungen überschattete.

Das seit dem 18. Jh. einsetzende nationale Erwachen des Magyarentums, der Ausbau einer magyarischen Nationalkultur unter politischen Vorzeichen in der Folgezeit hat das kulturelle Verhältnis zu Deutschland grundlegend gewandelt. Waren die kulturellen Beziehungen vorher gewissermaßen reflexionslos, unbewußt vor sich gegangen, so wurde das nunmehr anders. Jetzt erkennt man im Moment der kulturellen Beziehungen zum Ausland mehr und mehr auch eine politische Gegebenheit. Das alte natürliche, „naive“ Verhältnis ist damit unwiderruflich dahin. Die Totalität des deutschen Einflusses wurde als Folge dieser Politisierung der Kulturbeziehungen dementsprechend benachteiligt, obschon die absolute Stärke der deutschen Anregungen auch in der Folgezeit nicht wesentlich abnimmt.

Wir haben in diesem Zusammenhang diese Frage nicht weiter zu erörtern. Wohl aber besteht für uns die Notwendigkeit, sich mit dem Wesen

der ungarischen Kultur auseinanderzusetzen. Häufig vernimmt man die Ansicht, daß die Berücksichtigung der ausländischen, vor allem deutschen Kultureinflüsse in Ungarn darauf hinauslaufen müsse, das Vorhandensein einer ungarischen Kultur mit eigener Note in Abrede zu stellen. Davon kann selbstverständlich keine Rede sein. Im Gegenteil, erst nach der Feststellung der ausländischen Einflüsse und Anregungen wird es möglich sein, die eigenständigen Elemente der ungarischen Kultur konkret und im vollen Umfang herauszuarbeiten¹⁾. Gerade bei der Betrachtung ausländischer Einflüsse in Ungarn zeigt sich beispielsweise die große Leistung des magyarischen Volkes auf dem Gebiete der politischen Kultur. Die Ausbildung etwa des Gedankens der hl. Krone seit dem Mittelalter²⁾ ist nicht nur eine politische Gegebenheit, sondern gleichzeitig eine kulturelle Leistung, die durchaus eigenständig ist und durch weitere Beispiele vermehrt werden könnte.

In diesem Zusammenhang sollte man noch einen anderen Umstand nicht übersehen. Die vom Westen kommenden Kulturelemente haben sich in ihrer Aufnahme im Südosten gleichsam ihrem Inhalt nach mehr oder weniger gewandelt. Die Rezeption der vom Westen kommenden Kulturformen ist nicht gleichförmig mechanisch erfolgt, sondern bedeutete in der Praxis zugleich eine Abwandlung wechselnden Ausmaßes. Die aus dem Westen kommenden Kulturbewegungen haben daher in Südosteuropa, wie auch namentlich im Karpathenbecken, im Laufe der Zeit durch die Verschmelzung mit anderen Kulturfaktoren eine durchaus eigene, landschaftlich gebundene Note erhalten. Die ungarische Aufklärung beispielsweise ist durchaus anders geartet als die Aufklärung in Mittel- und Westeuropa³⁾. Die Romantik Ungarns hat nicht viel mehr als den Namen mit der Romantik des eigentlichen mitteleuropäischen Bereiches gemeinsam und unterscheidet sich in gleicher Weise auch von den romantischen Strömungen Frankreichs⁴⁾. Auch ausgesprochen politische Strömungen sind den Gegebenheiten des Raumes gemäß angepaßt und abgewandelt worden. Der Liberalismus des Karpathenbeckens ist trotz seiner mittel- und westeuropäischen Herkunft im Laufe seiner Entwicklung weitgehend verändert worden. Im Gegensatz zu seinen Ursprungsländern war hier seine tragende Grundlage weniger das Bürgertum als die Adelsschichten und eine im Werden begriffene Bürokratie. Leider sind diese Fragen viel zu wenig systematisch untersucht worden, doch glaube ich, daß gerade auf diese Weise nicht nur das Kultur-

1) Vgl. VALJAVEC, DUHBI. V (1933), 15.

2) Darüber neuestens die ausgezeichnete Studie von Franz ECKHART, A Szentkorona-eszme története (Ideengeschichte der heiligen Krone). Budapest 1941.

3) Vgl. VALJAVEC, Zu den Richtlinien ungarischer Aufklärungsforschung: Ungarische Jahrbücher XII (1933).

4) Vgl. FARKAS, a. a. O. Johann Koszó, Die ungarische Romantik. Berlin 1927.

gefüge des Karpathenbeckens in eine neue Beleuchtung gerückt werden kann, sondern daß mit der Zeit auch Ergebnisse zu verzeichnen wären, die für die gesamteuropäische Kulturgeschichte als grundsätzlich wichtig angesehen werden müßten.

Die eigengesetzliche Fortbildung der aus dem Westen in das Karpathenbecken gelangenden Kulturelemente ist aber auch noch in einer anderen Hinsicht bemerkenswert. Mittel- und westeuropäische Kulturbewegungen dringen häufig über das Karpathenbecken in dem weiteren südosteuropäischen Bereich vor. Infolge der erwähnten Abwandlungsvorgänge haben diese Kulturelemente mittel- oder westeuropäischer Herkunft eine durchaus eigenartige Note erhalten, die im Laufe der Zeit immer stärker wurde und nicht übersehen werden sollte.

Was das Karpathenbecken betrifft, so kann man freilich nicht sagen, daß es sich dabei in allen Fällen um eine spezifisch ungarische Eigenart handeln würde. Läßt sich doch in zahlreichen Fällen feststellen, daß die lokalen Abwandlungen auch schon in den südostdeutschen Siedlungsgebieten erfolgten. Überhaupt scheint eine Priorität der kulturellen Übernahmen aus dem Westen auf magyarischer Seite nicht in allen Fällen gegeben gewesen zu sein bzw. gegenüber allen benachbarten Völkern des Karpathenbeckens zu gelten. Der kulturelle Kontakt beispielsweise des kroatischen und slowenischen Volkes mit Mitteleuropa entspricht im Großen und Ganzen dem der Magyaren. In diesen Fällen ist das Magyarentum nicht Vermittler mittel- und westeuropäischer Einflüsse¹⁾. Wohl aber zeigt sich ihre Funktion bei anderen Völkern dieses Raumes, bei den Ukrainern des Karpathengebietes, den Rumänen und Serben, wo dieser Vermittlungsvorgang vor allem im 17. bis 19. Jh. stark in Erscheinung tritt. Die unmittelbare kulturelle Fühlung bestand zwar in ausgedehntem Ausmaß auch zwischen dem deutschen und rumänischen wie serbischen Element. Doch ist nicht zu verkennen, daß bei diesen Völkern der magyarische Vermittlungsanteil nicht unerheblich ist.

Darüber hinaus gilt zu beachten, daß besonders bei den Serben eine nationale Verschlüsselung der kulturellen Vermittlungsanteile in sehr vielen Fällen kaum möglich ist. Die ungeheuren kulturellen Anregungen, die sich beispielsweise für das Serbentum südlich und nördlich der Donau im 18. und 19. Jh. aus der Führung Mitteleuropas ergaben, sind in vielen Fällen überhaupt nicht auf ihre nationale Herkunft bestimmbar, sondern nur auf Herkunftslandschaften, etwa die Batschka, den Banat, die Militärgrenze usw., die national gemischt waren und so kulturelle Abgrenzungen nach nationalen Gesichtspunkten nicht immer gut in solchen Fällen möglich erscheinen. Vor allem wird man auch nicht übersehen dürfen, daß die Be-

¹⁾ Vereinzelte Fälle gegenüber den Kroaten fallen nicht ins Gewicht.

deutung der magyrischen Kulturvermittlung gegenüber etwa den Serben auch darauf beruht, daß sie die Kulturelemente in einer entsprechenden aufgeschlossenen, d. h. schon abgewandelten und daher dem übernehmenden Teil gemäßeren Form übermitteln konnten. Ich möchte das an einem bemerkenswerten Beispiel veranschaulichen. Die Angleichung des serbischen Fürstentums an Europa in kultureller Hinsicht vollzog sich etwa seit 1815 in zweifacher Hinsicht. Einerseits in der Übernahme gewissermaßen hochkultureller Elemente unmittelbar aus Mittel- und später¹⁾ auch aus Westeuropa, vor allem Frankreich. Diese Kulturelemente wirken jedoch nur in einem außerordentlich beschränkten Umfang, in erster Linie bei einer dünnen Oberschicht. Die Umgestaltung der Lebensformen breiterer Volksschichten ist nicht auf diesem Wege erfolgt, sondern durch die Übernahme vereinfachter, „gesunkener“ Lebensformen, die für den übernehmenden Teil bereits in einer angepaßten Form geboten werden konnten. Vor allem das benachbarte südliche Ungarn, die Batschka, der Banat, die Militärgrenze usw. vermochte solche zu bieten. Die Ausgangsformen auch dieser Elemente sind in den meisten Fällen mitteleuropäischer und deutscher Herkunft gewesen. Dennoch darf nicht übersehen werden, daß sie in manchem abgewandelt und auch vereinfacht worden sind durch andersvölkische Kulturträger, die sich ihrer oft viele Generationen hindurch bedienten, bevor eine Weitergabe an das serbische Volkstum erfolgte²⁾.

Die „Verwestlichung“ des Serben- und Rumänentums seit dem Ausgang des 18. Jh.s ist zu begreifen als eine grundlegende Verschiebung der abendländischen Kulturgrenze in südöstlicher Richtung, die bewirkt wurde durch die Ausgliederung dieser Völkerschaften aus dem im Zerfall begriffenen byzantinischen Kulturraum. Die Grundlagen der kulturellen Umstellung sind der Mehrzahl nach eindeutig mitteleuropäischer Herkunft, zum Teil Übernahmen aus dem Karpathenbecken.

Es bleibt vorerst ein kulturmorphologisches Rätsel, wieso es möglich war, daß in diesen Ländern trotz der starken deutschen Unterlagerung französische Einflüsse in der weiteren Entwicklung wenigstens in der Oberschicht³⁾ so beherrschend werden konnte. Es ist nicht meine Aufgabe, in diesem Zusammenhang die Gründe zu würdigen, die zu dieser kulturellen Zwiespältigkeit im balkanischen Raum geführt haben. Wesentlich ist aber in diesem Zusammenhang die Feststellung, daß die westeuropäischen Anregungen im Oberbau dieser Kulturen lediglich möglich waren dank der Grundlagen, die durch mitteleuropäische Einflüsse vor allem deutscher

¹⁾ Ich werde auf diese bemerkenswerten Erscheinungen ausführlicher im 2. Band meines Buches über den deutschen Kultureinfluß im nahen Südosten zurückkommen.

²⁾ Etwa seit der Mitte des 19. Jh.s.

³⁾ Von einer sozialen Durchgliederung der französischen Einflüsse kann in allen diesen Ländern bekanntlich nicht die Rede sein.

Prägung geschaffen wurden. Eine „Parität“ etwa zwischen der französischen und deutschen kulturellen Beeinflussung ergibt sich lediglich in Bulgarien und Griechenland, wo die Verwestlichung entweder nicht mehr räumlich die unmittelbare Fühlungnahme mit Mitteleuropa besessen hat oder erst zu einem Zeitpunkt begann, als die mitteleuropäischen Kultureinflüsse in Südosteuropa weniger stark waren.

Zweifellos stellt sich im Laufe des 19. Jh.s eine Abschwächung der deutschen kulturellen Einflüsse in Südosteuropa ein. Das nationale Erwachen der Südostvölker ergab im weiteren Verlauf der Entwicklung (zunächst noch nicht!) gewisse Spannungen gegenüber vor allem dem österreichischen Kaiserstaat, die das kulturelle Verhältnis zu Deutschland allgemein ungünstig beeinflussten. Aber nicht nur daraus ergab sich eine Schwächung der geistigen Zusammenhänge mit Deutschland. Dazu kam eine gewisse innere Krise des deutschen Kultureinflusses im Südosten, die — geistesgeschichtlich betrachtet — mit der Auflösung alter deutscher Ordnungsbegriffe durch die Ideen des Liberalismus zusammenhängt. Die deutschen Kulturbewegungen in Südosteuropa waren politisch und auch sonst durch Kräfte unterbaut, die noch durchaus im Wertsystem der alten vorrevolutionären Ordnung verankert und vom Blickpunkt der französischen Revolution sowie Liberalismus aus beurteilt, schärfsten Angriffen ausgesetzt waren. Das Vordringen liberaler Ideen in Deutschland, sowie seine Erfolge beim Bürgertum des Südostdeutschtums haben in vielen Fällen die geistige Selbstsicherheit des Südostdeutschtums erschüttert, die Stoßkraft der aktiven deutschen Kulturschichten vermindert und schließlich zum Zusammenbruch des südostdeutschen Städtewesens mit beigetragen.

So ist es zu begreifen, daß innerhalb des Karpathenbeckens und beim magyarischen Volkstum ein Rückgang der deutschen kulturellen Beeinflussung etwa seit dem Vormärz eingetreten ist, der trotz rückläufiger Ansätze etwa während des neoabsolutistischen Jahrzehnts (1849—1859) nicht mehr aufrecht zu halten war und die hervorragende Stellung der deutschen Kultur im Karpathenbecken erheblich verringert hat.

Parallel zum Zusammenbruch des südostdeutschen Bürgertums vollzieht sich ein Zusammenbruch südostdeutscher Kulturgeltung! Doch bleibt auch jetzt die kulturelle Situation des Karpathenbeckens von der Lage innerhalb des balkanischen Bereiches wesentlich verschieden. Während bei den Serben und Rumänen der französische Einfluß schon vor 1848 eine beherrschende Position zu gewinnen im Begriffe ist¹⁾, vermag die französische Kulturorientierung im Karpathen-

¹⁾ Besonders bei den Rumänen lassen sich die Ansätze der französischen Kulturorientierung bis zum Beginn des 19. Jh.s zurückverfolgen, während dieser Prozeß bei den Serben langsamer verläuft, der erst seit etwa den 40er Jahren des 19. Jh.s

becken bis 1918 und auch noch darüber hinaus keine eindeutigen Ergebnisse zu gewinnen. Zwar tritt ein sichtbarer Verfall der kulturellen Verbindungen mit Deutschland ein, ohne daß diese jedoch durch die französische Kulturorientierung überflügelt werden wären. Trotz gewaltiger Energie- und Wirkungsverluste vermag sich der deutsche Kultureinfluß in diesem Gebiet bis in die Gegenwart hinein an erster Stelle zu behaupten.

Auch in dieser Tatsache spiegelt sich die Zugehörigkeit des Karpathenbeckens zum Abendland seit mehr als einem Jahrtausend. Der grundlegende kulturmorphologische Unterschied gegenüber diesem Raumbereich und balkanischen Gebieten weiter südlich ist darin zu erblicken, daß die kulturelle Entwicklung des Karpathenbeckens seit der karolingischen Südostexpansion — im Ganzen gesehen — nach einer Richtung hin gelaufen ist und eine immer stärkere Angleichung an Mitteleuropa ergeben hat. Die Kulturentwicklung ist hier „organisch“, sie läuft im alten Gleise weiter. Andere Kulturbewegungen als die Mitteleuropas haben hier bis in das 19. Jh. immer nur eine untergeordnete Rolle zu spielen vermocht. Ganz anders ist die Situation jedoch in den balkanischen Gebieten gewesen, zu denen in kultureller Hinsicht auch die rumänischen Fürstentümer Moldau und Walachei gehörten, wo zwar mitteleuropäische abendländische Einflüsse gleichfalls nicht fehlen, ohne daß diese jedoch hier vor dem 19. Jh. bestimmende Geltung hätten erlangen können. Das Wesen der kulturellen Entwicklung besteht hier vielmehr — abgesehen von der Zugehörigkeit zum byzantinischen Kulturkreis — darin, daß kulturelle Einflüsse ständig gewechselt haben, daß einmal Einflüsse des nahen Orients, dann wieder mittelmeerischer Randlandschaften, mit Einflüssen Frankreichs und Italiens abwechseln, so daß hier eine Kontinuität der kulturellen Beeinflussung nie über einige Jahrhunderte anzudauern vermag. Dieser unstete, sprunghafte Zug der kulturellen Beeinflussungen bestimmt nicht nur das kulturelle Bild dieser Landschaften, sondern bedeutet gleichzeitig den wesentlichsten kulturmorphologischen Unterschied gegenüber dem Karpathenbecken, das freilich vom balkanischen Bereich nicht linear abgegrenzt zu werden vermag, da die Kulturgrenzen schon seit dem Mittelalter mehr und mehr zerfließen und heute noch am ehesten mit Grenzen des religiösen Bekenntnisses und des Volkstums¹⁾ zusammenfallen.

einsetzt, hier allerdings im Laufe von etwa drei Jahrzehnten, zum gleichen Ergebnis führt wie in den rumänischen Fürstentümern.

¹⁾ Gerade der Untersuchung der Kulturgrenze und ihrer Wandlung im Laufe der Entwicklung müßte größere Aufmerksamkeit als bisher geschenkt werden. Besonders aufschlußreich wäre die Untersuchung ihrer Auswirkung bis in die Gegenwart hinein.

Ich glaube mit meinen Ausführungen, die mehr andeuten als darstellen konnten, immerhin gezeigt zu haben, daß die kulturmorphologischen Probleme Südosteuropas vor allem in Hinblick auf die geistigen Zusammenhänge mit dem Abendland von einer Bedeutung sind, die über den örtlichen Rahmen hinausgehen und — systematisch untersucht — imstande wären, Ergebnisse zu liefern, die in mehrfacher Hinsicht für die Kulturforschung des gesamten abendländischen Bereiches von erheblichem Wert sein könnten. Die Schwierigkeiten einer methodisch gesicherten Forschung liegen dabei aber nicht nur im Stofflichen, sondern besonders auch darin, daß die Überschneidung nationaler Interessen auf diesem Gebiet besonders deutlich zum Ausdruck gelangt und zu Hemmnissen für die Arbeit führt. Ohne auf diese hier näher einzugehen, sei jedoch betont, daß die vorhandenen Verschiedenheiten der Meinungen wissenschaftlich fruchtbar gemacht werden können, zumal man sie als Arbeitsansätze zur Überprüfung des Sachverhaltes von den verschiedensten Seiten her anzusehen geneigt ist. Die deutsche Forschung erblickt mit Recht in der Untersuchung der deutschen Kulturbewegungen in Südosteuropa ein Arbeitsgebiet, dessen eingehendste Berücksichtigung für sie Ehrenpflicht ist. Der Gegenstand berührt aber so viele andere Völker des südeuropäischen Bereiches, daß notwendigerweise auch von dieser Seite her eine Beschäftigung mit dem Gegenstand erwartet werden darf. Der deutsche Forscher wird es immer begrüßen, wenn in der Bearbeitung dieser wie auch anderer Fragen ein Zusammenwirken mit Forschern anderer Völker zustande kommt, vorausgesetzt, daß dieses vom Willen zur Sachlichkeit bestimmt ist und nicht zu einer Verschleierung gegensätzlicher Auffassungen führt, die gesicherte wissenschaftliche Ergebnisse nicht ergeben können.

Das ungarländische Deutschtum und das Ungartum.

Von

Ludwig Némedi (Debrecen).

Auf dem Gebiete der deutsch-ungarischen Wechselbeziehungen hat man viel mehr von dem deutschen als von dem ungarischen Einfluß gesprochen. Das ist natürlich bedingt von dem Maß und der Natur dieser Einflüsse. Der deutsche Einfluß in Ungarn war beinahe ständig und sehr tiefgehend, der ungarische Einfluß auf das Deutschtum ist nur fragmentarisch, man könnte fast sagen, zufällig. Ein Teil dieses Einflusses verdient doch in jeder Beziehung unsere Aufmerksamkeit, da er wirkungsvoll und bedeutsam war: das ist der Einfluß des Ungartums auf das Deutschtum in Ungarn. Er ergab sich aus jahrhundertlangem Zusammenleben und Zusammenarbeit, er bewirkte, daß das Deutschtum in Ungarn eben infolge dieser seiner eigentümlichen Lage sein eigentümliches Profil bekommen hat, und daß es ohne Willkür nicht mit zu den übrigen Gruppen des Auslandsdeutschtums gerechnet werden kann.

Was waren die Vorbedingungen und die Umstände des Einflusses? in welchen Zeitaltern, mit welchen Symptomen kam er zur Geltung? welche Gesellschaftsschichten umfaßte er? was waren seine Auswirkungen? was für Gegenströmungen löste er aus? was sind seine Ergebnisse? und was für Beurteilungsmöglichkeiten gibt es dafür heute? Dies sind die wichtigsten Fragen, die vor uns auftauchen, wenn wir uns dem wichtigen Problem zuwenden.

Wer sich mit Grenzfragen vom Leben der Völker und Kulturen befaßt, muß sich über die großen Schwierigkeiten im klaren sein, die sich aus der Natur der Sache ergeben. Dieses Gebiet ist und war zu jeder Zeit von Spannungen seelischer und politischer Natur überkreuzt, die eine klare Übersicht der Fragen vielfach schwierig machen. In der Meinung der Völker über andere Völker entstehen Mißverständnisse, die nicht schuldhaft, sondern geradezu natürlich, mindestens aber unumgänglich sind¹⁾. Die Frage der Beeinflussung von der Seite eines anderen Volkes her ist sehr

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz in den Ungarischen Jahrbüchern, Band XX, Heft 1: *Das Deutschtum im ungarischen Blickfeld.*

oft heikel, da sie in vielen Fällen den nationalen Stolz zu beleidigen scheint und den Eindruck erweckt, als ob sie die Eigengesetzlichkeit der kulturellen Entwicklung der Nation und die nationale Eigenart in Zweifel ziehen würde. Daher hält es Fritz VALJAVEC in seiner Arbeit über den deutschen Kultur einfluß in Ungarn für angebracht, zu erklären, daß für ihn „das Vorhandensein zahlreicher und einschneidender Eigenartigkeiten der ungarischen Geistigkeit geradezu eine Selbstverständlichkeit ist“¹⁾. — Wir, die wir auf dem Standpunkt stehen, daß das Deutschungartum sein eigenes Gesicht geradezu unter dem Einfluß der ungarischen Umgebung erhielt, möchten auch betonen, daß wir uns über die große Bedeutung des Deutschungartums, die es aus dem Gesichtspunkte der ungarischen kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung in der Vergangenheit besaß und auch heute noch besitzt, völlig im klaren sind, und daß nach unserer Überzeugung dieser Faktor aus der ungarischen Geschichte nicht wegzudenken ist.

Einen anderen heiklen Punkt in unserem Thema bildet der Umstand, daß ein beträchtlicher Teil unseres Deutschtums infolge der ungarischen Beeinflussung auf dem Wege eines selbstgewollten Assimilationsprozesses im Ungartum aufgegangen und so für das Gesamtdeutschtum unwider ruflich verloren gegangen ist. Wir halten es aber für durchaus möglich, daß man einen so hohen Grad der Objektivität erreichen kann — und nur Objektivität ist hier am rechten Platz —, daß man von dieser hohen Warte aus den Tatsachen der Vergangenheit in vollem Maße Gerechtigkeit wider fahren läßt. Eine Assimilation, die wir bei einem Teile des Deutschungartums beobachten werden, war eben nur in der kosmopolitischen Atmosphäre der Aufklärung und bei dem Liberalismus des 19. Jh.s sowie im Schwunge der Entstehung des modernen ungarischen Staates möglich: Heute gelangen wir zum Schlußakkord eines Prozesses, der in der Gegenwart beinahe unvorstellbar wäre. Und es wäre eine äußerst mechanistische Zurückprojizierung unserer heutigen veränderten Gesichtspunkte, wenn wir die Menschen vergangener Jahrhunderte nach unseren heutigen Prinzipien beurteilen oder geradezu verurteilen wollten. Das hieße, der Geschichte Gewalt antun und den uns vorangehenden Generationen gegenüber die größte Ungerechtigkeit begehen.

Aber auch die sachlichen Schwierigkeiten unseres Themas sind zahlreich. Das Problem ist zu kompliziert, es umfaßt letzten Endes das ganze Lebensgebiet des Wirtsvolkes und des ungarländischen Deutschtums, wenn wir uns nicht auf den engen und unzulänglichen Raum des literarischen Stileinflusses beschränken wollen. So ist eine ganze Reihe der Fachwissen-

¹⁾ Fritz VALJAVEC: *Der deutsche Kultureinfluß in Ungarn*. Deutsch-Ungarische Heimatbl. 1933, S. 5.

schaften interessiert, die Geschichte, die Siedlungsgeschichte, die Geschichte der Literatur und der Gesellschaft, die verschiedenen Zweige der Volkskunde, die Anthropogeographie und Anthropologie, um nur die wichtigsten zu nennen, aber die Zusammenfassung von Ergebnissen der einzelnen Teilgebiete ist auch eine wichtige und zu leistende Aufgabe. Eine solche Zusammenfassung wäre nun gar nicht schwierig, wenn die einzelnen Fachwissenschaften auf ihren Gebieten befriedigende Vorarbeiten zur Verfügung stellen könnten. Leider ist das in unserem Fall nur von den historischen Disziplinen zu sagen. Die prinzipielle Grundlegung zu einer Erforschung des ungarischen Einflusses in der Kulturgeschichte Südosteuropas gab A. Eckhardt¹⁾, indem er neben Wien als Ausstrahlungszentrum einen ungarischen Ausstrahlungskreis bei den umliegenden Völkern aufgestellt hat. Die reichen Beziehungen des ungarischen und des ungarländisch-deutschen Geisteslebens stehen auf Grund der verdienstvollen und in vieler Hinsicht bahnbrechenden Tätigkeit von B. PUKÁNSZKY²⁾ und J. VON FARKAS³⁾ mindestens in ihren Grundlinien klar vor unseren Augen.

In den anderen erwähnten Wissenschaften fehlen aber auch noch die allernötigsten Vorarbeiten. Der Gesichtspunkt war in den Forschungszielen des ungarländischen Deutschtums klar vertreten. Jakob BLEYER schrieb im einleitenden Aufsatz der Deutsch-Ungarischen Heimatblätter: „Es gehört in den Rahmen unserer Vierteljahrsschrift erstens das gesamte deutsche Leben in Ungarn in Vergangenheit und Gegenwart . . . Es gehört zweitens in den Rahmen unserer Zeitschrift der ganze geistes- und kulturgeschichtliche Zusammenhang zwischen Ungartum und Deutschtum“⁴⁾. Vier Jahre später hat er es in einem Vortrag noch klarer formuliert: „Dabei ist zu beachten, daß der ungarische Einfluß auf die übrigen Völker des ungarischen Raumes erst nach einer . . . Klarlegung der europäischen Fundamente des ungarischen Geisteslebens, ohne in die Irre zu gehen, untersucht werden kann. Denn daß eine solche ungarische Beeinflussung auf alle Völker des altungarischen Raumes in größerem oder geringerem Maße vorhanden war, unterliegt wohl keinem Zweifel. Die Deutsch-Un-

1) A. ECKHARDT: *Méthodes et problèmes de la littérature comparée dans l'Europe centrale*. Bulletin of the international committee of historical sciences 1932, S. 89—96.

2) Neben seinen zahlreichen Aufsätzen meine ich vor allem seine: *Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn*, Budapest 1926, seine Beiträge in der *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte* von NAGL-ZEIDLER-CASTLE, Band III, und sein neuestes Buch: *Deutsches Bürgertum in Ungarn* (ung.), Budapest 1940.

3) Man vgl. besonders seine Bücher: *Die ungarische Romantik*, Berlin 1931; *Das Zeitalter des „Jungen Ungarn“* (ung.), Budapest 1932 und *Der Freiheitskampf des ungarischen Geistes 1867—1914. Ein Kapitel aus der Geschichte der neueren ungarischen Literatur*, Berlin 1940, sowie seine wertvollen Aufsätze.

4) Jahrgang 1929, S. 2.

garischen Heimatblätter haben die Wichtigkeit dieses Gedankens von Anfang an erfaßt und wollen ihn auch nicht aus den Augen verlieren“¹⁾. Man findet ähnliche Gedanken auch in den einzelnen Aufsätzen, aber die meisten Heimatforscher um und nach Bleyer haben sich doch nur mit einigen mangelhaften Hinweisen begnügt, wie wir noch sehen werden. Auch der ungarischen volkskundlichen Forschung ist das Ziel nicht unbekannt und sie fühlt die Aufgabe, den Einflüssen des Ungartums auf das Leben der umliegenden Völker nachzugehen, ohne dabei auf unserem Spezialgebiet nennenswerte Ergebnisse aufweisen zu können.

Mit diesen Tatsachen und Schwierigkeiten mußten wir gleich von Anfang an rechnen. Es ergibt sich aus all dem, daß die vorliegende Zusammenfassung weiter nichts als ein erster Versuch sein kann, den Fragenkomplex zu umschreiben. Sie hat vielleicht das Verdienst, den Gesichtspunkt zuerst klar und konsequent durchgeführt zu haben²⁾, sie muß aber auch die Gefahren und Fehlerquellen auf sich nehmen, die von solchen ersten Versuchen naturgemäß untrennbar sind.

Und nun an die Arbeit.

I.

Bevor wir uns unserer eigentlichen Aufgabe zuwenden, scheint es uns notwendig, einiges über die Ansiedlung und Zusammensetzung des Deutschtums in Ungarn zu sagen. Das große Volk der Mitte entließ seine Söhne in zwei mächtigen Wellen nach Osten: einmal im Mittelalter und später im 18. Jh. Die ersten deutschen Siedler in Ungarn waren die Edelleute, Ritter, Beamten und Bürger, die mit Gisela, der Gattin Stephans I., ins Land kamen. Die planmäßigen deutschen Ansiedlungen beginnen aber erst im 12. Jh. Der erste größere Zug der Einwanderer, die sog. Flandrenses oder Saxones, ließen sich unter Géza II. in Oberungarn nieder. Ungefähr zur selben Zeit kommen die Siebenbürger Sachsen in ihre neue Heimat. Die Einwanderung einzelner Deutscher fand ständig statt, nach den Tatarenverheerungen bekommen auch Buda und Pest deutsche Siedler. — Die zweite große Welle der deutschen Ostwanderung gelangte im 18. Jh. nach Ungarn, wo die Regierung nach der Vertreibung der Türken die verödeten Gebiete des Landes mit neuer Bevölkerung aufzufüllen suchte. Die neuen, meist katholischen Ankömmlinge — die bereits Ansässigen waren überwiegend Lutheraner — wurden in der Umgebung von Pest und Buda, in den Komitaten Arad, Tolna, Baranya, Bács-Bodrog sowie im Temeser Banat angesiedelt.

In sozialer Hinsicht lassen sich im ungarländischen Deutschtum leicht zwei Schichten unterscheiden: Bürgertum und Bauerntum. Die Siedler

¹⁾ Deutsch-Ungarische Heimatblätter 1933, S. 246—247.

²⁾ Der Gedanke stammt von dem Herausgeber dieser Zeitschrift.

bis ungefähr 1700 bilden die erste, die Kolonisten des 18. Jh. zum größten Teil die zweite Schicht. Soweit die letzteren in Städte deutscher Prägung kamen, mischen sie sich frühzeitig mit der alten Bevölkerung (wobei die konfessionelle Verschiedenheit naturgemäß eine negative Rolle spielte), aber auch von der Landbevölkerung erhebt sich ein kleiner Prozentsatz in das Bürgertum im Laufe des 19. Jh.s.

Soviel mußten wir über das Deutschungartum im allgemeinen sagen, um unsere Aufgabe näher umgrenzen zu können. Es bedarf keines weiteren Beweises, daß beim Bürgertum ganz andere Möglichkeiten der Beeinflussung bestehen als beim Bauerntum. Daraus folgt nun klar und deutlich, daß wir die beiden sozialen Schichten getrennt ins Auge fassen, ganz verschiedene Gesichtspunkte geltend machen und ganz andere Methoden anwenden müssen.

Zuerst also das Bürgertum. Auch hier scheint eine Abgrenzung nicht unnütz zu sein. Von unserem Gesichtspunkte aus nehmen die Sachsen in Siebenbürgen innerhalb des ungarländischen Deutschtums eine klare Sonderstellung ein. Mit ihren im Andreanum (1224) verbrieften Rechten und Privilegien bewahrten sie stets ihre vollkommene Einheit und Absonderung. Die „Universitas“ aller Sachsen in Siebenbürgen, durch das Luthertum auch in ihrem Volkstum gestärkt, entwickelte sich selbständig und unterhielt rege und beinahe ausschließliche Beziehungen zum Reichsdeutschtum. In ihrer selbstgewollten und betonten Isolierung konnte sie sich dem Einfluß des Ungartums viel mehr als das deutsche Bürgertum im Norden und Westen entziehen. Aus diesem Grunde werden wir im weiteren, wenn wir vom ungarländischen Deutschtum im allgemeinen reden, die Siebenbürger Sachsen nicht mitrechnen. Wo auch sie an der allgemeinen Entwicklung teil haben, wird dies im besonderen bemerkt.

Das deutsche Bürgertum erfüllte in Ungarn im Mittelalter eine wesentliche Aufgabe¹⁾. Während das Ungartum den Staat begründete und ausbaute, sind die Entstehung der städtischen Verwaltungsorganisation und der Aufschwung der Städte den Deutschen zu verdanken. Mit ihren verbrieften Privilegien erheben sich die Städte bald zu einer bedeutenden politischen Macht.

Das Ungartum kam vom Osten Europas her mit einer eigentümlichen Steppenkultur. Nach den Beutezügen und nach der Annahme des Christentums suchte es sich der westlichen germanischen Welt anzupassen. Dies bezweckte auch die Ansiedlung von deutschen Rittern, Kaufleuten und Handwerkern. Diese westlichen Bürger waren dem Gastvolk in vieler Hinsicht überlegen, das in dieser Zeit gerade ihre Lebensform anzunehmen

¹⁾ Vgl. Béla PUKÁNSZKY: *Die Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn*, Budapest 1926, S. 14—96.

suchte. So kann lange Zeit von einem ungarischen Einfluß kaum die Rede sein, wo doch umgekehrt vieles vom Westen gelernt wurde. — Der große Einfluß der begünstigten „hospites“ an dem ungarischen Königshof erweckte im Ungartum manchen Widerwillen; so war auch das Zusammenleben beider Elemente in den Städten nicht immer ganz friedlich¹⁾.

Erst im 15. Jh., vielleicht dem größten und europäischsten in der ungarischen Geschichte, wird die ungarische Kulturatmosphäre im Zeichen des Humanismus („ungarisch“ in einem ganz besonderen und beschränkten Sinne) so stark, daß davon das blühende geistige Leben der Städte deutscher Prägung berührt werden konnte. So geriet das Bürgertum eine Zeitlang unter den Einfluß des Humanismus des ungarischen Königshofes: die wichtigsten Anregungen kamen aber auch diesmal von den deutschen Universitäten²⁾. Unwesentlich sind die Anregungen, die unmittelbar vor der nationalen Tragödie von Mohács (1526) vom königlichen Hof ausgingen und im Bürgertum frühe Anhänger für Erasmus und Luther warben³⁾.

Im Zeitalter der Reformation steht das kulturelle Leben des ungarländischen Deutschtums gänzlich unter reichsdeutschem Einfluß. Im Luthertum findet es auch für sein Volkstum eine Stütze, so besonders die Siebenbürger Sachsen. Der Kryptokalvinismus in der Zips, um den heftige polemische Kämpfe entbrennen, bewirkt bei den Zipsern seelisch eine gewisse Annäherung an das kalvinistische Stammungstum der Theißgegend, die sich aber erst viel später bemerkbar macht⁴⁾.

Die Gegenreformation brachte die Protestanten ohne Rücksicht auf die Nationalität vielfach in ein Lager, wenn es um die Glaubensfreiheit ging. So konnten sich die Freiheitskämpfe von Bocskay, Bethlen und Rákóczi auf die deutschen Städte Oberungarns stützen, da die Protestantenverfolgungen der Wiener Regierung auch das lutherische Bürgertum berührten. Gabriel Bethlen, Fürst von Siebenbürgen (1613—1629), förderte durch seine wirksamen Reformen auch das Schulwesen der Siebenbürger Sachsen. Sein Kollegium in Gyulafehérvár war zwar rein kalvinistisch und sollte so ohne direkte Wirkung auf das lutherische Sachsentum bleiben. Allein das dortige Vorbild schuf auch für dieses eine günstige Atmosphäre und die von Bethlen berufenen deutschen Lehrer, Opitz, Alstedt, Piscator, Bisterfeld kamen gewiß in Berührung mit den Sachsen und beeinflussten direkt und indirekt ihr Schulwesen richtunggebend⁵⁾.

¹⁾ Man vgl. meinen zitierten Aufsatz.

²⁾ PUKÁNSZKY a. a. O. S. 103.

³⁾ PUKÁNSZKY a. a. O. S. 120.

⁴⁾ Vgl. Béla PUKÁNSZKY: *Deutsch-ungarische Geistesart in der Zips*. Archivum Philologicum 1939, Heft I—IV.

⁵⁾ PUKÁNSZKY a. a. O. S. 228—229.

Die Gestalt Gabriel Bethlens, einer der Hauptpersonen des 30jährigen Krieges in seinem ersten Abschnitt, spiegelt sich in einer ganzen Reihe deutscher historischer Lieder und Zeitgedichte¹⁾. In dieser Zeit ist in Deutschland wegen der Türkenkriege ein ganz besonderes Interesse für Ungarn und ungarische Verhältnisse vorhanden. Eine fast unübersehbare Reihe von Flugschriften und Büchern, die sog. Türkenliteratur, befaßt sich meist in phantastischer Aufmachung und Übertreibung mit den Kriegseignissen. An dieser Türkenliteratur nimmt als Augenzeuge auch das ungarländische Deutschtum einen beträchtlichen Teil, was sein wachsendes Interesse an der gemeinsamen Sache und an dem Ungartum zeigt. Der beliebteste Held der Flugschriften ist neben Bethlen der große Feldherr und Dichter Graf Nikolaus Zrinyi, später aber der Fürst Franz Rákóczi II.²⁾

Im Laufe des 17. Jh.s zeigt sich überhaupt eine gewisse Annäherung an das Staatsvolk. Die konfessionellen Kämpfe teilen die Bevölkerung und bringen, wie wir sehen, auf beiden Seiten Ungarn und Deutsche zusammen. Peter Pázmány, der führende Geist der ungarischen Gegenreformation, ist ein Vorbild auch für deutsche Prediger³⁾. Die Erbauungsschriften ungarischer Jesuitenpater wie J. Nádasí, G. Hevenesi und Szentiványi sind die erste populäre religiöse Lektüre des katholischen Deutschtums in Ungarn⁴⁾. Während also das lutherische Deutschtum trotz seelischer Annäherung seine geistige Unabhängigkeit vollkommen behauptet, ist bei den Katholiken ein gewisser ungarischer Einfluß bemerkbar.

Das langsam erwachende historische Interesse wendet sich gerne der Frage der Herkunft und Urgeschichte des Deutschtums in Ungarn zu; die Historiker berühren dabei naturgemäß auch ungarische Verhältnisse, wenn auch sehr tendenziös. Das bedeutendste Werk ist *Der Uralte Deutsch-Ungarische Zipserische und Siebenbürgische Landsmann* (1651) des Kesmarker Mathematiker David FRÖHLICH, wo die landesübliche Bezeichnung „Deutsch-Ungar“ zum ersten Male vorkommt, doch „ausschließlich staatlich und geographisch“ gefaßt⁵⁾.

Wenn wir die Zeit bis 1760 überblicken, so können wir trotz Verschiedenheiten eine gewisse Parallele in der geistigen Entwicklung des Ungartums und des Deutschtums in Ungarn feststellen. Das geistige Leben beider Teile entsprang dem gleichen Nährboden und entwickelte sich unter dem Einfluß derselben Faktoren. Wir sehen ungarische Dichter und Schrift-

1) S. Georg KRISTÓF: *Die Gestalt Gabriel Bethlens in der zeitgenössischen deutschen Dichtung*. Ungarische Jahrbücher 1931, S. 98—112.

2) PUKÁNSZKY a. a. O. S. 366—372.

3) PUKÁNSZKY a. a. O. S. 305.

4) PUKÁNSZKY a. a. O. S. 310—311.

5) Vgl. Béla PUKÁNSZKY: „*Deutschungar*“. Deutsch-Ungarische Heimatbl. 1931, S. 81—91.

steller, die deutsch schreiben (Amadé, Bakos, Máday), daneben aber auch Sachsen, die zum Ungartum übertreten (Heltai, Dávid). Die beiden Teile wirkten aufeinander vielfach fördernd und befruchtend. Wir haben nur einzelne Momente herausgegriffen, die Einzelforschung könnte aber gewiß noch vieles weitere ans Tageslicht fördern¹⁾.

Um die Mitte des 18. Jh.s bereiten sich tiefgehende Veränderungen im Leben des ungarländischen Deutschtums vor.

Das Ungartum wird in den jahrhundertelangen Kämpfen gegen die Türken und gegen Wien langsam physisch und seelisch aufgerieben. 1711 zerbricht die erschöpfte Nation das Schwert des nationalen Widerstandes. Der Ungar sinkt zu Boden nieder, um als Antheus davon neue Kräfte zu bekommen. Gegen die Mitte des Jahrhunderts sehen wir den klagenden Flüchtling als stolzen Träger eines neuen, im Zeichen des ständischen Barocks aufblühenden Kulturlebens wieder. Der lange Friede bringt Reichtum ins Land und der wohlhabende Adel zieht in die Städte (begonnen hatte dieser Vorgang bereits zur Zeit der Türkenkriege) und nimmt dort den Wettkampf mit dem überwiegend deutschen Bürgertum auf. Bald gewinnt er die Führung im öffentlichen Leben und schafft sich einen eigentümlichen ungarischen Lebensstil, wenn er auch gerade in dieser Zeit sehr viel Fremdes in sich aufnimmt. Dieser adlige Lebensstil wirkt auf das deutsche Bürgertum sehr stark ein. Diese gesellschaftliche Wirkung und Anziehung löst den Vorgang der Veränderungen aus, auf die wir bereits angespielt haben.

Untersuchen wir nun, ob die allgemeine Geistesrichtung der Zeit förderlich war, solcher Anziehungskraft einen Widerstand zu leisten! Die Antwort auf die Frage fällt verneinend aus. Das Gemeinschaftsbewußtsein unseres deutschen Bürgertums war als eine Erbschaft der vorangehenden Jahrhunderte die einfachste Form des Staatspatriotismus²⁾, der das Vaterland als höchste reale Gemeinschaft betrachtete. Dieses Vaterland ist aber nichts anderes als der Staat, der Staat wird wiederum durch den König personifiziert. Der gute Patriot ist also der loyale Untertan. Die Aufklärung hat diese Auffassung durch die Idee des Wohlfahrtsstaates vertieft und hat ihr den Schwung des Fortschrittsglaubens geliehen, in ihrem Wesen ließ sie sie aber unverändert. Der Wiener Hof trug Sorge dafür, daß diese nützliche Auffassung auch durch literarische Mittel gefördert wurde. So wirkte besonders Josef SONNENFELS, der tätigste Geist und Staatsmann der österreichischen Aufklärung, durch sein Werk *Über die Liebe des Vaterlandes* (1771) auf die Völker der Monarchie und sehr stark auch auf das deutsche Bürgertum in Ungarn ein. Sein Denken wurde

¹⁾ PUKÁNSZKY a. a. O. S. 377—378.

²⁾ S. PUKÁNSZKY: „Patriot“ und „Hazafi“ (ung.). Budapesti Szemle 1933, Nr. 668—669.

aber auch durch seine reale Lage geformt und zu den von der allgemeinen Entwicklung abweichenden Formen geführt. Dieses Bürgertum lebte mit dem ungarischen Adel zusammen, und dieser Umstand bewegte es zu längerem Nachsinnen über seine eigentümliche Lage. So entsteht bei ihm eine Abart des Staatspatriotismus, die von den Österreichern etwas tadelnd „partialer Patriotismus“ genannt wird. Sein Inhalt ist im Wesentlichen, daß unser Bürgertum sich in erster Linie nicht als Bürger der ganzen Monarchie, sondern als Bürger des ungarischen Vaterlandes fühlt. Dementsprechend sind die Pflichten, die es auf sich nimmt, eben solche, die sich nicht nach dem gesamten Staat, sondern nach den Lebensbedingungen des ungarischen Vaterlandes und des Staatsvolkes richten. Unser Bürger ist nicht einfach Patriot, sondern Ungar. Unsere deutschen Dichter nennen sich bereits im 17. Jh. durchwegs Hungern oder Ungern. Dieser meist einfach geographisch verstandene Ausdruck füllt sich jetzt mit neuem Leben und bekommt seine wahre Bedeutung: Ungar oder Hungarus ist in diesem Falle ein Glied der *natio Hungarica*, das aber deutsch spricht und schreibt.

Wie veränderte sich aber die Lage mit dem Aufkommen des nationalen Gedankens im modernen Sinne des Wortes? Mit Herders prophetischen Erörterungen kam in den Seelen die große Erkenntnis auf: nicht der Staat, sondern das Volk, die Nation ist das Bleibende, das Primäre. Der Staat ist nur dann vollkommen, wenn er ein Volk beherbergt. Man kann sich denken, daß diese Gedanken die ruhige problemlose Atmosphäre des Staatspatriotismus störten, ja alles gefährdeten. Die führenden Geister der Monarchie haben den Nationalismus deswegen den Verhältnissen der Monarchie angepaßt und bewußt den neuen sog. Patrioten-Nationalismus gefördert, an der Spitze der *spiritus rector* selbst, Metternich. Nach einem bedeutenden Propagator der neuen Idee in Österreich, dem Baron Josef HORMAYR, besteht unter den Völkern des österreichischen Staates ein kameradschaftliches Verhältnis; dieses Verhältnis beruht auf gemeinsamen Siegen und auf gemeinsam durchlebten Leiden. Die Notwendigkeit der Zusammengehörigkeit erkennt man aus der Geschichte, daher kommt es dem neuen Gemeingeist in der Monarchie zugute, wenn die geschichtlichen und sprachlichen Überlieferungen der einzelnen Staatsvölker wissenschaftlich erschlossen werden.

Es ist nur natürlich, daß der Nationalgedanke in dieser verdunkelten Form die Völker der Monarchie nicht lange befriedigen konnte. Die Forschungen, die von Hormayr und seinem Kreis begonnen wurden, trugen bei ihnen nur dazu bei, das Gefühl der Eigenvolklichkeit zu stärken. Die ganze Entwicklung war nur für das Deutschtum in Ungarn nicht günstig, da man seine Vergangenheit als die des absolut zuverlässigen Staatsvolkes vernachlässigte. Hormayrs Lehren befolgend, vertieft sich dieses Bürger-

tum vielmehr in das Studium der ungarischen nationalen Überlieferungen und gerät so immer mehr in die geistige Nähe des Staatsvolkes. Als fortschrittsliebend wollte es sich dem Nationalismus, der neuen Idee, verschreiben. Da aber die Anregungen deutscherseits ganz fehlten, so mußte es eben den ungarischen Nationalismus wählen, der in der Monarchie zuerst aufblühte.

Nachdem wir den allgemeinen ideellen Hintergrund aufgezeichnet haben, bleibt uns nur noch die Frage übrig: wie sah das Ungartum aus, dem sich unser deutsches Bürgertum anschloß? Eine zweite Frage führt uns noch näher zu unserem eigentlichen Problem: wie erschien dieses Ungartum den Augen des deutschen Bürgertums? Wir sind überzeugt, daß die Antworten auf diese Fragen uns einen großen Schritt vorwärts bringen, die geschichtliche Entscheidung des Bürgertums verstehen zu können.

Die im Zeichen der Aufklärung aufblühende geschichtliche und geographische Wissenschaft der ungarländischen Deutschen mußte sich auch mit dem ungarischen Volkscharakter auseinandersetzen. Die Forscher konnten sich dabei neben ihren etwaigen Quellen auf eigene Beobachtungen und auf die öffentliche Meinung und Stimmung stützen. Sehen wir uns also einige Charakterbilder vom Ungartum an. — Karl Gottlieb von WINDISCH¹⁾, der Bürgermeister von Preßburg, rühmt den Ungarn in seiner Geographie ihre Tapferkeit, ihren allen morgenländischen Völkern eigenen Stolz, ihre Gastfreiheit und Höflichkeit nach. Martin SCHWARTNER²⁾, der gelehrte Statistiker an der Pester Universität, unterscheidet den westlichen von dem östlichen Ungarn. Jenen erkennt man bald an Geschmeidigkeit, Politesse und französisch-deutschen Sitten, für diesen sind Gradheit, Gastfreiheit und Einfachheit charakteristisch, beiden aber ist heiße Vaterlandsliebe und mehr als spanischer Nationalstolz angeboren. Schwartner tadelt manches im Kulturleben des Landes, aber kargt nicht mit Worten, wo er an der ungarischen Nation eine glückliche Anlage zu den Wissenschaften und zur Aufklärung überhaupt wahrnimmt.

Die Augen des Jugendschriftstellers Jakob GLATZ dringen tiefer bei Beurteilung des ungarischen Nationalcharakters, dem Glatz ein besonderes Kapitel seiner „*Freimütigen Bemerkungen*“ widmet. Stolz und Ehrgeiz sind für den Ungarn bezeichnend. „Zur Freundschaft gestimmt, treu und beständig in derselben, alles aufopfernd für die Rettung dessen, der im Besitze seines Herzens ist . . . Freiheitsliebend ist der Ungar auch in den Fesseln . . . Energie des Geistes mangelt ihm nicht und er besitzt schöne Anlagen zu einem gebildeten, geschmackvollen edlen Menschen, zu welchem er sich gewiß nach und nach erheben wird . . . Er ist ein Diamant

¹⁾ Karl Gottlieb von WINDISCH: *Geographie Ungarns* 1780, S. 45.

²⁾ Martin SCHWARTNER: *Statistik des Königreichs Ungarn*, Pest 1798, S. 593 und S. 498.

von großem Werte, aber noch unpoliert . . . kommt aber einmal die Hand eines Meisters über ihn . . . da wird er dastehen in Gottes Schöpfung, die Achtung und Bewunderung aller Unparteiischen auf sich ziehend, und es wird dann nicht nur heißen: Seht den tapfern Ungar, sondern seht den edlen Menschen“¹⁾). Ein größeres Lob konnte sich der talentvolle Aufklärungsfanatiker nicht denken.

Johann Christoph RÖSLER schließt seinen Aufsatz über *Die ungrische Nationaltracht und den magyarischen Nationalcharakter* mit dem Gefühl der feurigsten Hochachtung und innigsten Bewunderung, die ihm der Charakter des Madjaren noch jederzeit abgenötigt hat. „Keine Nation, außer der Britischen“, sagt er, „besitzt bei so viel Energie, bei so viel Bestimmtheit in ihrer Denkungsart, bei so selbständiger Einheit mit den reineren Zwecken der Natur, die einfach edle Würde und würdevolle Einfachheit, als der Magyar sich deren rühmen darf. Der Brite mit dem trotzigen Bewußtsein seiner selbsterrungenen hohen Kraft; und der Magyar mit dem rücksichtlosen Hochgefühl seines noch unverbildeten Menschenadels, was kann ein Volk höheres erreichen als diese Stufe?“²⁾ Rösler nennt sich „ein aufgefropftes Reis dieses Stammes“ und feiert 1807 in hohen Tönen das Ungartum:

„Brav, wie es seine Väter waren,
Und feurig ist des Ungars Mut.
Ein Löwe ist er in Gefahren,
Dem Flammenstrome gleich sein Blut.
Und dennoch wallt in diesem Blute
Die Liebe mit der Herzlichkeit,
Rasch für das Schöne, für das Gute,
Wie für das Große kühn bereit.
Wo glich an Edelsinn und Stärke
Dem Ungar je ein Patriot? . . .“³⁾.

A. I. FESSLER, der große romantische Geschichtsschreiber zitiert in der Vorrede zu seinem mächtigen Werk den schweizerischen Historiker Johannes MÜLLER und lobt mit dessen Worten die Ungarn: „Ein freies Volk kennt nichts Älteres, Natürlicheres, Besseres als die Führung der Waffen. Der Freiheit Mut und stolzer Genuß, das Geheimnis ihrer Verbindung mit genauem Gehorsam, ein zu des ganzen Lebens Glück unendlich wichtiger, gefahrverachtender Sinn, eine gewisse, Männern geziemende

¹⁾ *Freymüthige Bemerkungen eines Ungars über sein Vaterland. Teutschland* 1799, S. 33—49.

²⁾ *Ungrische Nationaltracht. Samt Bemerkungen über den magyarischen Nationalcharakter.* Ungrische Miscellen, Pest 1805, Zweites Heft.

³⁾ *Der Ungar.* In Musik gesetzt von F. X. KLEINHEINZ, abgesungen im Kgl. Stadttheater 1807. IV. 18. durch Blum.

Sitteneinfalt, aller Nutzen, welcher dem Staat, alle Glückseligkeit, welchen für jeden aus der Gewohnheit vertrauten Beisammenlebens mit brüderlich gesinnten Männern entsteht, Heldengeduld unter der Arbeit, nach der Arbeit sorglose Ruhe: Was ist Edles im Leben, was ist großes in der Historie, das ein freies, militärisches Volk nicht habe? . . . Was hiermit Müller so schön und kräftig in bezug auf Schweizer geschrieben hat, ist nunmehr schon seit neunhundertachtundzwanzig Jahren auch auf die Ungarn angewandt, wahr, wie ihre Geschichten es zeigen . . .¹⁾.

Glatz ausgenommen, hat das Modell zu jedem Portrait der ungarische Adel abgegeben. Aus den Einzelzügen ergibt sich bei jedem Verfasser das Bild eines stolzen, aber wertvollen und sympathischen Menschentums. Man muß dabei auch den Umstand nicht außer acht lassen, daß unsere Gewährsmänner Schüler der Aufklärung waren, der Bildungsgesichtspunkt färbt sich besonders in den Erörterungen Glatz's ab und führt zum Vergleich mit dem „unpolierten Diamant“. Dieses Bild vom Ungartum, das wir nach den zeitgenössischen Angaben zu entwerfen suchten, lebte und wirkte in den Seelen. Das Bild war durchaus positiv, wie wir sahen. Wäre es negativ gewesen, so hätte es der seelischen Assimilation im Wege gestanden. Das deutsche Bürgertum in Ungarn glaubte HERDER nicht, der den nahen Untergang dieses Volkes prophezeite. Es hatte Vertrauen auf das Volk, mit dem es sein Schicksal verband.

Die Annäherung an das Ungartum begann also. Würden wir uns aber damit begnügen, den ungarischen Einfluß in der Literatur des ungarländischen Deutschtums zu suchen, so könnten wir in eine sehr merkwürdige Lage geraten und uns eine plumpe Einseitigkeit zu Schulden kommen lassen. Dieses im Zeichen der Aufklärung aufblühende geistige Leben setzt mit Hungarus-Zielsetzungen an und nähert sich in der Romantik immer mehr dem Ungartum. Wo diese Annäherung aber in eine Assimilation übergeht, und wo die Literatur ungarisch wird, da verliert sie auch für die andre Seite langsam, aber in immer stärkerem Maße an Bedeutung. An ihrem Verstummen ist auch Wien schuld, indem es das Auslandsstudium erschwert, die neuere Literatur aus Deutschland verbietet und so die lebhaften Beziehungen des ungarländischen Deutschtums zum Reich abschneidet. Das zum Ungartum übertretende Bürgertum fällt langsam aus dem Rahmen des ungarländisch-deutschen Schrifttums hinaus. Den alten Traditionen bleibt nur der kleinere Teil treu, der sich dann das besondere ungarländisch-deutsche Bewußtsein ausbaut. Wie der damals übliche Name „Deutschungar“ zeigt, bleibt das deutsche Bürgertum selbst in seiner abwehrenden Geste mit dem Ungartum verbunden. — Die Literatur des Bürgertums bietet uns zwar das reichste Material zur Veranschaulichung

¹⁾ *Die Geschichte der Ungern und ihrer Landsassen*, I—X, Leipzig 1815—1825.

des Assimilationsprozesses, aus dem eben Erörterten folgt aber, daß wir uns mit diesem doch nicht begnügen können, sondern daß wir darüber hinaus allgemeine geschichtliche und vor allem gesellschaftsgeschichtliche Gesichtspunkte anwenden müssen.

Es kann nicht unser Ziel sein, an dieser Stelle eine Geschichte des ungarländisch-deutschen Schrifttums zu geben. Es läßt sich aber auch nicht umgehen, seinen Entwicklungsweg¹⁾ mit einigen Streiflichtern zu beleuchten, da er nicht zur Genüge bekannt ist.

Die Erneuerung dieses Schrifttums begann in Preßburg, in der Stadt des großen Historikers Matthias Bél. Um den Bürgermeister, Karl Gottlieb WINDISCH, bildet sich 1761 ein kleiner Gelehrtenkreis, der durch seine Anregungen und durch sein Beispiel das bisher konfessionell gespaltene deutsche Geistesleben in Ungarn zu einem einheitlichen und bedeutenden Faktor erhob. Windisch wirkte besonders mit seinen Werken und seinen Zeitschriften. Die Werke behandeln Ungarns Geschichte und Geographie, die Zielsetzung der Zeitschriften zeigt, in welchem Maße die neuen geistigen Bestrebungen des ungarländischen Deutschtums dem „Hungarus“ zustrebten, wenn sie auch die Mittel aus Deutschland durch die Vermittlung Wiens bezogen. Nach mehreren Unternehmungen gibt Windisch 1781 unsere erste bedeutende deutsche Zeitschrift mit dem Titel: *Ungrisches Magazin*²⁾ heraus. In dem Vorbericht spricht er über seinen Plan und über sein Ziel: „Ich aber“, schließt er seine Betrachtung, „werde es für die reichste Belohnung halten, wenn ich durch dieses Unternehmen etwas zur Ehre meines Vaterlandes und zur Verbreitung der Wissenschaften in demselben beitragen werde“³⁾. Unter Vaterland versteht er natürlich das Königreich Ungarn, wenn er auch „Galizien, Bosnien, Serbien und die Walachei“ in seinen Wirkungskreis mit einbeziehen will. Windisch hat das Programm bereits 1780 angekündigt und dabei auch seine Gedanken über ein zweites Ziel, das er sich mit seinem Magazin steckt, geäußert: „Die vielen Vorzüge, welche das Königreich Ungarn vor andern Ländern mit allem Rechte behauptet, sind so erheblich und so bestimmt, daß es überflüssig wäre, sie hier zu wiederholen. Nur von Seiten der Gelehrsamkeit ist es den Ausländern, ja einem großen Teile der Einwohner selbst, noch ziemlich unbekannt, denn man hat es bisher versäumt, ihnen Nachrichten davon mitzuteilen, und man hat den Weg nie eingeschlagen, welchen andere Nationen gewählt haben, sich auch in diesem Fache berühmt zu machen“⁴⁾.

1) Wir halten uns im allgemeinen an das zitierte Werk von PUKANSZKY.

2) *Ungrisches Magazin oder Beiträge zur ungrischen Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft und der dahin einschlagenden Litteratur*, Preßburg 1781.

3) Zitiert auch bei Julius von FARKAS: *Deutsche Zeitschriften der Ungarnkunde*. Ungarische Jahrbücher 1931, S. 2.

4) Zitiert bei Marianne ZUBER: *Geschichte der ungarländischen deutschen Zeit-*

Windischs Zielsetzungen sind eindeutig und klar: Förderung der Wissenschaften im ungarischen Vaterland und Propagierung seiner Vorzüge im Ausland. — Das Bedürfnis der Rechtfertigung vor dem gebildeten Westen, vor allem vor Deutschland, ist durch mißachtende Bemerkungen deutscherseits bereits am Anfange des Jahrhunderts erweckt worden. Man verdankte diesem Bedürfnis die ersten literaturhistorischen Werke bei uns (D. CZWITTINGER, 1711 und M. ROTARIDES, 1741¹⁾). Ganz ähnliche Ziele bewegen auch den Professor der Ästhetik an der Pester Universität, Ludwig SCHEDIUS, mit seinen Zeitschriften *Literarischer Anzeiger für Ungarn* (1797) und *Zeitschrift von und für Ungarn* (1802). Auf eine etwas veränderte Lage deutet hin, daß er es bereits für notwendig hält, sich zu entschuldigen, warum er für seine Zeitschriften die deutsche Sprache gewählt hat. „Niemand wird hoffentlich so kleinlich denken, es für eine Verachtung der anderen zu halten. Man bedenke nur, daß der Kreis der deutschen Lesewelt . . . bei uns weit größer ist, als jedes andern gebildeten Publikums . . .“. Der Hauptgrund aber ist, daß „nur dadurch die Verbindung mit Deutschland, welche für unsere Kultur und Literatur die vorteilhafteste ist, erhalten werden kann“²⁾.

Den Inhalt der Zeitschriften bildeten Beiträge über Ungarns Geographie, Geschichte und Literatur. Aber auch die selbständigen Werke der Gelehrten wollen in Hormayrs Sinn die ungarische Vergangenheit und Gegenwart im Lande und außer Landes bekannt machen. Außer Windisch sei hier Matthias KORABINSKY mit seinem Ortslexikon, Samuel BREDETZKY mit seinen *Reisebemerkungen über Ungarn und Galizien* und Johann Christian ENGEL mit seiner *Geschichte des ungarischen Reichs* erwähnt. Daß die eingehende Beschäftigung mit ungarischen Gegenständen keine ganz selbstverständliche und natürliche Angelegenheit war, beweisen die Siebenbürger Sachsen, die in ihren Geschichtswerken nur ihre eigene Vergangenheit bearbeiten und eine größere Einheit darüber hinaus nicht anerkennen.

Das schönste Beispiel für die Verschmelzung des ungarischen und ungarländisch-deutschen Geisteslebens bietet das Werk des großen Historikers Aurel J. FESSLER³⁾ (1756—1838). Als Dichter schreibt er Romane über Matthias Corvinus, dann über „Attila, König der Hunnen“ und später

schriften bis 1810 (ung.), Budapest 1915 (Arbeiten zur deutschen Philologie XVII), S. 45.

¹⁾ Vgl. Julius v. FARKAS: *Deutsch-ungarische geistige Beziehungen zur Zeit der Romantik*. Deutsch-Ungarische Heimatbl. 1930, und J. v. FARKAS: *Die Kenntnis von der ungarischen Literatur in Deutschland* (ung.), Archivum Philologicum 1936.

²⁾ Zitiert auch bei J. v. FARKAS: *Deutsche Zeitschriften der Ungarnkunde*, S. 2—3. Man vgl. noch Karola DOROMBY: *Ludwig von Schedius als deutsch-ungarischer Kulturvermittler*, Budapest 1933 (ung.), (Arbeiten zur deutschen Philologie LVI).

³⁾ Vgl. Johann Koszó: *Aurel Ignaz Fessler, Romanschriftsteller und Historiker. Von der Aufklärung bis zur Romantik* (ung.), Budapest 1923 (Arb. z. d. Phil. XXX).

über „die drei großen Könige der Hungarn aus dem Arpadischen Stamme“. Sein Hauptwerk, *Geschichte der Ungern und ihrer Landsassen* (1815—1825) faßt die Ergebnisse seines reichen und langen Lebens zusammen und vermittelt dem Ungartum die modernsten deutschen Geistesströmungen. Eine ganze ungarische Dichtergeneration lernt die eigene Vergangenheit aus diesem großartigen Werk kennen, das auf jeder Seite von der Vaterlandsiebe seines Verfassers spricht. Feßler wirkte am Ende seines Lebens als Superintendent in Rußland. Er wollte aber stets nach Hause, um ganz Ungar zu werden und auf heimatlichem Boden zu sterben.

Eine ganze Reihe wissenschaftlicher Vermittler tritt hervor, um der deutschen Wissenschaft die reiche Vergangenheit der ungarischen Kultur zu erschließen. Neben den Ungarn GEORG VON GAAL, Graf Johann MAJLÁTH und Alois von MEDNYÁNSZKY sei hier besonders der ungarländische Deutsche Gustav Wilhelm STEINACKER erwähnt, einer der tätigsten Übersetzer, der sich um die Verbreitung der ungarischen Literatur große Verdienste erwarb.

Dieser partiale Patriotismus ist nicht auf jedem Gebiete des geistigen Lebens in solchem Maße vorhanden, aber die Spuren des ungarischen Einflusses entdecken wir doch überall.

Eines besonderen Aufschwunges kann sich das deutsche Theater in Ungarn um die Jahrhundertwende erfreuen. Der Spielplan wetteifert manchmal mit den besten Spielplänen in Deutschland. Bei diesem Aufschwung spielen ungarische Magnaten eine sehr bedeutende Rolle, wie auch ihre Tätigkeit aus dem Wiener Theaterleben der Zeit nicht wegzudenken ist. Graf Karl Csáky läßt 1786 in Preßburg ein neues Heim für das deutsche Theater bauen. Graf Johann Erdödy und Herzog Grassalkovich beherbergen dort in ihren Palästen deutsche Theatertruppen. Kleinere deutsche Privattheater halten sich die Grafen Károlyi in Megyer, die Grafen Batthyány in Rohonc, die Grafen Rédey in Pécel und vor allen die Herzöge Esterházy in Eisenstadt und Tata. Die Theaterstücke werden aus Deutschland und Österreich importiert, aber auch in Ungarn entstehen deutsche Dramen. In diesen literarischen Produkten tauchen bereits hier und da auch ungarische Gegenstände mit auf (Simon Peter WEBER: *Die Hunyadische Familie*, 1792, ein Ritterdrama nach Art des „Götz von Berlichingen“). Besonders die Schauspieler spürten den Einfluß, den das zum Teil aus Ungarn bestehende Publikum auf das Theaterleben ausübte. Die Logen wurden von dem ungarischen Adel abonniert, und dem möchte man wohl gern einen Gefallen tun und seinem nationalen Stolz etwas schmeicheln. Die deutschen Theater der Städte haben sowieso bald mit den aufkommenden ungarischen Truppen um das Publikum zu kämpfen. Darum wird 1812 das neue große deutsche Theater in Pest¹⁾ um ein Haar „Ungarisches

¹⁾ Vgl. Jolán KÁDÁR: *Geschichte der deutschen Theater in Ofen und Pest*, I—II (ung.), Budapest 1914—23 (Arb. z. d. Phil. XII und XXIX).

Nationaltheater“ genannt. Die Eröffnung erfolgt mit einem Gelegenheitsstück von KOTZEBUE, das *Ungarns erster Wohltäter* heißt. Über *Stefan I., König der Ungarn*, schreibt auch der Schauspieler X. F. GIRZIK ein Ritterdrama in sechs Aufzügen und kommt so dem Wunsche des Publikums entgegen, auf der Bühne seine eigene Vergangenheit veranschaulicht zu sehen, wenn auch in deutscher Sprache. Girzik schreibt 1802 ein Kinderballett über *Hungarns Gastfreiheit*, d. h. über die am meisten verherrlichte ungarische Charaktereigenschaft. Die Schauspiele, wie das „aus der wahren Geschichte gezogene . . . mit kriegerischen Märschen und mit ungarischen Tänzen vermischte Volks- und Gelegenheitsstück *Die Flüchtlinge in dem Schloß Theben* oder der *Herzog Arpad, Anführer der Ungarn und Bezwingler der Jazigen* (1800) haben natürlich außer dem Titel beinahe nichts Ungarisches an sich als den rohen Gegenstand. In der Zeit des ständischen Nationalismus aber war das Wenige auch schon zum Beifall genug. — Bald erscheinen ungarische Stücke ins Deutsche übersetzt auf den deutschen Bühnen, so E. SZIGLIGETI: *Szökött katona* (Der Fahnenflüchtige) und I. VAHOT: *Országgyűlési szállás* (Die Versammlungsräume des Landtags).

Auch in der erzählenden Literatur finden sich hier und da bald ungarische Gegenstände als ein Beweis dafür, wie die ungarische Erde und die ungarische Geschichte das ungarländisch-deutsche Schrifttum langsam durchdringt. Man soll sich natürlich hüten, die Bedeutung dieser ungarischen Stoffe zu überschätzen: Manchmal ist nur der Titel ungarisch und Ungarn gibt nur den geographischen Rahmen für die beliebig gewählten Handlungen ab. Auch hier wählen sich zuerst die Abenteuer- und Räubergeschichten ein ungarisches Gewand. Aber auch die größten Erzähler der Siebenbürger Sachsen, Daniel ROTH und Josef MARLIN¹⁾, ziehen ungarische Gegenstände heran, der erstere für seine Novellen, Stoffe aus der siebenbürgischen Geschichte, Marlin aber für seinen großen Roman das Hunnenvolk Attilas. — Bald erscheinen die ersten Romanübersetzungen aus dem Ungarischen, die Romane von JÓSIKA. Die Übersetzungen werden aber erst nach 1848—49 eine größere Rolle bekommen.

Wir haben die lyrische Dichtung absichtlich bis zuletzt belassen: sie drückt am unmittelbarsten die Gedanken und die Gefühle aus. Die ungarländisch-deutsche Lyrik hat an und für sich kaum eine wahre dichterische Höhe erreicht. Die Dichter ahmen die reichsdeutschen und österreichischen Vorbilder nach. In diesen einfachen Gesängen lassen sich aber die einzelnen Etappen der seelischen Annäherung an das Ungartum verfolgen. Die Kriege gegen Napoleon bedeuten auch für den ungarischen Nationalismus eine neue Blüte: der Zipser Jakob MELZER wird aber ein ebenso feuriger Sänger

¹⁾ Vgl. Egon HAJEK: *Der siebenbürgisch-sächsischen Roman um die Mitte des 19. Jh.s* (ung.), Budapest 1913 (Arb. z. d. Phil. III).

eines eigenartigen ungarischen Patriotismus wie der Ungar Daniel BERZSENYI. Sein *Kriegsgesang an die ungarischen Truppen*¹⁾ enthält die gleichen Motive wie Berzsenyis Lied *A felkölt nemességhez*:

„Schaut zurück auf Euer Ahnen Taten,
Wie ihr Heer dem Römer furchtbar war,
Wie den Türken sie gebändigt hatten,
Unerschrocken in der Kriegsgefahr!
Ehrt mit Tapferkeit ihr Angedenken,
Blickt empor im schwülen, blut'gen Kampf,
In den Wolken dort von Pulverdampf
Seht ihr Hunyads Bild das Treffen lenken!

.....
Auf, nun Brüder, auf! die Zeit zum Siegen
In dem Feld der Ehre kam heran!
Nein, die Welt soll sich in Euch nicht trügen,
Zeigt, daß noch der Unger fechten kann! . . .“

Dieselben begeisterten Töne haben wir bereits bei Johann Christoph Rösler gehört.

Das deutsche Bürgertum hatte aber viel entwickeltere politische Ideale gehegt, die über die feurige Begeisterung des Augenblickes weit hinausblickten. Die Aufklärung hatte ihm die Idee des Fortschrittes in das Herz gelegt. Daher mußte es, als die Zeit der großen nationalen Reformen auch für Ungarn herankam, unter den Einfluß jenes ungarischen Staatsmannes geraten, der auch für das Ungartum die Idee des Fortschrittes am ausgeprägtesten verkörperte: wir meinen hier den Grafen Stefan Széchenyi. Er erscheint dem fortschrittlich gesinnten deutschen Bürgertum als idealer Reformator des ungarischen Gemeinwesens und als der berufene Verwirklicher der ersehnten Reformen. Freudig jubelt ihm G. W. STEINACKER zu:

„Dir soll, Graf, mein Lied erklingen, dir, deß' Leben ein Gebet,
Jenes brünst'ge, das Erlösung aus der Knechtschaft Banden fleht,
Aber den zugleich die Gottheit auserwählt und hingestellt,
Daß mit großer Tat er greife rettend in den Lauf der Welt.

.....
Held und Lehrer, Freiheitskämpfe mit der Bürgerkrone Schmuck,
Und ein schlimmer Widersacher gegen argen Geistesdruck“²⁾.

1) Zitiert bei Béla PUKÁNSZKY: „Deutschungar“. Deutsch-Ungarische Heimatbl. 1931.

2) *Harfentöne aus dem Ungarlande. In einzelnen Klängen von G. TREUMUND* Leipzig 1835, S. 32—33.

Auch viele andere deutsche Bürger verherrlichen Széchenyi in ihren Liedern, ihm widmet T. G. SCHRÖER (unter dem Decknamen PIUS DESIDERIUS) seine Ausführungen *Über Erziehung und Unterricht in Ungarn*.

Das Bild, das sich vom Größten Ungarn im deutschungarischen Schrifttum spiegelt, entspricht nicht ganz der geschichtlichen Wirklichkeit¹⁾. Die Bürger als Aufklärer haben auch aus ihm einen Aufklärungsreformer gemacht, einen vornehmlich rationalistisch denkenden Mann des Freisinns und Fortschritts. Mit besonderer Vorliebe wurde sein edel gemäßigter Nationalismus aber von den Vorkämpfern des deutschen Volksbewußtseins gegen den liberalen Nationalismus Kossuths ausgespielt. Seine große Gestalt und seine Gedanken haben überall befruchtend gewirkt. So findet man seine Gedankengänge selbst in einem Buch wie dem von Eduard GLATZ, das den Titel trägt: *Das deutsche Element in Ungarn und seine Aufgabe* (1843).

Einen Augenblick lohnt es sich bei dem bereits zitierten Dichter G. W. STEINACKER stehen zu bleiben²⁾. Er ist ein Schüler Uhlands und der schwäbischen Dichterschule. In der Auffassung und im Stil seiner Meister besingt er in seinen beiden Gedichtbänden *Harfentöne aus dem Ungarlande*, 1835 und *Herzensklänge, Dichtungen eines Deutschungars*, 1847 aber wichtige Probleme der ungarischen Reformzeit. Er begeistert sich besonders für Széchenyi und dessen Programm, aber er erhebt seine Stimme gegen die Übergriffe des liberalen Nationalismus (s. sein Gedicht *Hungaromanie*) und empfiehlt eher die Milde, die auch zum Ziele führt:

„Gönnt dem Deutschen, gönnt dem Slaven immerhin ihr freies Wort,
Öffnet nur erst den Gedanken einen sichern Friedensport!
Drängt nicht mit Gewalt den Bruder, daß er seinen Stamm verläßt,
Doch allmählich und mit Liebe knüpft ihn an den euern fest!
Bildet eurer Väter Sprache, die so körnig, reich und schön,
Lehret sie den jungen Bürger in der Schule recht versteh'n . . .“

*

Wir haben versucht, in einigen Zügen den im geistigen Leben des deutschen Bürgertums in Ungarn bis 1848 sich ergebenden ungarischen Einfluß aufzuzeichnen. Das Bild wäre unvollendet, wenn wir unsere Angaben nun nicht mit gesellschaftsgeschichtlichen Bemerkungen ergänzen würden. Die gesellschaftliche Entwicklung und die Literatur stehen in Wechselwirkung zueinander.

¹⁾ Vgl. Béla PURÁNSZKY: *Graf Stefan Széchenyi im deutschungarischen Schrifttum* Deutsch-Ungarische Heimatbl. 1933, S. 255—265.

²⁾ Vgl. Joseph TURÓCZI-TROSTLER: *Der deutsche Sänger der ungarischen Reformzeit* (ung.), Magyar Figyelő 1912.

Bis jetzt handelte es sich um die Literatur. Wie verhielt sich aber die Masse? Die Masse in dieser Zeit, das können wir ruhig feststellen, stand ganz unter dem Einfluß der Literatur. Sie hat die Hungarus-Zielsetzungen der Literatur in ihr Denken aufgenommen, und da sie außer der Literatur auch noch gesellschaftlichen Kräften ausgesetzt war, hat sie aus der Lage die Konsequenzen gezogen und wurde langsam ungarisch. In der Literatur selbst können wir den Vorgang bis zu diesem Schluß nur in einzelnen Fällen verfolgen. Als ein Beispiel für die Assimilation zitieren wir ein Gedicht (ein Zwiegespräch) von Georg TRETTER (1830), *Die Landessprache*:

„Du ziehest vor dem Römerwort
 Das heim'sche! Und warum? —
 Weil Rom nicht meiner Väter Ort,
 Weil ich ein Ungar, drum. —
 Was sagst du dann der großen Zahl
 Der Deutschen, Slaven gar? —
 Daß Deutsche und die Slaven all
 Nicht Römer sind, fürwahr. —
 Drum eben ziemt die Mittelbahn,
 Die für jedweden paßt. —
 Der Sprache seines Wirts fortan
 Bequeme sich der Gast.“¹⁾

Den Vorgang der Madjarisierung muß man sich natürlich sehr langsam vorstellen. Sein Tempo war nicht überall das gleiche und seine Formen weisen einen großen Reichtum auf.

Wir haben bereits erwähnt, daß der ungarische Adel in den Städten eine große gesellschaftliche Anziehung auf das Bürgertum ausübte²⁾. Er hatte die Leitung überall in der Hand, er herrschte sogar in den Freimaurerlogen vor, die in dieser Zeit von großer Bedeutung für das öffentliche und private Leben waren. Der aufgeklärte Bürger ging gerne in die Logen, und wenn er auch neben den Adligen nur den zweiten Platz hatte, konnte er mindestens manches vom Lebensstil der beneideten Führungsschicht erlernen. Wir sahen schon, in welchem idealem Licht das Bürgertum sein Gastvolk, vor allem aber den ungarischen Adligen sah. Der Adlige war der Herr, und der Bürger wollte schon immer ein Herr werden (Molières „George Dandin“). Der ständische Nationalismus erlebte sein Ungartum selbst in den Äußerlichkeiten. Kein Wunder also, wenn die langsam einsetzende Assimilation des Bürgertums sich zuerst in Äußerlichkeiten, im Kultus der ungarischen Nationaltracht, der Musik und des Tanzes kundtat. Das

¹⁾ Zitiert bei Béla PUKÁNSZKY: „Deutschungar“. Deutsch-Ungarische Heimatbl. 1931.

²⁾ Vgl. Béla PUKÁNSZKY: *Deutsches Bürgertum in Ungarn* (ung.), Budapest 1940.

alles aber zuerst nur bei festlichen Angelegenheiten, denn der Werktag verlief noch lange im Zeichen der alten deutschen Traditionen.

Der einfachste und geradeste Weg des Madjarischwerdens war die Erhebung in den Adelstand. So wurde der Fremde schon immer zum Glied der *natio Hungarica*. Um die Jahrhundertwerde können wir auch einige solche Karrieren beobachten, wie die des Ofner Stadtbeamten Ignatz Krammerlauf, der 1790 in den Adelstand erhoben, seinen Namen in *Kalmárfy madjarisiert*. Wie man sieht, geht das Madjarischwerden mit der Madjarisierung des Namens Hand in Hand.

Es fehlte Ende des 18. Jh.s auch an solchen nicht, die dem Zeitgeist entsprechend in ihren Mitbürgern das bürgerliche Bewußtsein hätten stärken mögen. Zu diesen gehörte der bereits erwähnte Jakob GLATZ¹⁾, der in seiner anonymen Flugschrift 1799 einen ungewöhnlichen Scharfblick und einen ausgesprochen kritischen Sinn zeigte. Sein Ziel war, Ungarn in die Reihe der glücklichen, kultivierten Staaten zu erheben durch Verbreitung der wahren Aufklärung. Er ist also ein guter Patriot. Er wendet sich gegen den katholischen Klerus und den zurückgebliebenen ungarischen Adel. Seine Schrift ist ein Nachklang der bürgerlichen Bewegung, die um 1790 von A. L. HOFFMANN geschürt worden war. Glatz ist aber viel klüger und gemäßiger. Er ist selbstbewußter Deutscher und Bürger, und diese beiden Dinge verschmelzen bei ihm wie bei jedem seiner Nachfolger. Sein Ruf zum Bürgerbewußtsein war aber 1799 bereits höchst unzeitgemäß. Die Reaktion, die gerade auf dem Kompromiß des Herrschers mit dem Adel beruhte, erstickte jeden Reformplan im Keime.

Die freiwillige Assimilierung des Bürgertums verknüpfte sich anfangs nur bei einigen wenigen mit der sprachlichen Assimilation. Die Lage kann man ungefähr folgendermaßen rekapitulieren: Die ungarische Reaktion auf den josephinischen Absolutismus entfachte mit einem mächtigen Schwung die nationale Begeisterung, und dieser Schwung wirkte auch beim Bürgertum. Die Begeisterung sank aber nur zu bald in sich zusammen. Die Stände fanden den Weg des Kompromisses zum Königtum in den großen Fragen der Politik und verzichteten auf weitere nationale Reformen. Die Sache der nationalen Sprache kommt nach dem berühmten Reichstag 1790—91 auch nicht mehr vorwärts und die Lage bleibt dieselbe bis 1825. Die Gärung der Ideen in der Gesellschaft hört auf oder zieht sich tief unter die Oberfläche zurück. Der nationale Geist manifestiert sich höchstens in Äußerlichkeiten z. B. bei großen Festlichkeiten beim Palatinus in Buda. Was ist natürlicher, als daß auch die Assimilation des Bürgertums sich verlangsamt oder bei Äußerlichkeiten Halt macht und Sprache und Kultur unberührt läßt.

¹⁾ Vgl. Béla PUKÁNSZKY: „Patriot“ und „Hazafi“. *Budapesti Szemle* 1933, Heft 668, S. 49—53.

Es ist eine recht eigentümliche Zeit. Der ungarische Adel knüpft einen bedeutenden Teil des Bürgertums im Lebensstil an sich, assimiliert es seelisch in einem Zeitalter, wo doch die deutsche Sprache und Kultur im ganzen Lande eine nie geahnte Verbreitung finden, auch bei den Nichtdeutschen. Ein Zeitgenosse, CSAPLOVICS, schreibt 1829: „Die deutsche Sprache reißt in Ungarn beim Adel und Honoratioren aus einer Art Mode täglich stärker ein. Aber kein Wunder! Denn diese Sprache und ihre Ausbreitung wird durch so vielerlei und kräftige Mittel und Wege gefördert, deren sich keine andere zu erfreuen hat“¹⁾. Von den Freimaurerlogen haben wir bereits gesprochen. Rein sprachlich haben sie auch nur eine negative Wirkung gehabt, da in ihnen nur deutsch oder höchstens lateinisch verhandelt wird. Franz KAZINCZY, der große Spracherneuerer, erkennt die Bedeutung der Angelegenheit und ist eifrig um die Errichtung einer rein ungarischen Loge bemüht: „. . . es ist eine Schande für unsere Sprache, daß wir nur lateinisch und deutsch arbeiteten“²⁾.

Der ungarische Adel besucht gerne das deutsche Theater in den Städten, auf die er als Publikum einen gewissen Einfluß ausübt. Die Lieblingslektüre der Zeit sind neben französischen Büchern deutsche Romane. Hören wir wieder Csaplovics: „Die Jugend verschlang sie heißhungrig, die leckere Speise gefiel ihr, und nun glaubt sie nicht anders, als deutsch die Liebe erklären zu können, weil ihr der Kopf ganz voll von deutschen Phrasen ist“³⁾.

Die Intensität der deutschen Kulturatmosphäre in Ungarn ist auch an der deutschen Kultur der romantischen Dichtergeneration gut abzumessen. Ihr Führer, Karl KISFALUDY, lebt lange Zeit im Ausland, besonders in Wien. In die Heimat zurückgekehrt, muß er die Muttersprache sozusagen wieder erlernen. St. SZÉCHENYI, wurde, wie die Magnaten im allgemeinen, deutsch erzogen. Zu Hause und in Gesellschaft spricht er sein Leben lang französisch und deutsch, auch seine Briefe und Tagebücher schreibt er deutsch. Eine ganze Reihe von begabten Ungarn schrieben ihre Werke in deutscher Sprache, wie die bereits erwähnten Gaal, Mailáth und Mednyánszky. Das Deutsche gilt dem Bewußtsein der Zeit nicht mehr als Fremdsprache. „Die Erlernung fremder Sprachen — das Deutsche als vollkommen unvermeidbare erwähne ich gar nicht — ist nützlich . . .“, so schreibt 1839 ein Magnat⁴⁾. Die ungarischen Dichter klagen wegen der deutschen Kulturatmosphäre ständig und möchten mit ihren prophetischen Worten die Ungarn zur Besinnung bringen, damit sie einsehen,

¹⁾ *Gemälde von Ungern* Pest 1829, I, S. 220.

²⁾ *Briefwechsel* II, S. 53.

³⁾ CSAPLOVICS a. a. O. S. 221.

⁴⁾ Gr. Aurel DESSEWFY: *Die Ungarische Sprache und das Erziehungssystem der Vornehmen* (ung.), Pester Überschwemmungsbuch III, S. 11—12.

daß die eingedrungene deutsche Sprache ihnen leicht das Ende bereiten kann¹⁾).

Das alles gehört mit zum Hintergrund der Assimilation des deutschen Bürgertums. Es ist also nicht so, als ob hier eine absolute und gesicherte Mehrheit eine schutzlose Minderheit in sich aufgesogen hätte. Nein, im Gegenteil! Wir können behaupten, daß hier eine Minderheit — an Macht und Möglichkeiten war das Ungartum damals eine Minderheit — sich durch ihre Ideale und durch ihren leidenschaftlichen Schwung gegen etwas Mächtigeres durchgesetzt hat und durch ihre Ideale auch Angehörige anderer Nationen mit sich gerissen hat. Man kann sich denken, wie stark und lebensfähig der ungarische Nationalismus sein mußte, um auch unter solchen Umständen (die lähmende Kraft der Wiener Reaktion ist auch nicht zu vergessen!) das Lebensrecht einer Nation ausfechten zu können und das deutsche Bürgertum zu erobern, das damals eine Hochblüte seiner Kultur erlebte. Es wäre außergewöhnlich gewesen, wenn sich die sprachliche Assimilation auch gleich zu Anfang vollkommen durchgesetzt hätte.

Die Notwendigkeit der sprachlichen Assimilation wird auch mit Rücksicht auf die Dichtung betont. Die Dichtung spielte ja unter dem Absolutismus Franz' I. eine sehr wichtige Rolle. In der Zeit der Aufklärung und unter der Herrschaft der lateinischen Sprache konnte sich der partielle Patriotismus mit dem Hungarusbewußtsein sehr gut entfalten. Später begann an Stelle des Lateins das Deutsche zu treten, man denke an Windischs Bestrebungen. Die ungarländisch-deutsche Literatur entfaltete sich auch im Zeichen des Hungarusbewußtseins reich. Inzwischen kommt aber auch die ungarische nationale Bewegung hoch, und die Dichtung übernimmt die ungeheure Aufgabe, durch die Muttersprache und ihre Kultivierung alles Ungartum zu einem einheitlichen Ganzen, zu einer Nation im modernen Sinne des Wortes umzuformen. Sprache und Nation werden langsam gleichbedeutend. Wer immer deutsch spricht, kann kein vollwertiger Ungar sein. Der erwachte Nationalismus will gleich madjarisieren. Das folgt aus der Theorie von Staatsnation und Nationalstaat, und wie sollte die ungarische Entwicklung anders verlaufen als die in den Staaten Westeuropas!

Die Deutschen in Ungarn behandeln die langsam aufkommende ungarische Literatur, wie wir sahen, durchaus wohlwollend und vermitteln ihre Erzeugnisse nach dem Auslande, nach Deutschland hin. Die Lage ist aber für die ungarische Literatur doch nicht besonders ruhmreich. Das Nationalgefühl der Ungarn beobachtet langsam mit wachsendem Argwohn, daß die Deutschen das Recht auf Gestaltung der ungarischen Kultur für sich in Anspruch nehmen. Demgegenüber setzt sich langsam die Meinung

¹⁾ Vgl. mein Buch: *Das Gesamtdeutschtum im ungarischen Blickfeld*, Budapest 1938, S. 63—83.

durch, die ungarische Literatur könne man nur ungarisch pflegen. 1820 erhielt Karl KISFALUDY die Aufforderung zur Mitarbeit an einem ungarländisch-deutschen Almanach. Er fragt verwundert: „Was würde der edle Deutsche sagen, wenn ein hergelaufener Franzose gehaltlose gallische Phrasen als Früchte des regen Strebens der edlen Germanen darbieten würde . . .? Sind wir Ungarn? Ist Ungarn unser Vaterland? Wie kann also die Literatur anders als ungarisch bestehen?“¹⁾

Man merkt, wie schnell und plötzlich der Hungarus Madjare geworden ist. — Es ist eine Undankbarkeit dem Vaterlande gegenüber, nicht ungarisch zu schreiben, so argumentiert man jetzt. Zum endgültigen Bruch zwischen der madjarischen Literatur und der Hungarus-Literatur der Deutschen in Ungarn gab der alte KAZINCZY den Anlaß, als er die *Perlen der Vorzeit* des Erzbischofs L. PYRKEK ins Ungarische übersetzte. Es entspinnt sich darüber ein großer literarischer Streit²⁾. Graf DESSEWFFY spricht klar die Meinung der romantischen Generation aus: „200 000 Gulden Einkommen im ungarischen Vaterlande würde es verdienen, daß man in ungarischen Sechsfüßern schriebe statt in deutschen . . .“³⁾. Wer also Ungarns Brot ißt und auf den Namen Ungar Anspruch hat, halte es für seine Pflicht, die ungarische Literatur und keine andere zu bereichern. Deutsch zu schreiben ist nur noch erlaubt, wenn man die Werke des ungarischen Geistes im Ausland bekannt machen will.

Nun muß der deutsche Bürger wählen, vorläufig nur in der Literatur, ob er sich auch in der Sprache madjarisiert oder aber seinen partialen Patriotismus bewahrt und dem ungarischen Vaterland auf die einzige sonst noch mögliche Weise dient, nämlich durch Übersetzung ungarischer Werke ins Deutsche. Beide Standpunkte haben ihre Anhänger gefunden.

Das Madjarischwerden schritt im natürlichen Mittelpunkt des Landes, in Pest und Buda, stürmisch vorwärts. Die romantische Generation erhob Pest auch zum literarischen Zentrum des Landes. Der persönliche Umgang mit den Dichtern gewann auch der nationalen Bewegung viele Anhänger. Beispiele dafür bieten die Deutschen des Aurorakreises, der bereits zitierte Georg TRETTNER und Michael PAZIAZI. Merkwürdig ist es, daß selbst ein Mann wie Johann Csaplovics sich 1829 darüber wunderte, „in der größten Stadt des Reichs im Handel und Wandel . . . im Theater und an allen öffentlichen Unterhaltungsörtern, so wie in den größten Teilen der Bürgerhäuser die deutsche Sprache zu hören“⁴⁾. Bald sollte es aber anders werden. Bereits 1842 kann Csaplovics über die Symptome der Assimi-

1) *Ges. Werke* VI, S. 449.

2) Vgl. Jakob BLEYER: *Kazinczys Prozess mit dem Aurorakreis* (ung.), Archivum Philologicum 1896.

3) KAZINCZY: *Briefwechsel* XXI, S. 552.

4) CSAPLOVICS a. a. O. S. 177.

lierung berichten. „Es ist bei vielen Deutschen zu bemerken, daß sie sich ihrer ehrenvollen deutschen Abkunft schämen, und selbst, solange sie noch ihre Sprache gut kennen, dieselbe nicht gerne mit Fremden sprechen, sondern für geborene Magyaren gehalten werden wollen . . . Es gab auch früher Fälle, wo die Deutschen um Verwandlung ihrer Zunamen in magyarrische baten, um für echte Magyaren gehalten zu werden“¹⁾.

Die Assimilierten erhalten bald ehrenvolle Posten im ungarischen Leben und entfalten eine segensreiche Tätigkeit für ihr neues selbstgewähltes Volk. Ludwig SCHEDIUS wird 1836 bereits zweiter Vorsitzender der Kisfaludy-Gesellschaft²⁾. Franz SCHEDEL-TOLDY, der Sohn eines Ofener Postmeisters, bildet mit Vörösmarty und Bajza die mächtige romantische Trias und begründet mit seiner umfangreichen Tätigkeit die moderne ungarische Literaturgeschichtsschreibung. Daniel HALBSCHUH-IRÁNYI wird ein berühmter Anführer der liberalen Jugend. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften, diese nationalste Institution, zählt unter ihren ersten Mitgliedern Franz WAGNER und Aurel Ignaz FESSLER, die noch nicht sprachlich, wohl aber schon ihrem Gemeinschaftsbewußtsein nach mit dem Ungarum zusammenwachsen.

Die neuen Ungarn erleben ihre veränderte Lage mit besonderer Intensität. In ihrem Eifer gehen sie manchmal zu weit in der Kritik der deutschen Kultur und Wesensart. Der Zipser Gustav SZONTAGH stellt Betrachtungen über Verschiedenheiten des ungarischen und deutschen Geistes an und verwirft entschieden den zweiten: „Je länger ich den Geist meiner Nation untersuche, um so tiefer gewinne ich die Überzeugung, daß er sich nie in die deutsche Anschauungsweise verlieren wird. Unser Geist ist viel zu gesund und hält sich viel zu sehr an die natürliche Wirklichkeit, als daß er diesen Irrweg gehn könnte . . .“ Der neue Ungar geht in seinem Bekehrteifer zum Angriff gegen alles Deutsche über. Das markanteste Beispiel dafür ist Adolf FRANKENBURG, der schonungslose Kämpfe gegen das deutsche Theater in Pest entfesselte, das vor kurzem noch seine eigenen deutschen Schauspiele aufführen konnte. Der deutschumfassende Typus ist in den Reihen der Assimilierten gegen Ende des Jahrhunderts sehr stark vertreten.

In den 40er Jahren tritt neben den literarischen und gesellschaftlichen Momenten auch das politische in den Vordergrund³⁾. Das Ungar-

1) CSAPLOVICS: *England und Ungern. Eine Parallele. Im Anhang: Über die Deutschen in Ungern*, Halle 1842, S. 127.

2) Jahrbücher der Kisfaludy-Gesellschaft 1842.

3) In den 30er Jahren wurde Ungarn von den Deutschen als das romantische Land der unendlichen Puszta, des feurigen Weines und der glutvollen Zigeunerweisen entdeckt. Das enttäuschte romantische Lebensgefühl suchte hier eine exotische Genugtuung. Zur Fixierung dieses Bildes von Ungarn trugen wohl Nikolaus LENAU

tum wird bald nicht nur zum gesellschaftlichen Musterbild, nicht nur zur höheren, weil nationalistischen Geistesbewegung, sondern auch zu einer für ihre menschlichen und nationalen Rechte kämpfenden Nation, zu einem Streiter für den Fortschritt, zu einem Kämpfen der Freiheit¹⁾. Die ungarische Sache wird Wiens Reaktion gegenüber zur Sache des Fortschrittes überhaupt. Der Fortschritt aber ist und bleibt das ständige Ideal und die bewährteste Tugend des Bürgertums seit der Aufklärung. Es sieht nun das Ungartum vor sich, das seine schönste Zeit erlebt und Reform auf Reform verwirklicht unter schwersten Umständen. Die geschichtlichen Kräfte des Wirtsvolkes haben es bereits durchdrungen, mit ihm hat es bereits zusammengearbeitet, wenn auch nur in der Literatur. Nun übernimmt das Bürgertum die politischen Ideale des Ungartums und geht in ihm langsam auf. Die sprachliche Assimilation ist noch immer kein absolut notwendiger Bestandteil der geistigen und seelischen Annäherung.

Die ersten Spuren eines politischen Gemeinschaftsbewußtseins zwischen dem Ungartum und Deutschtum lassen sich bereits gegen Ende des 18. Jh.s nachweisen. In gewisser Hinsicht wurde es durch die absolutistische Politik Josephs II. heraufbeschworen. Die Angriffe gegen die Landesverfassung, die Schmälerung der Munizipalrechte hatten für den deutschen Bürger zum Teil ähnliche Folgen wie für den ungarischen Adel. Andererseits mußten natürlich viele Reformen des Kaisers beim aufgeklärten Bürgertum Sympathien erregen, wie das auch bei vielen Ungarn der Fall war. Die nationale Reaktion und Begeisterung der Jahre 1790—91 verursachten gewisse Reibungen zwischen Ungartum und ungarländischem Deutschtum, da viele überhitzte Ungarn in ihrem Deutschenhaß zu weit gingen. In der Martinovics-Verschörung finden wir Ungarn und Deutsche wiederum Seite an Seite. Die Stimmung der Jahrzehnte um die Jahrhundertwende kennen wir schon. Als die nationalen Reformen vorwärts schritten, und als man die Rechte der ungarischen Sprache im Lande stets energischer vertrat und sicherte, mußte das bei den Nationalitäten, also auch bei den Deutschen, gewisse Gegenströmungen und manchen Widerwillen erregen. Der größere Teil des Deutschtums aber stellt sich im Dienst der Freiheit an die Seite des Ungartums und tritt so dem reaktionären Wien entgegen, das für die Zeit gleichsam das Deutschtum bedeutete. Die Sache der Frei-

und seine Nachfolger besonders bei. Lenau, der genialste Dichter, der dem ungarländischen Deutschtum entsprossen ist, überschreitet bereits den Rahmen unserer Erörterungen. Nur eins wollen wir bemerken: Sein Ungarn-Erlebnis, über das so viel geschrieben und gestritten worden ist, hat für sein ganzes Werk eine große, ja entscheidende Bedeutung. Seine müde Seele fand in der Puszta, in den geigenden Zigeunern und in den tanzenden Bauern, so wie er sie sich vorstellte, etwas ungebrochen Vitales, Freies, von Reflexionen nicht Getrübetes, Ursprüngliches, Dionysisches. Das ist in der Hauptsache sein ungarisches Erbe.

1) Vgl. Béla PUKÁNSZKY: *Deutsches Bürgertum in Ungarn*, S. 62—91.

heit ist eine ungarische Sache. So wird MORITZ KOLBENHEYER, der Großvater des großen deutschen Romandichters E. G. Kolbenheyer, in der Nachfolge Petőfis ein begeisterter Streiter für die Freiheit. In seinen Gedichten fordert er auch für die Wiener eine Konstitution und feiert Kossuth und die Redefreiheit. Auch E. HENSZLMANN, der aus Kaschau gebürtige spätere Kunsthistoriker, wird durch das Ideal der Freiheit für das Ungartum gewonnen. Um den Ruf des Ungartums vor dem Ausland zu retten, gibt er in Leipzig eine große politische Zeitschrift heraus, die *Vierteljahrschrift aus und für Ungarn*. Welche Anziehungskraft das Ungartum in dieser Zeit hatte, veranschaulicht klar das Tagebuch Therese WALTHERS, der Frau Franz PULSZKYS¹).

So kamen die Tage von 1848. Die Freiheit der Völker ist errungen, die Tyrannei gestürzt, es jubeln und jauchzen die Menschen. Die Freiheit vereint die Völker, die Jugend von Pest und Wien freut sich gemeinsam der neuen Errungenschaften. Eine vornehme Reihe von deutschen Dichtern und Schriftstellern besingt und würdigt den ungarischen Freiheitskrieg. Dieser Freiheitskrieg hat als konsequente Folge des ungarischen nationalen Liberalismus das deutsche Bürgertum auf eine harte Probe gestellt. Aber sein neues Gemeinschaftsbewußtsein hat diese Probe siegreich bestanden. Das Bürgertum stand überall an der Seite des für die Freiheit nunmehr blutenden Ungartums. Tausende und Abertausende zogen in den Krieg, besonders aber taten sich die Zipser hervor und bildeten ganze Bataillone. Auch für die deutschen Führer der Honvédregimenter, Burger, Aulich, Leiningen, Lahner, Schweidel, Vetter, Stein, Pöltenberg und andere, war der ungarische Freiheitskampf mehr als eine bloße militärische Unternehmung.

Nach 1849 kam ein neuer Absolutismus mit neuen Germanisierungsbestrebungen. Man könnte denken, daß das dem deutschen Bürgertum als deutschem Element zu Gute kam. Dem ist aber nicht so, da dieses Bürgertum seine madjarenfreundliche Haltung bewahrt, mindestens aber eine sehr vorsichtige Stellung einnimmt. Die Beamten entfalten eine passive Resistenz und kreuzen so den Willen der Wiener Mächte. Tagebücher und Aufzeichnungen aus dieser Zeit zeigen, daß der Nimbus der Freiheit nichts von seiner Leuchtkraft verloren hatte, und daß Kossuth auch in den Reihen des Bürgertums viele begeisterte Verehrer besaß. Die Wiener Politik hat in den 50er Jahren die Städte ihrer Selbstverwaltung beraubt und wildfremde Beamten über die Bürger gesetzt. Diese mißlungene Politik treibt dem Ungartum wieder viele Anhänger zu und beschleunigt den Assimilationsvorgang sogar in der Epoche der sog. Germanisierung. — Die Romane von M. JÓKAI werden ins Deutsche übersetzt. Man glaubt in ihnen die beste Anweisung zu finden, wie man echter Ungar werden kann.

¹) S. PUKÁNSZKY: *Deutsches Bürgertum in Ungarn*, S. 67—78.

Wir haben den Bürger auf seinem Wege zum Ungartum in seinen interessantesten Etappen begleitet. Die Assimilation ist für jede Generation etwas ganz anderes, da man in einer großen Zeit lebt, wo sich die lebensbestimmenden Faktoren und so auch das Ungartum ständig verändern. Am Anfang des 19. Jh.s ist die Assimilation ein rein geistiger oder seelischer Vorgang, um die Mitte des Jahrhunderts entscheidet das Politische dabei, nach 1867 sind es beinahe ausschließlich gesellschaftliche Kräfte, die das Wesen und Tempo des Assimilationsprozesses bestimmen. Das Hauptmoment ist der gesellschaftliche Aufstieg¹⁾. Der sich assimilierende Bürger strebt aufwärts. Der Fortschritt war immer sein Ideal, diesem bleibt er auch in den veränderten Zeiten treu. Auch jetzt zieht es ihn aus seinem kleinbürgerlichen und engen Leben unter die Arbeiter des in rasendem Tempo aufwachsenden ungarischen Staates. Die Gleichung „Herr ist Ungar“ verführt auch jetzt viele, sogar die größeren Bauern der Schwabendörfer streben dem Gentryideal zu. Der große Assimilierte Franz HERCZEG schreibt in seinen *Erinnerungen*: „Damals hat man es im Süden so gehalten, daß man nur bis zu 500 Joch ein Raze oder ein Schwabe sein könne; wer mehr habe, müsse Ungar werden, um ein seinem Vermögen angemessenes Leben führen zu können“. Der Bauer, der aus seinem Sohne einen Herren machen will, schickt ihn in die Stadt auf das ungarische Gymnasium. Nach der Gentry strömen auch die Bürger auf die Beamtenposten: die Vorbedingung oder die Folge war aber die Assimilation. Der wohlhabende Bürger knüpft gerne mit einer armen Gentryfamilie eine eheliche Verbindung an, von der er einen gesellschaftlichen Aufstieg für sich erhofft. (Das ist im damaligen Europa eine allgemeine Zeiterscheinung, wie auch Augiers Lustspiel: *Le genre de M. Poirier* beweist, die bei uns nur dadurch eine besondere Färbung bekommt, daß der Bürger deutsch, der Adlige aber Ungar ist.)

Im Vergleich mit der Assimilation der vorangehenden Epochen ist diese letzte wohl die oberflächlichste. Das ist aber auch kein Wunder. Der Bürger wird nicht von Idealen und von der Schwungkraft einer stolzen nationalen Entwicklung zum Ungartum hingezogen wie früher, er will nur gesellschaftlich höher steigen (wenn dieser Gesichtspunkt auch nebenher schon immer mitgespielt hatte). Das Ungartum der Zeit kämpft selbst mit vielen äußeren und inneren Problemen, auch vor seinen Augen verblasen auf einige Zeit alle Werte und Ideale²⁾. Es kann also nicht erstaunen, wenn auch das Ungartum der assimilierten Bürger vorläufig oberflächlich bleibt. Das Wesentliche an der Nation ist ihrer Überzeugung nach die Sprache. Daher eifern sie so sehr für die sprachliche Assimilation. Eugen KREMSEK-RÁKOSI und seine wohlwollenden Freunde verbreiten mit

¹⁾ PUKÁNSZKY: *Deutsches Bürgertum in Ungarn*, S. 91—136.

²⁾ JULIUS VON FARKAS: *Der Freiheitskampf des ungarischen Geistes*, Berlin 1940.

dem ungewöhnlichen Eifer der Neubekehrten das Ungartum und erblicken in jedem Hindernis der Assimilation eine drohende Gefahr für die Nation. Sie malen vor der ungarischen öffentlichen Meinung mit unermüdlicher Ausdauer das Phantom der germanischen Gefahr aus, die in der immer noch deutschen Atmosphäre der Hauptstadt genau so lauer wie in der Tätigkeit der großdeutschen Kreise. Die abwehrende Stellungnahme, die die Assimilierten der Propagandatätigkeit dieser großdeutschen Kreise gegenüber einnehmen, besiegelt das neue Gemeinschaftsbewußtsein der Wahlungarn. Der madjarisch gewordene Bürger bereitet beim Abwehrkampf gegen die Germanisierung keine Schwierigkeiten mehr, er wandelt sich um zu einem Innenproblem des Ungartums. Der Einfluß des Ungartums hat ihn zu seinem Wirtsvolk gezogen und läßt ihn in seinem Körper aufgehen.

*

Wir haben den Weg der Assimilation vielleicht zu einfach gezeichnet. Wir wissen auch, daß wir der Vielfarbigkeit der geschichtlichen Wirklichkeit nicht gerecht werden konnten, das wird aber auch eine noch so sehr ins einzelne hinabsteigende Forschung nicht können, hat man da doch mit persönlichen Schicksalen, ja mit Individuen zu tun, die diesen wesentlichen Schritt ihres Lebens ihrem Charakter und ihrer Lage nach verschieden durchgemacht haben. Nur um unter den Tausenden von Schicksalen eine gewisse Ordnung zu schaffen, mußten wir gewisse Typen konstruieren.

Es gibt noch einen sehr bedeutsamen Typus des deutschen Bürgers in Ungarn, der unsere Aufmerksamkeit in vollem Maße verdient, nämlich den „traditionstreuen“, wie ihn PUKÁNSZKY nennt¹⁾. Ihm gehören diese stillen Biedermeier-Bürger an, die sich vom öffentlichen Leben, wo laute Bekenntnisse gefordert werden, gerne zurückziehen und ganz ihrer Familie und ihrem Freundeskreis leben. Sie nehmen von der um sie herumbrausenden Umwelt so wenig Kenntnis, wie es eben nur möglich ist, sie nehmen die neuen Opfer, die in den veränderten Zeiten gefordert werden, auf sich, aber glücklich fühlen sie sich nur in ihren Heimen unter dem sicheren Schutz der Familientraditionen. Die Traditionen dieses idyllischen Lebens sind natürlich deutsch, ihre geistige Lichtquelle ist Wien, und so ist die Treue zu den Traditionen, wenn auch nicht ganz bewußt, gleichzeitig ein Dienst am latenten deutschen Bewußtsein, den ungarischen Anregungen entgegen, die sie trotz aller Anerkennung nur zu gern von ihrer Seele fernhalten.

Die um 1820—1830 entstandenen „Winterkränzchen“ und die gesellschaftlichen Kreise der Pester Verleger Wigand, Emich, Heckenast usw.

¹⁾ Siehe seinen Aufsatz: *Wandlungen und Abwandlungen des deutsch-ungarischen Bewußtseins*, Ung. Jahrb. 1934.

sind gewissermaßen kleine Kultstätten deutscher Geistigkeit: in ihnen lebt sich das latente völkische Bewußtsein aus. Was das Gemeinschaftsbewußtsein betrifft, so blüht in diesen Kreisen der alte Staatspatriotismus zu neuem Leben auf. Sie nehmen die ungarische Reformbewegung und die Leidenschaftlichkeit des neuen Nationalismus mit natürlichem Vorbehalt, sogar mit einer gewissen Angst entgegen. Ein starkes und betontes dynastisches Gefühl und lebendiger Heimatkult sind für sie charakteristisch. Die tätigsten Geister dieses Lokalpatriotismus suchen stets Verbindungen zwischen dem ungarischen und deutschen Geist herzustellen, die Gegensätze harmonisch zu überbrücken und die Freundschaft und Einigkeit zu sichern. Hier wird plötzlich offenbar, wieviel Fäden auch diese traditions-treue Schicht an das Ungartum binden!

Vor allem zeichnen sich die begabten Mundartdichter der Zips aus. Friedrich SCHOLCZ¹⁾ Lieder sind stimmungsvolle Bekenntnisse wärmster Heimatliebe. Eins davon ist zum Hymnus der Zipser geworden. Die Einmischung des deutschen Schulvereins in ungarische Verhältnisse weist Scholcz aber in seinem kleinen Epos *Studienfahrt zweier Schulvereiner aus Spree-Athen* (1882) im Interesse des ungarländischen Deutschtums zurück, dem das Madjarentum ja keinen Schaden bringe; sein Schüler, Ernst LINDNER, der spätere Bibliothekar der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, hat viele Gedichte von Arany, Petöfi, Garay, Gyulai, Szász und Lévy ins Deutsche übersetzt. Er war bestrebt, die ungarische Dichtung im Ausland bekannt zu machen. Darum schrieb er über sie eine ganze Reihe geistvoller Aufsätze, die besonders über die deutsch-ungarischen Beziehungen treffliche Bemerkungen enthalten. Auch E. FEST ist ein Zipser, der sich mit Verdeutschungen aus Petöfi und Arany verdient macht.

Eine ganze Reihe literarischer Vermittler stellt sich die Aufgabe, die ungarische Literatur, die ja im zweiten Viertel des 19. Jh.s mit Vörösmarty, Petöfi, Arany und Jókai eine beträchtliche europäische Höhe erreicht hat, durch Aufsätze, Nachdichtungen und Übersetzungen der Welt zugänglich zu machen. — Gustav STEINACKERS Tätigkeit fällt teilweise noch in den Vormärz. Seine beiden Gedichtbändchen haben uns bereits beschäftigt. Er gab 1840 eine gute Anthologie ungarischer Lyrik heraus und 34 Jahre später widmet er auch sein letztes Werk den ungarischen Lyrikern. In Anerkennung seiner Tätigkeit für die Bekanntmachung der ungarischen Literatur wurde er zum Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft gewählt. Sein Freund, der Ödenburger Pastor Moritz KOLBENHEYER unterhielt einen regen Briefwechsel mit zahlreichen deutschen Dichtern; in seinen Briefen wollte er vor allem Interesse für die ungarische Literatur

¹⁾ Für das Folgende s. Béla PURÁNSZKY: *Deutsches Bürgertum in Ungarn*, S. 157 bis 161, sowie seine Beiträge in der *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte*, Bd. III, S. 547—577 und 1421—1453.

erwecken. Er übersetzte Arany's Toldytrilogie und widmete sie Friedrich Hebbel, ferner übersetzte auch er — wie Steinacker — ein Werk TOLDYS zur ungarischen Literaturgeschichte. — Unermüdlich arbeitete für sein Vaterland auch der unstete Geist Karl KERTBENY mit seinen unzähligen Verdeutschungen aus der ungarischen klassischen Literatur.

Neben diesen Großen finden sich noch viele andre Vermittler, die wir im einzelnen nicht aufzählen können. Sie alle haben sich große Verdienste erworben, da sie gerade in der Zeit des letzten Absolutismus, also in den Jahren tiefster Niedergeschlagenheit mit den Waffen des ungarischen Geistes für Ungarn im Auslande gekämpft haben. Sie trugen so zur Erhaltung des Nationalbewußtseins nicht wenig bei, aber was noch mehr ist, sie haben der Welt die kulturelle Lebensfähigkeit unseres Volkes kräftig bewiesen.

An den Übersetzungen und an der Behandlung ungarischer Stoffe läßt sich der ungarische Einfluß in der ungarländisch-deutschen Literatur nach 1848, die ihre alte Bedeutung aber langsam einbüßt, nachweisen. Diesen Spuren im einzelnen nachzugehen, mangelt uns hier der Raum. Wir möchten nur noch die kürzlich verstorbene Ella TRIEBNIGG-PIRKHERT erwähnen, die in ihren Heimatromanen für eine ideale ungarländisch-deutsche Gesinnung kämpfte und sich dabei aufrichtiges und warmes Interesse für die Eigenart des ungarischen Volkes bewahrte.

Die überwiegende Mehrheit der traditionstreuen Schicht ging im Laufe der Zeit im Ungartum auf: freiwillig, aber ohne große Begeisterung, ohne Schwung, manchmal mit unmerklichen Übergängen. Diese Übergangsstufen kann das aufmerksame Auge noch heute entdecken.

Es bleibt uns noch übrig, einen letzten Typus des deutschen Bürgers in Ungarn kennen zu lernen. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Anziehungskraft, die das Staatsvolk ausübte, auch eine Gegenströmung im Bürgertum auslöste: ein Teil widersetzte sich der Assimilation und baute sein ungarländisch-deutsches Bewußtsein aus. Wir können feststellen, daß dies der kleinere Teil war, und daß seine Wirksamkeit auf das sonstige Bürgertum keinen großen Einfluß ausübte. Es war eben nur noch das Bauerntum zu retten; dessen Führer, Jakob BLEYER, entstammte aber auch nicht mehr dem Bürgertum.

Uns interessiert bei den Wortführern eines deutschen bürgerlichen Bewußtseins in Ungarn nur ein Moment¹⁾: was haben sie noch mit dem Ungartum gemeinsam? und wie weit entfernen sie sich von ihm? Das ungarländische Deutschtum hatte nie separatistische Ideen (von vereinzelt Versuchen und Äußerungen können wir ruhig absehen) wie die anderen Nationalitäten im altungarischen Reich. Wurde der bewußte ungarlän-

¹⁾ Vgl. Béla PUKÁNSZKY: *Deutsches Bürgertum in Ungarn*, S. 167—211.

dische Deutsche nach seinem Volkstum gefragt, so nannte er stets mit Stolz sein ungarisches Vaterland und das Ungartum. Er will eben ein deutscher Ungar sein, wie das aus dem Gedicht des Germanisten Karl SCHRÖER hervorgeht:

„An Unger pin i, deß in rain,
Laßts mi a daitscher Unger sain,
Sann ja Schlowacken a in Land,
Und dees iis imma no ka Schand.“

Er pocht gern auf seine Verdienste um das gemeinsame Vaterland. Er ist überzeugt, durch Verteidigung seines deutschen Volkstums und seiner deutschen Kultur, auch dem Vaterland einen Dienst zu erweisen. Diese Überzeugung wird von der Geschichtsauffassung genährt, daß das Ungartum seine ganze Kultur dem Deutschtum verdanke und daher auf die Vermittlung und Verbindung stets angewiesen sei. Dazu eignet sich aber am besten das ungarländische Deutschtum. „Für Ungarn ist unleugbar Deutschland der nächste, darum geeignetste und vorteilhafteste Bezugsort für okzidentale Zivilisation; selbst für die Artikel, die es nicht selbst erzeugt, hat es den Transitohandel an sich gerissen.“ So äußert sich zu dieser Frage der Verfasser der bereits erwähnten Schrift *Das deutsche Element in Ungarn und seine Aufgabe* (1843)¹⁾.

Die vornehmste Aufgabe des deutschen Elementes ist daher, „sich die Errungenschaften und Fortbildungen des germanischen Geistes möglichst rasch und vollständig zu eigen zu machen, und sie dadurch ihren nicht-deutschen Landsleuten . . . näher . . . zu bringen. Dies ist es, was wir mit den Worten zu formulieren suchten, der Deutschungar sei Träger und Vermittler der deutschen Kultur für Ungarn“.

Man sieht, daß der ungarländische Deutsche sein bewußtes deutsches Leben im Dienste des ungarischen Vaterlandes aufbauen will und so seinen besten Traditionen treu bleibt.

Gegen die Anziehungskraft der ungarischen Kultur wehrt sich der bewußte deutsche Bürger durch eine Vertiefung in sein Goethe-Weimar-Erlebnis. Der gesellschaftlichen Wirkung des Gentryideals gegenüber betont er sein Bürgertum. — Die Wirkung einer solchen Einstellung war aber weder stark noch dauerhaft. In den bürgerlichen Massen hat sie nicht viel Anhänger gefunden. Die Erhaltung des ungarländischen Deutschtums konnte von ihm auch nicht ausgehen. Nur die Banater Bewegung war stärker, sie wandte sich aber nicht mehr an das verlorene Bürgertum, sondern an die bäuerliche Schicht.

¹⁾ Zitiert bei Béla PUKÁNSZKY: „*Deutschungar*“, Deutsch-Ungarische Heimatbl. 1931.

So führt uns unser Thema von sich aus vom Bürgertum weg, von dem wir uns mit einer Feststellung Pukánszkys verabschieden, die auch die Resultate unserer bisherigen Ausführungen am besten zusammenfaßt: „Der ungarische Einfluß hat sich so bei dem deutschen Bürgertum in Ungarn bewährt, daß selbst dessen völkisch bewußter Teil dem Ungartum näher steht als die deutschen Bürger anderer Staaten dem herrschenden Staatsvolk“¹⁾.

II.

Bei der Betrachtung des Bauerntums müssen wir ganz andere Gesichtspunkte geltend machen als beim Bürgertum. Wir waren gezwungen, auch beim Bürgertum gewisse räumliche Einschränkungen vorzunehmen. Auch in diesem Falle ist es notwendig, da unser Material sich beinahe ausschließlich auf das schwäbische Volk in Rumpfungarn beschränkt. So bleiben das Burgenland, der Banat, die Batschka und Sathmar ganz weg, ein Mangel, der sich schwer beseitigen ließe. 20 Jahre nach dem Reichszerfall wäre es keine leichte Aufgabe, den ungarischen Einflüssen bei den deutschen Bauern dieser Gebiete nachzugehen.

Gestreift haben wir auch die Assimilation des Bauerntums schon. Hier sei noch einmal hervorgehoben, daß unter den Ursachen und Gründen, die das Bürgertum zur Assimilation geführt haben, besonders das Streben nach gesellschaftlichem Aufstieg auch auf den Bauern wirkte, wenn auch nicht in solchem Maße, da er weder geistig noch seelisch so sehr darauf vorbereitet war. Das Bürgertum hatte ja schon Hunderte von Jahren mit dem Ungartum zusammengelebt und ein geschichtliches Leben geführt, es war also ständig geistigen Einwirkungen ausgesetzt gewesen. Nicht so die Bauern, die die 150—200 Jahre in den kleinen Dörfern ihrer neuen Heimat ziemlich abgesondert verlebt hatten. In einer Beziehung war ihre Lage aber nachteiliger: sie hatten keine Oberschicht. „Ohne eigenen geschlossenen Sozialaufbau, fehlte ihnen beim sozialen Aufstieg das soziale Vorbild aus eigenem Blut.“²⁾ Denn das deutsche Bürgertum der Städte kümmerte sich bis zum Ende des 19. Jh.s nicht viel um die deutschen Bauern.

Gewisse Lebensformen oder politische Ideale können unter Umständen assimilierend wirken. Beim Bauerntum war es nicht nur die Lebensform der Adelschicht, die umvolkend wirken konnte. „Die moderne Industrialisierung hat ebenfalls auf den Vorgang eingewirkt . . . sie bedeutete im wesentlichen Lösung des einzelnen Deutschen aus seiner dörflich-landwirtschaftlichen Heimat, Versetzung in neue Lebensumstände, Eingehen in

1) Béla PUKÁNSZKY: *Deutsches Bürgertum in Ungarn*, S. 217.

2) Helmut KLOCKE: *Bemerkungen über Inhalt und Form im Volkstumswandel*. Neue Heimatblätter 1938, S. 78.

einen Umschmelzungsvorgang, der eine neue Schicht überhaupt erst schuf.“¹⁾ Die Assimilation bedeutet also beim Bauerntum stets Lösung vom Stande. Als Bauer geht er nur da verloren, wo er zwischen dem Ungartum räumlich isoliert da steht (Balmazújváros).

Die Assimilation ist ein sehr heikler Gegenstand. Sie ist sehr geeignet, die politischen Leidenschaften zu entfachen, da es um den größten Schatz, um den völkischen Bestand, geht. Die Assimilation des Bürgertums ist heute bereits ein abgeschlossener historischer Vorgang, daran wird auch die Dissimilation einzelner nichts ändern können. Beim Bauerntum hat aber der entsprechende Vorgang erst in unserm Jahrhundert eingesetzt, und die Frage bildete eine Hauptspannung des deutsch-ungarischen Verhältnisses in den letzten 20 Jahren. Die politischen Ereignisse der letzten Jahre waren von entscheidender Bedeutung für dieses Problem. Die Rechte, die den Deutschen in Ungarn in der letzten zwischenstaatlichen Vereinbarung im Schul- und Vereinswesen zugesichert wurden, entziehen auch allen den Klagen den Boden, die deutscherseits gegen die madjarisierende Tendenz des Schulwesens in Ungarn laut wurden. Ungarischerseits wird aber stets stärker betont, daß der Assimilation im Interesse des ungarischen Volkes selbst energisch ein Ende bereitet werden müsse²⁾.

Im weiteren wollen wir uns mit dem Einfluß der ungarischen Erde, der ungarischen Verhältnisse und des ungarischen Volkes auf die deutschen Bauern beschäftigen. Die Frage, inwieweit dieser Einfluß unbedingt zur Zerstörung der deutschen bäuerlichen Lebensform führen und so ein Wegbereiter der Madjarisierung sein muß, lassen wir offen, da — wie wir sehen werden — das vorhandene Material noch nicht ausreicht, zu dieser schwierigen prinzipiellen Frage Stellung zu nehmen. Überhaupt müssen wir uns auf einige skizzenhafte Bemerkungen beschränken, da die bisherigen Forschungsergebnisse höchstens ausreichen, weiteren Untersuchungen einigermaßen die Richtung zu weisen.

Die Kolonisten des 18. Jh.s (denn um sie handelt es sich hauptsächlich) fanden in ihrer neuen Heimat ganz ungewohnte Verhältnisse vor, was Landschaft, Natur, Boden, Klima usw. betrifft. Notwendigerweise mußten die neuen Naturverhältnisse einen gewissen, wenn auch noch so langsamen Einfluß auf die Abkömmlinge ausüben. 1781 machte ein Arzt³⁾ in WINDISCHS *Ungarischem Magazin* den Versuch, den Einfluß von Klima, Ernährung und Lebensweise auf die in Ungarn wohnenden Völkerschaften in physiologischer Hinsicht wissenschaftlich zu erfassen. Seine Ergebnisse

¹⁾ Ebd. S. 79.

²⁾ Zuletzt und am klarsten von Julius SZEKFÜ formuliert in dem Leitartikel der Weihnachtsnummer der ungarischen Zeitung „Magyar Nemzet“. 1940.

³⁾ Z. G. HUSZTY: *Versuch über den Menschen in Ungern, nach seiner physischen Beschaffenheit.*

konnten natürlich bei dem damaligen Stand der Wissenschaft nicht besonders stichhaltig ausfallen. Der gesunde Gedanke, dessen frühes Auftauchen wir hier vermerkt haben wollen, ging beinahe verloren. Erst in der letzten Zeit hat man anthropologische Untersuchungen¹⁾ angestellt, um festzustellen, wie sich der deutsche Bauer unter den neuen natürlichen Verhältnissen körperlich verändert haben mag. Die Forscher, die in Dunakömlöd (Komitat Tolna) gearbeitet haben, stellen als Zusammenfassung fest: „Die Schwaben sind ohne weiteres als Deutsche zu erkennen. Eine gewisse Veränderung hat aber stattgefunden, und zwar eine Angleichung an die umgebende Bevölkerung. Diese Veränderung ist jedoch nicht auf Vermischung, sondern zum kleineren Teil als individuelle Anpassung innerhalb der Variationsfähigkeit eines Merkmals, zum größeren Teil aber als ein Auslesevorgang aufzufassen, und so als das große Opfer, das die Siedler ihrer neuen Heimat gebracht haben“. Die Durchschnittsgröße ist bei den Männern um 4,2 cm, bei den Frauen um 4,5 cm zurückgegangen, man findet viel mehr braunhaarige Menschen in den Schwabendörfern als in der Urheimat und man konstatiert auch eine kleine Verschiebung des Kopfindexes, der sich mit 84,76 (männlich) von den westdeutschen Maßen um durchschnittlich 1,5 Einheiten in Richtung auf den Rundschädel entfernt hat.

Was die Siedlungsformen²⁾ angeht, so wurden die Kolonistendörfer in der Batschka und im Banat laut Verordnung Maria-Theresis nach den Plänen der Kriegssingenieure aufgebaut, wobei sog. schachbrettartige Dörfer zustande kamen. Bei den Kolonisten in Transdanubien findet man sog. Straßendörfer, die dem Ungartum im 18. Jh. bereits bekannt waren. Es bleibt offen, ob die Zugezogenen diese ursprünglich nichtungarische Siedlungsform vom Wirtsvolk übernommen oder aus der Urheimat mitgebracht haben.

Im Hausbau mußten natürlich die verfügbaren Baumaterialien einen bestimmenden Einfluß ausüben. Die Kolonisten bekamen anfangs meist fertige Häuser, später mußten sie aber auch selbst bauen. Bei der Stein- und Baumarmut des Alfölds ist der Hausbau dort auf den Lehm angewiesen, mit dem das Ungartum bereits sehr geschickt arbeiten konnte. Seine Lehm- bautechnik wurde auch den neuen Siedlern zum Vorbild. Auch in der Entwicklung der Hausform und der Einrichtung könnte man Parallelen finden, die Forschung hat sich ihrer aber noch nicht näher angenommen³⁾.

¹⁾ Edith RÖSSNER und Rudolf MEYER: *Über die Veränderungen der Donauschwaben gegenüber der Bevölkerung in der Urheimat*. Neue Heimatbl. 1938, S. 82—87.

²⁾ Für die folgenden Ausführungen verweisen wir den Leser auf das reichhaltige bibliographische Werk von Heinrich RÉZ: *Bibliographie zur Volkskunde der Donauschwaben*, Budapest 1935.

³⁾ Luise FICK: *Das schwäbische Kolonistenhaus in der Batschka*. Zeitschrift für Volkskunde, Berlin 1934.

Die neue Umgebung mußte auch die Wirtschaftsformen verändern. Auf dem Gebiete der materiellen Kultur übernahmen die Siedler von der Urbewölkerung manches aus rein praktischen Gründen, wie aber auch die alten Bewohner gewiß sehr viel von ihren Gästen gelernt haben. Der Einfluß in allen diesen Dingen ist nur in der Form von Wechselwirkungen denkbar. — Als eine den neuen Verhältnissen entsprechende Wirtschaftsform wurde das Tanyasystem von vielen deutschen Dörfern übernommen¹⁾, wenn auch nicht in solchem Maße, wie das bei den ungarischen Dörfern der großen Tiefebene der Fall ist²⁾. Die Tanya ist nicht dasselbe wie ein deutscher Einzelhof, denn der Tanyabauer hat ja auch im Dorf ein Haus und baut sich nur wegen der großen Entfernung seines Ackers vom Dorfe auch auf diesem eine Behausung, die Tanya.

Auf dem Gebiete der schwäbischen Volksbräuche haben einzelne Forscher einige Entlehnungen aus dem ungarischen Volksleben beobachtet, denen aber keine große Bedeutung beizumessen ist. Bei Untersuchung des Kirchenjahrs der deutschen Gemeinde Budaörs in Spruch und Brauch wirft E. BONOMI³⁾ die Frage auf, ob man in dem deutschen Kirchenbrauchtum nicht auch fremde Züge beobachten könne. Neben Budaörs liegen nämlich ungarische, serbische und slowakische Dörfer. Positive Angaben kann Bonomi jedoch nicht auffinden. Der Wahrheit am nächsten scheint Anna VARGHA zu kommen, wenn sie in ihrer Dissertation *Beiträge zur vergleichenden Volkskunde des ungarischen Dorfes Kölesd und der deutschen Siedlung Kistormás*⁴⁾ zum Schlusse kommt: „Eine Wechselwirkung tritt auf dem Gebiete der Sitten und Bräuche nur in ganz beschränktem Maße in Erscheinung. Die Sitten und Bräuche wurzeln ja tief im Volksglauben und sind sprachlich gebunden, eben deshalb können sie schwer übergeben und übernommen werden . . .“.

Den meisten Einfluß finden wir vielleicht in der Volkstracht vor. Aber auch hier hat die Forschung nicht einmal das allernötigste geleistet. Die Lage wechselt natürlich ganz nach den Gegenden. In der älteren ungarischen volkskundlichen Literatur finden wir diesbezüglich nur einzelne Bemerkungen. Auch die Dorfmonographien bieten nur Bruchstücke. Die meisten Ansätze zu einem umfassenderen Bild sind in den Arbeiten von R. HARTMANN enthalten, der sich in einer Fußnote folgendermaßen grundsätzlich äußert: „In der Tat lohnt es sich, einmal der wechselseitigen Beein-

¹⁾ Freundliche Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Tibor MENDÖL, Budapest.

²⁾ Vgl. Helmut KLOCKE: *Der gesellschaftliche Aufbau der deutschen Gemeinde Kumbaja in der Batschka mit besonderer Berücksichtigung des Großbauerntums*. Deutsch-Ungarische Heimatbl. 1934, S. 257—283.

³⁾ E. BONOMI: *Das Kirchenjahr in Spruch und Brauch der deutschen Gemeinde Budaörs mit Rücksicht auf die Umgegend* (ung.), Budapest 1933 (Arb. z. d. Phil. LIII).

⁴⁾ Anna VARGHA: *Zwei Nachbardörfer. Beiträge usw.* (ung.), Szeged 1940, S. 92.

flussung durch die verschiedenen Nationalitäten nachzuforschen. Es erweist sich, wie ich später vielleicht einmal Gelegenheit haben werde ausführlicher darzulegen, daß die Beeinflussung der Trachten viel stärker ist, als man der äußeren Erscheinung nach feststellen kann, daß diese Vermischung wahrscheinlich reger ist als die des Eigenlebens in Sprache, Sitte und Brauch. Die Untersuchung des Wortschatzes (Lehnwörter!), der sich auf die Tracht bezieht, führt dabei zu ganz interessanten Ergebnissen¹⁾. Bei den Lehnwörtern könnte die Forschung leicht ansetzen, was aber bisher nur in sehr geringem Maße geschehen ist.

Die Lehnwörter bilden auch das einzige Gebiet der Sprache, wo man einen Einfluß des Ungarischen auf das ungarländische Deutsch feststellen kann. Die Lehnwörter würden auch andere Lebensgebiete als die Sprache beleuchten und für die ganze Einflußfrage eine gültige Grundlage schaffen. Die Erforschung der ungarländisch-deutschen Dialekte ist aber im wesentlichen noch bei den Problemen der Lautlehre stehen geblieben, und die Frage nach den Lehnwörtern hat sie im Grunde noch gar nicht aufgeworfen. Die Sprachvermischung kann in einzelnen Fällen so weit gehen, daß die sich auf dem Wege der Assimilation befindliche Bevölkerung die ungarischen und deutschen Wörter durcheinander gebraucht. Ein solcher Fall ist in der Sprachinsel Balmazújváros beobachtet worden²⁾.

Die meiste Aufmerksamkeit hat bis jetzt die Frage des Volksliedes erregt³⁾. Die vielen Aufsätze und Bücher, die über den Gegenstand geschrieben worden sind, stellen übereinstimmend fest, daß die Entlehnungen aus dem ungarischen Volksliedschatz den deutschen Bestand an Volksliedern nur quantitativ vermehrt haben ohne ihn auch qualitativ zu beeinflussen. Die Wichtigkeit der Einflußfrage wird gerne betont. So liest man in einem Aufsatz: „Es dürfte vielleicht nicht oft genug betont werden, daß sich die Forschung auch auf die im Dorf gesungenen madjarischen Lieder erstrecken muß. Ihre Zahl (Kulturkrisis!), ihre Art (primitives Gemeinschaftsgut, gesunkenes Kulturgut), die Beteiligung der Altersschichten an ihrem Bestand geben uns Anhaltspunkte für Sprachinsel-

1) Rudolf HARTMANN: *Die Volkstracht. (Ein Beitrag zur schwäbischen Trachtenforschung.)* Deutsch-Ungarische Heimatbl. 1930, S. 120. Fußnote 2.

2) Vgl. Imre LENGYEL: *Die Ansiedlung der Deutschen in Balmazújváros* (ung.). Debrecen 1936.

3) Man vgl. besonders die folgenden Arbeiten: Gisella SCHMIDT: *Zipser deutsche Volkslieder und volkstümliche Lieder*, Budapest 1919 (Arb. z. d. Phil. XXV); Aegidius HERMANN: *Die Deutschen von Bátaszék und ihre Volkslieder*, Budapest 1929 (Arb. z. d. Phil. XXXVIII); Imre KRAMER: *Das deutsche Volkslied in Ungarn*, Budapest 1933 (Arb. z. d. Phil. LVIII), Karl HORAK: *Das weltliche Volkslied in Deutsch-Pilsen/Nagybörzsöny*. Neue Heimatbl. 1935—36, S. 211—268; und Anna LOSCHDORFER: *Grundsätzliches zur Volksliedforschung in den deutschen Sprachinseln Ungarns*. Neue Heimatbl. 1935—36, S. 1—7.

geschichte und Psychologie¹⁾. Wir erfahren auch manches über die Art und Weise der Übernahme, die nicht sprunghaft vor sich geht: „Erst wird der fremden Weise eine deutsche Übersetzung unterlegt und diese später durch den madjarischen Wortlaut verdrängt“²⁾. — Als mögliche Wegbereiter einer völkischen Angleichung erwecken die Entlehnungen aus dem ungarischen Volksliedschatz die Besorgnisse bei den völkisch gesinnten Forschern³⁾.

Es sei noch bemerkt, daß der weltberühmte ungarische Komponist und berufenste Erforscher der ungarischen Volksmusik, Béla BARTÓK, in seinem Werk *Die Volksmusik der Madjaren und der benachbarten Völker*⁴⁾ den Standpunkt vertritt, daß zwischen der österreichischen und der ungarischen Volksmusik gar keine Verbindungen bestehen. Mit der oben besprochenen Einschränkung mag das auch für das Deutschtum in Ungarn seine Gültigkeit haben.

Die Erforschung des ungarischen Einflusses bei dem deutschen Bauerntum in Ungarn ist noch nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen. Die weitere Forschung würde gewiß schöne Ergebnisse erzielen können. Die Arbeit müßte meines Erachtens am besten bei den Lehnwörtern einsetzen, von wo aus sich die weiteren Wege leicht ergeben würden. Die Unparteilichkeit erfordert aber, daß man die Einflüsse nicht einseitig auffaßt, sondern mit dem Augenmerk auf beide Seiten der Sache den Wechselwirkungen im Volkstumsleben nachgeht⁵⁾.

Zum Schluß noch ein Wort! Mögen diese bescheidenen und unvollkommenen Ausführungen mit der gleichen Objektivität aufgenommen werden, mit der wir redlich bemüht waren sie zu schreiben.

¹⁾ LOSCHDORFER a. a. O. S. 7.

²⁾ HORAK a. a. O. S. 266.

³⁾ Adam SCHLITT: *Deutsche Liedpflege in Ungarn*. Neue Heimatbl. 1938, S. 57 bis 69.

⁴⁾ Berlin 1935 (Ungarische Bibliothek I 20), S. 5.

⁵⁾ Ein schönes Beispiel dafür ist die erwähnte Szegeder Dissertation von A. VARGHA aus dem Institut von Prof. Dr. H. Schmidt.

Ungarisch-rumänische Kulturbeziehungen.

Von

László Gáldi (Budapest).

Als sich das Ungartum im ersten Jahrhundert dieses Jahrtausends, dank dem geopolitischen Scharfblick König Stephans, in die Kulturgemeinschaft des christlichen Europas einfügte, sicherte es sich nicht nur die einzig mögliche Daseinsgrundlage innerhalb des Donaubeckens, sondern übernahm zu gleicher Zeit im vollsten Bewußtsein seiner geschichtlichen Berufung eine Aufgabe: die Mission, alle Kultureinflüsse, deren es durch den westlichen Geist teilhaftig werden würde, durch den Filter seiner völkischen Eigenart an Osteuropa, das, wegen seiner größeren Entfernung vom Westen auch auf einer niedrigeren Kulturstufe stand, weiterzugeben. Vor mehr als neunhundert Jahren wurde Ungarn, das der christlich-lateinischen Kultur angehörte, durch die Entscheidung König Stephans das Tor Südosteuropas gegen Osten und erfüllte, wie aus diesem Aufsatz hervorgehen wird, diese Aufgabe restlos. Bis zum Vordringen der Türken im 16. Jh. kann man im Donaubecken von einem „ungarischen Mittelalter“¹⁾ sprechen, so entschieden drückte die ungarische Kultur den Kulturen der benachbarten Völker ihren Stempel auf. Und auch später verdankte mehr als ein Donauvolk sein völkisches Erwachen, seine geistige Neugeburt der befruchtenden Kraft der ungarischen Kultur. Dieser expansiven Kraft ist man aber noch nicht gerecht geworden, wenn man einzelne Beziehungen klar legt, mag dies auch mit minutiöser Genauigkeit geschehen, und deshalb ist es der Zweck dieser Studie — und es wäre zu wünschen, daß ihre Resultate auch für andere Völker verwendbar würden — in erster Linie zusammenfassend darzustellen, daß die große geistige Erneuerung, die am Ende des 18. und Anfang des 19. Jh.s die Grundlagen des modernen Rumänentums schuf, zum größten Teil auf ungarische Anregung hin, in der geistigen Atmosphäre Ungarns ihren Ursprung hat²⁾.

¹⁾ Vgl. TAMÁS, L.: *Magyar középkor a Dunamedencében* (Ungarisches Mittelalter im Donaubecken). Magyar Szemle (Ungarische Rundschau), XXXVI (1939), S. 289—296.

²⁾ Die neueren Studien über dieses Thema: *A román irodalomtörténet tájrajzi problémái* (Die geographischen Probleme der rumänischen Literaturgeschichte).

Selbstverständlich ist die Entwicklung, die den Mittelpunkt dieser Studie bildet, eingefügt in die geschichtlichen Vorbedingungen und es wurde auch die spätere Entwicklung im Auge behalten.

I.

Das Mittelalter.

Die ungarischen Anregungen, die innerhalb der rumänischen Kultur zu finden sind, reichen mit ihren Wurzeln weit ins Mittelalter zurück. Die Ahnen der Rumänen gelangten nach einer beinahe ein Jahrtausend umfassenden Vergangenheit, die sie auf dem Balkan verbracht hatten, am Anfang des 15. Jh.s wieder nach Mitteleuropa¹⁾: einige Gruppen von nomadisierenden Hirten, die sich mit Petschenegen und anderen türkischen Völkern vermischt hatten, erschienen in den mächtigen Wäldern der Südkarpathen. Zuerst sind sie in Fogaras und in der Nachbarschaft der Sachsen von Hermannstadt²⁾ anzutreffen, später, 1247, in der Oltenia bzw. in dem Gebiet, das von den Karpathen, der Donau und dem Altfluß umschlossen wird, dem transkarpathischen Teil des Severiner Banats, einer ungarischen Gründung — der Knez führte übrigens schon den ungarischen Namen

Apollo, I (1935), S. 339—384; *XVIII. századi humanizmusunk és a románság* (Das Rumänentum und unser Humanismus des 18. Jh.), Budapest 1940 (in italienischer Umarbeitung: *L'influsso dell'umanesimo sul pensiero rumeno*, Budapest 1940). Was die Einflüsse Ungarns anbelangt, siehe: *Ungarn und die deutsche Bildung in Südosteuropa*, eine Zusammenfassung, Ungarn I (1940), S. 145—153.

¹⁾ Die jüngsten Zusammenfassungen der Einwanderungstheorie, wie sie von allen ungarischen Gelehrten einstimmig, und auch von manchen rumänischen Sprachwissenschaftlern vertreten wird: L. TAMÁS: *Vorgeschichte und Entwicklung des rumänischen Volkes und seiner Sprache bis zum X. Jh. n. Chr.*, Die siebenbürgische Frage, Budapest 1940, S. 1—19; idem: *Rumänen (Wlachen), Siebenbürgen*, Budapest 1940, S. 66—76; idem: *La romanità dell'Oriente Europeo*. Corvina, Nuova Serie, III (1940), S. 447—458. Zum erstenmal wurde die Einwanderungstheorie, die sich an RÖSLERS Namen knüpft (Romanische Studien, 1877), von Fr. J. SULZER ernsthaft formuliert in seinem Werk: *Geschichte des transalpinischen Dacien* (Wien 1781—2). (Die Verdienste Sulzers betreffend siehe L. GÁLDI: *Römer und Rumänen in Siebenbürgen. Zum Gedenken an Franz Joseph Sulzer*. Das Schaffende Ungarn, I (1940), Nr. 4, S. 24ff.)

²⁾ Sämtliche Dokumente, die sich auf Rumänisches beziehen, sind eben im Druck und werden unter dem Namen: „Documenta Valachica“ in einer Sammlung erscheinen, die auf Grund der Korrektur weiterhin unter der Kürzung Doc. val. zitiert wird. Für das Auftauchen der Rumänen auf dem Boden des geschichtlichen Ungarn gibt es die erste authentische Angabe am Anfang des XIII. Jh.s, aus dem Jahre 1222 und rückschließend aus einem Dokument aus dem Jahre 1250 ist festzustellen, daß es schon um 1210 an der südlichen Grenze von Siebenbürgen Rumänen geben konnte (vgl. L. TAMÁS: *Romans et Roumains dans l'histoire de la Dacie Trajane*, Archivum Europae Centro-Orient. II—1936, S. 332—333, Doc. Val. S. 22—24).

Farkas (vgl. *Farkas* „Wolf“ als Namen mit „Wolfgang“¹⁾). Schließlich tauchen sie auch an anderen, zu Weideplätzen geeigneten Punkten Siebenbürgens auf, teils auf privaten, teils auf königlichen Gütern. Dieses Hirtenvolk, das wahrscheinlich wegen der unruhigen Zustände, die im nordöstlichen Teil der Balkanhalbinsel herrschten, im Gebiet nördlich der Donau, das eine geregeltere, friedlichere Zukunft versprach, im mächtigen mittelalterlichen Staat Ungarn, Schutz suchte, war damals politisch noch nicht organisiert, es wurde höchstens von Knezen angeführt, die im Laufe der langsam vor sich gehenden Ansiedlung zum Oberhaupt einer Siedlung wurden, und schließlich eventuell dieser Siedlung den Namen gaben²⁾. Der Staat und die Gutsbesitzer sahen es gerne, ja leisteten der Ansiedlung dieser fremden Hirten durch amtliche Verfügungen Vorschub, da auf diese Weise Wälder und Gebirge wirtschaftlich verwertbar wurden und dem Blutkreislauf des im Innern immer kräftiger werdenden Landes angeschlossen werden konnten. Besonders nach dem Tatareneinfall brauchte das Land Siedler, da einzelne Teile des Landes ganz unbevölkert zurückgeblieben waren. Zugleich kann man allerdings auch an die an der Grenze angesiedelten Wachen denken, besonders in bezug auf die in den südlichen Karpathen selbsthaft gewordenen Rumänen. Es ist aber auf jeden Fall sicher, daß im Lebensniveau der bis dahin ganz in der Ideologie des Balkans lebenden Rumänen mit ihrer verhältnismäßig raschen Ansiedlung in Siebenbürgen eine bedeutende Veränderung vor sich ging: im Laufe des 14. Jh.s wurden viele Knezen und Woiwoden der Rumänen in den Adelsstand erhoben — meist um ihrer hervorragenden kriegerischen Leistungen willen —, was selbstverständlich eine grundsätzliche Veränderung ihrer patriarchalischen Rechtsbräuche und gesellschaftlichen Zustände bedeutete. Heute, da wir das auf die Rumänen bezügliche Dokumentenmaterial aus dem 13. und 14. Jh. kennen, sehen wir klar, daß es nicht die Unterdrückung durch die Ungarn oder gar die von orthodoxer Seite so häufig vorgeworfene, aber niemals bewiesene Verfolgung gewesen ist, die die Rumänen zu Leibeigenen herabdrückte, sondern vielmehr der gesellschaftliche Ehrgeiz der

1) 1247: pariter cum kenazatibus Joannis et Farcasii usque ad fluvium Olth . . . *Doc. Val.* S. 21. Hier wird auch von dem Knezat eines dritten rumänischen Fürsten, *Litvoi*, berichtet: „excepta terra kenezatus Lytuoy woiauode“ a. a. O.

2) So z. B. in Krassószörény: *Fileskenezfalva*, *Halmágykenézháza*, *Jánoskenézfalva*, *Kecsakenézfalva*, *Szaniszlókenézfalva* usw. *Doc. Val.* S. 59. Hier ist zu bemerken, daß die Bezeichnungen: *-falva*, *-háza*, selbstverständlich ungarischen Ursprungs sind (*-falva* = „sein Dorf“, *-háza* = „sein Haus“). Das Wort *kenéz* aber, das bei den Banater Rumänen in einer *chinez*-Form mit der Bedeutung: Dorfrichter erhalten ist, gelangte aus dem Ungarischen ins Rumänische (vgl. *Dicționarul Academiei Române*, II, S. 362), obwohl es ursprünglich slavischer Herkunft ist. Rumänische Ortsnamen findet man in Siebenbürgen erst seit dem Ende des 14. Jh.s hie und da zerstreut in den Bergen (vgl. *Knieszsa*, *Arch. Eur. Centro-Or.* IV, 1938, S. 367; *Doc. Val.* S. 52).

Knezen, die bisher „primus inter pares“ gewesen waren, emporzukommen und in den ungarischen Adelsstand erhoben zu werden¹⁾. Zugleich aber geschah noch etwas anderes: die führende Schicht, die häufig der Abstammung nach nicht einmal zu den Rumänen, sondern zu den Slawen oder zu einem türkischen Volk gehörte und die dank ihrer Tapferkeit in die Reihe des ungarischen Adels aufgenommen worden war, wurde zum Teilhaber aller Privilegien des Adels und der Kulturgemeinschaft des mittelalterlichen, lateinischen Staates Ungarn. Selbstverständlich erlernten alle adlig gewordenen Rumänen die lateinische Sprache und es kann sein — obwohl wir keine schriftlichen Quellen darüber besitzen — daß sich unter ihnen manche, wie der Fürstprimas von Ungarn (16. Jh.) Nikolaus Oláh, dunkel an die Ähnlichkeit der lateinischen und der rumänischen Sprache, die der Balkan damals schon entdeckt hatte²⁾, und an den geschichtlichen Zusammenhang zwischen Römern und Rumänen erinnerten³⁾. Sicher ist, daß es im mittelalterlichen Ungarn keinen Unterschied zwischen den aus verschiedenen Völkern stammenden „nobiles“ gab; so ist es auch verständlich, daß manche geadelten Rumänen große Güter erwerben und die höchsten Stellungen des Landes bekleiden konnten. Diese Entwicklung vollzog sich zum guten Teil natürlich nicht im 13. Jh., das nur zerstreute Anfänge aufweist, sondern im 14. Jh., vor allem zur Zeit der Anjou-Könige. In dieser Zeit entwickeln sich sowohl der zur lateinisch-ungarischen Kulturgemeinschaft gehörige Adel rumänischer Abstammung, als auch, jenseits der Karpathen, die beiden Fürstentümer. Dieser Prozeß wurde — wenigstens in der Walachei, im Lande der Basarabas — von türkischer Seite angeregt⁴⁾. Ohne die Unterstützung der ungarischen Staatsgewalt wäre dies alles nicht möglich gewesen. Es ist bekannt, daß in der bulgaro-slavischen Sprache der Walachei die Landesbezeichnung „Ungrovlahia“ — ein Wort griechischen Ursprungs — gewesen ist; es

¹⁾ Darüber berichtet weitläufig L. MAKKAI im I. Teil der Einleitung zu den *Doc. Val.* Über die Erhebung der Kneze in den Adelsstand siehe auch noch *Doc. Val.* S. 148 ff.

²⁾ Darüber schrieb zuletzt E. DARKÓ: *Népeségi mozgalmak Erdélyben és környékén a középkorban.* (Bewegungen innerhalb der Bevölkerung Siebenbürgens und seiner Umgebung im Mittelalter.) Debrecen 1938, S. 7 ff.

³⁾ Für die römische Abstammung der Rumänen nördlich der Donau gibt es im Mittelalter nur einen Anhaltspunkt, den Ausdruck *Olachi Romani* (1345: Olachi Romani commorantes in partibus Ungarie Transsilvanis, *Doc. Val.* S. 106—107), der sich in einem Dokument Papst Clemens des VI. findet und den C. C. GIURESCU (*Istoria Românilor*, Bucurest 1935, I, S. 360) für einen Beweis der Anerkennung ihrer römischen Abstammung hält. Aber auch der Sinn dieses Ausdrucks ist durchaus anfechtbar (vgl. P. HUNFALVY: *Az oláhok története* (Geschichte der Walachen), I, S. 451).

⁴⁾ L. RÁSONYI-NAGY: *Les premières cristallisations d'Etat roumaines.* L'origine des Basarabas. Arch. Eur. Centro-Or. I, 1935, S. 221 ff.

bedeutet nicht „die neben Ungarn liegende Walachei“¹⁾, sondern weist ganz entschieden auf ein Lehensverhältnis hin. Auch die Moldau war, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, die östliche Grenzwache Ungarns²⁾. Wie sehr die Gründung der Moldau abhängig ist von den vorausgehenden ungarischen Ereignissen, beweist hinlänglich die Legende von der Büffeljagd des Gründers der Moldau, Dragos; diese Legende ist nichts anderes als eine Adaptation der ungarischen Sage vom Wunderhirschen, was übrigens auch rumänische Gelehrte anerkennen³⁾.

Und wenn das Lehensverhältnis zwischen Ungarn einerseits und der Walachei und der Moldau andererseits sich mit der Zeit auch lockerte, so beeinflussten doch die aus Siebenbürgen kommenden kulturellen Strömungen das langsam zu einem bewußten politischen und kulturellen Leben erwachende Volk bedeutend. Bei diesem Prozeß spielten die außerhalb der Karpathen angesiedelten Deutschen und Ungarn natürlich eine bedeutende Rolle⁴⁾. Zu dieser Zeit schweigt die Literatur noch, aber die sich aus deutschen und ungarischen Anfängen entwickelnde Städtekultur spricht an ihrer statt⁵⁾. „Die Rumänen besaßen keine Städte“ — sagt auch Iorga in seinem bedeutenden Werk⁶⁾, und tatsächlich gibt es auch heute noch für den Begriff „Stadt“ nur die aus dem Ungarischen übernommene Bezeichnung: *oras* < *város*⁷⁾. In den langsam auftauchenden Kunstdenkmälern kann man auch die ungarisch-rumänischen Kulturbeziehungen des 14. Jh.s erkennen: es ist unmöglich, die Tatsache, daß der Fürst der Walachei, Mircea — zu derselben Zeit, als in den orthodoxen Kirchen des Gebietes Zaránd, also in West-Siebenbürgen, der ungarische

¹⁾ So erklärt es z. B. C. C. GIURESCU: *Istoria Românilor*. Bukarest 1936, II. 1, S. 332.

²⁾ „Ungarn stellte, dem Beispiel der früheren fränkischen Kaiser folgend, östlich der Karpathen eine ungarische Ostmark auf dem Gebiet des nachmaligen Fürstentums Moldau auf“, L. TAMÁS: *Magyar Szemle* (Ungarische Rundschau), XXXVI (1936), S. 289. Über die Entstehung der Moldau siehe: *Doc. Val.* S. 99 ff.

³⁾ Über die rumänische Adaptation der Sage vom Wunderhirsch schrieb: R. VUIA: *Legenda lui Dragos*, *Anuarul Inst. de Ist. Nat.* I (1921—22), S. 300—309.

⁴⁾ Auch der rumänische Gelehrte Radu ROSETTI hat erkannt, daß es schon vor der Gründung der Moldau auf diesem Gebiete Ungarn geben mußte. (*Despre Unguri și episcopiiile catolice din Moldova*, *Anal. Acad. Rom. Mem. Sect. Ist. Ser. 2*, XXVII, Bukarest 1905, S. 349—251.) Vgl. auch G. LÜKÖ: *Havaselve és Moldva népei a X—XII. században* (Die Völker der Moldau und Havaselve im 10.—12. Jh., *Etnographia-Népélet*, S. 103; ders. *A moldvai csángók* (Die Csángos der Moldau), Budapest 1936, S. 30 ff.; L. MAKKAI: *A milkói (kún) püspökség* (Das Bistum von Milkó), Budapest 1936, S. 20 ff.; L. TAMÁS: *Die ungarischen Lehnwörter im Rumänischen*, *Ung. Jahrb.* VIII (1938), S. 49—50.

⁵⁾ Die jüngste Zusammenfassung siehe bei Giurescu: *Ist. Rom.* II, S. 419 ff.

⁶⁾ N. IORGA: *Geschichte des rumänischen Volkes*, Gotha 1905, I, S. 158.

⁷⁾ L. TAMÁS: *Ung. Jahrb.* IX (1929), S. 285 ff.

König aus der Familie Anjou, Ludwig der Große, zusammen mit den in byzantinischem Stil gemalten Heiligen dargestellt wird — in der Rittertracht der ungarischen Anjoukönige gemalt wurde¹⁾, nicht symbolisch zu deuten. Auch die Gotik der Moldau ist zum Teil siebenbürgischen Ursprungs, die Gotik, die hier, vermischt mit byzantinischen Elementen, einen besonderen, dem moldauischen Geist entsprechenden Stil gezeitigt hat²⁾. Hinter den Bezeichnungen südslavischen Ursprungs, die sich auf das höfische Leben in den rumänischen Fürstentümern beziehen, gibt es ebenfalls ungarische Elemente: es gibt Auffassungen, die die Bezeichnung *vornic* (Name einer der höchsten Würden am Hofe) für eine Entsprechung des ungarischen Ausdrucks *palatinus* halten³⁾, und es ist auffallend, wie sehr die die Fürsten umgebende Ritterschaft nach ungarischer und darüber hinaus nach europäischer Weise organisiert ist. Seit dem Ende des 14. Jh.s heißt der rumänische Ritter, der dortige „miles aulae“ *viteaz* (das Wort stammt aus der ungarischen Bezeichnung *vitéz*⁴⁾), der treue Dienst des Ritters: *vjerna sluzba* bzw. die genaue Übersetzung des in Ungarn gebräuchlichen *iustum servitium*⁵⁾, die Treulosigkeit des Ritters: *hitleanstvo*⁶⁾ (aus dem ungarischen *hűtlenség*), der Begleiter des Fürsten: *aprod* (aus dem ungarischen *apród* = Page), die Bezeichnung für ein Lehen lautet *uric, uriuc* (aus dem ungarischen Wort *örök* = ewig); zu derselben Zeit gibt es in der rumänischen Sprache viele, vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus wichtige, ungarische Elemente, die sich auf das Militärwesen, den Handel, das städtische Leben und verschiedene Rechtsverhältnisse beziehen⁷⁾. Wie europäisch dieser Kulturschatz ist, den Ungarn dem von Europa isolierten Rumänentum übermittelt hat, zeigen z. B. einige ausländische Stoffnamen, die sich in den slavischen Urkunden der Rumänen in einer dem Ungarischen ähnlichen Form finden. So ein Name wäre z. B. „*ipri*“, belegt seit 1413 (er bedeutet so viel wie „*ypern-i posztó*“ = Stoff, aus Ypern)⁸⁾ und ist offenbar eine ungarische mit einem i-Suffix gebildete adjektivische Form. Der Zusammenhang ist handelsgeschichtlich auch folgerichtig nachzuweisen: in Ungarn gibt es zwischen 1311—1436 mehrere

1) S. DRAGOMIR: *Vechile biserici din Zarand și editoriiilor in sec. XIV. și XV.* Klausenburg 1930.

2) Was die Bibliographie betrifft, vgl. die Werke, die GIURESCU zitiert (z.B. II, 2, S. 673—74).

3) GIURESCU: *Ist. Rom*, II, 1, S. 369 („*vornicul nostru seamănă cu demnitarul dela curtea ungară și se pare că a fost creat după modelul lui*“).

4) L. TAMÁS: *Ung. Jahrb.* IX, S. 277—80.

5) L. TAMÁS: *Magyar Szemle* (Ungarische Rundschau), XXXVI (1939), S. 292.

6) L. TAMÁS: *Ung. Jahrb.* IX, S. 280ff.

7) Siehe außerdem noch L. TAMÁS: *Siebenbürgen und die Anfänge der rumänischen Kultur*, Siebenbürgen, Budapest 1940, S. 204 ff.

8) Die erste Angabe betreffend siehe *Ung. Jahrb.* IX, S. 299.

lateinische Quellen für den Nachweis von Stoffen aus Ypern und Flandern¹⁾ und so ist es klar, daß sich dieser Nachweis chronologisch in die Reihe der ungarischen Daten einordnen läßt. Das deutsche Wort „Bürger“ gelangte auch durch ungarische Vermittlung ins Rumänische (vgl. das altungarische *porgár*, aus dem das Rumänische *pârgar* wurde)²⁾, der Ausdruck für Meister — im Ungarischen altfranzösischen Ursprungs *mester* — gelangte auch durch ungarische Vermittlung in das Rumänische³⁾ und etwas später nahm die rumänische Sprache — durch ungarische Vermittlung — ihre ältesten italienischen Elemente auf⁴⁾. Es ist auffallend, daß in dieser ganzen Epoche, gewissermaßen bis zum Ende des 15. Jh.s, kein einziges ungarländisches lateinisches Wort in den rumänischen Fürstentümern heimisch wird, obwohl Latein Ungarns offizielle Amtssprache bis zum Anfang des 19. Jh.s gewesen ist. Dieser Umstand scheint darauf hinzuweisen, daß die Rumänen Siebenbürgens und jenseits der Karpathen nicht so sehr die geschriebene lateinische Sprache, sondern vielmehr die gesprochene, lebendige ungarische Sprache kannten und annahmen. Das Rumänentum hat natürlich nicht nur jene Wörter aus dem Ungarischen übernommen, die heute aus den alten, slavischen Dokumenten herauszuschälen sind, sondern bedeutend mehr; die Rumänen Siebenbürgens waren übrigens seit dem 15. Jh. sicher, aber wahrscheinlich schon früher, zweisprachig. Es ist interessant zu beobachten, daß die in den ungarischen Adelsstand erhobenen Vertreter des siebenbürgischen Rumänentums schon im 15. Jh. gerne die ungarische Sprache in ihrer Privatkorrespondenz gebrauchten; von der Familie Drágffy, die rumänischen Ursprungs und in Máramaros zu Hause ist, besitzen wir 15 Briefe in ungarischer Sprache⁵⁾. Dies kann erst richtig eingeschätzt werden, wenn man bedenkt, daß in dieser Zeit, im 15. Jh., noch keine einzige ungarische Familie so viele Briefe geschrieben hat.

Die Herrschaft Stephans des Großen, des Fürsten der Moldau, ist eine würdige Krönung dieser mittelalterlichen ungarisch-rumänischen Beziehungen. Es handelt sich hier vor allem um die zweite Periode seiner

1) Vgl. L. GÁLDI: *Flandriai szövetnevek középkori szójegyzékeinkben*. Magyar Nyelv. XXXVI (1940), S. 28.

2) Siehe L. TAMÁS: Ung. Jahrb. IX (1929), S. 288—9.

3) Für den französischen Ursprung siehe G. BÁRCZI: *A magyar nyelv francia jövevényszavai* (Die französischen Lehnwörter der ungarischen Sprache). Budapest 1938, S. 18; für die Entlehnung rumänischer Wörter siehe: L. TAMÁS: Ung. Jahrb. IX (1929), S. 254—5.

4) Vgl. L. GÁLDI: *Contributo alla storia degli italianismi della lingua romena*. Archivio Glottologico Italiano, XXXI (1939), S. 114—15.

5) Siehe G. ISTVÁNYI: *A magyar nyelvű írásbeliség kialakulása* (Die Entwicklung der Literatur in ungarischer Sprache). Budapest 1934, S. 105ff.

Regierung, die ungarfreundlich gewesen ist¹⁾. Es ist dies die historische Wiederholung des humanistischen Hofes König Matthias' in der Moldau, die nach dem Muster des ungarischen Staates organisiert war. Die moderne Geschichtsforschung setzt mit Recht voraus, daß das Bewußtsein der christlichen Mission, das sich unter dem Druck der türkischen Einbrüche in der Moldau entwickelte — selbst der Papst nannte Stephan den Großen einen „athleta Christi“ — aus dem Ideenkreis der ungarischen Auffassung heraus, Streiter und Verteidiger der Christenheit zu sein²⁾, entstanden sein muß.

II.

Die Reformation.

Nach diesen mittelalterlichen Voraussetzungen setzte die Reformation ein, die wieder nur neue Beweise liefert, wie anregend und fruchtbar der Einfluß Ungarns und Siebenbürgens gewesen ist. Um das Glaubensleben zu vertiefen, drang der reformatorische Geist auf Allgemeinverständlichkeit und hatte zum Ergebnis, daß in den verschiedenen Nationalkirchen die Volkssprache eingeführt wurde. Die Ideenwelt der Reformation erstreckte sich selbstverständlich auch auf die Welt des Orients, denn schon Melanchthon sprach sich mit großem Verständnis über die gemeinsamen Züge des Orthodoxismus und Protestantismus aus und umriß in großen Linien geradezu eine Vereinigung des Protestantismus mit der Orthodoxie³⁾. Seine Ideen wurden natürlich sofort von den verschiedenen Verbreitern des Protestantismus übernommen, so von Honterus, dem Apostel der Sachsen, der in sein Bekehrungsprogramm auch die Mission unter der rumänischen Bevölkerung aufnahm⁴⁾. Es waren dies alles Ideen, die sich auf die ersten, unsicheren schriftlichen Versuche des Rumänentums gerade im günstigsten Moment auswirkten. Es scheint, daß schon die Hussitenbewegung, die zeitlich der Reformation voraus geht, an dem Slavonismus, der den rumänischen Geist so lange verhüllt hielt, gerüttelt hat. Nach der Meinung vieler Wissenschaftler ist es die Hussitenbewegung gewesen,

¹⁾ Diese Epoche begann mit dem Treueid Stephans des Großen aus dem Jahre 1475, vgl. L. ELEKES: *Nagy István moldvai vajda politikája és Mátyás király*. Budapest 1937, S. 52 ff.

²⁾ ELEKES: a. a. O. S. 58.

³⁾ Vgl. I. RÉVÉSZ: *La Réforme et les Roumains de Transylvanie*. Arch. Eur. Centro-Or. III, S. 286. Damit hängt auch die Gründung der protestantischen Hochschule von Cotnar zusammen, unter der Ägide des Abenteurers Jakob Heraklides, der unter dem Namen Despot-Voda auf dem Thron der Moldau saß. Siehe a. a. O. S. 287 ff., Giurescu: a. a. O, II, 1, S. 185, 193 (mit Bibliographie).

⁴⁾ I. RÉVÉSZ: a. a. O. Arch. Eur. Centro-Or. III, S. 292; K. K. KLEIN: *Der Humanist und Reformator Joh. Honter*, 1935, S. 275; K. K. KLEIN: *Rumänisch-Deutsche Literaturbeziehungen*, Heidelberg 1929, S. 70 ff.

die zuerst in Máramaros, der „Wiege“ der rumänischen Literatur, und später im Norden der Moldau zur Übersetzung der Bibel in die rumänische Volkssprache geführt hat¹⁾. Diese Epoche der rumänischen Geschichte ist zwar ziemlich unbekannt, aber man muß immerhin in Betracht ziehen, daß ungarische Hussiten im Laufe des 15. Jh.s in die Moldau flüchteten; diesen Hussiten sind zwei überaus wichtige ungarische Texte zuzuschreiben, der Wiener und der Münchner Kodex, die in einer moldauischen Stadt namens Tatros, die einen ungarischen Namen hat und eine ungarische Gründung ist, entstanden sind²⁾. Eine in dieser Zeit entstandene ungarische Gründung ist wohl auch die nordmoldauische Stadt Huşi, ihrem Namen nach zu urteilen. Diese ungarischen Hussiten mögen es wohl gewesen sein, die in den Rumänen zum erstenmal den Wunsch entfachten, die Bibel in ihrer eigenen Sprache zu lesen. Es ist aber ein ganz eigenartiger und nur durch die besondere Lage bedingter Zug der rumänischen Hussiten, daß die alten Texte nicht aus dem Lateinischen, sondern aus dem Kirchenslavischen übersetzt wurden³⁾. Diese Texte hussitischen Ursprungs müssen sich ziemlich schnell auch in der Muntenia und Oltenia verbreitet haben, so daß sich Coresi, als er in Kronstadt seine Tätigkeit als Buchdrucker nicht nur in slavischer, sondern auch in rumänischer Sprache begann, bereits auf diese Vorarbeiten stützen konnte. Parallel müssen wir aber noch ein anderes Gebiet als Entstehungsort der rumänisch geschriebenen Literatur voraussetzen. Es könnte dies vielleicht der Süden Siebenbürgens und der daran angrenzende Norden der Walachei sein, der mit Kronstadt und Hermannstadt immer in regem wirtschaftlichen Verkehr gestanden hat. Daß der älteste rumänisch geschriebene Text aus diesem Gebiet stammt, scheint auf das anregende Beispiel der Sachsen hinzuweisen; es ist ein Brief, den der Bürger von Câmpulung, NEASCU, im Jahre 1521 an Hans Benkner, Richter von Kronstadt, in unverfälschter Volkssprache richtete und in dem er das immer drohender werdende Näherrücken der Türken meldete⁴⁾.

Hier, im Süden Siebenbürgens, entstand auch das erste gedruckte Buch in rumänischer Sprache: es ist der im Jahre 1545 erschienene

1) Über all diese hussitisch-verdächtigen Schriften vgl. G. PASCU: *Istoria literaturii și limbii române din secolul XVI*, Buc. 1921, S. 31 ff.; N. IORGA: *Istoria literaturii românești*, Bukarest 1925, I, S. 100 ff.

2) Der Name dieser Stadt ist die verkürzte Form eines älteren *Tatáros* (vgl. *tatár* „Tatare“). Noch im XVIII. Jh. findet sich die italienische Version *Tattaruscia* (vgl. *Mélanges de l'Ecole Roumaine en France*, I, 1925, S. 299). Die Ansiedlungen der Hussiten betreffend siehe G. LÜKŐ: a. a. o. S. 63—64.

3) Vgl. L. GÁLDI: *A román irodalomtörténet tájraji problémái* (Die geographischen Probleme der rumänischen Literaturgeschichte). *Apollo*, I, 1935, S. 344.

4) Diesen Brief hat C. C. GIURESCU neuerdings (mit moderner Orthographie) in seinem ganzen Umfang herausgegeben: a. a. O. II, I, S. 602—3.

Katechismus von Hermannstadt, der vielleicht eine ungarische Quelle hatte: den ABC-Katechismus des Andreas von BATIZ, der ein berühmter ungarischer Prediger gewesen ist¹). Neuerdings ist in Verbindung mit diesem leider nur in einem einzigen Exemplar erhaltenen Werk der Gedanke aufgetaucht, daß die Übersetzung der Bibel und die Bekehrung der Rumänen zum Protestantismus von der Umgebung eines ungarischen Magnaten, des Kaspar DRÁGFFY, dessen Neigung zum Mäzen allgemein bekannt war, ausgegangen sein soll. Der Grund zu dieser Hypothese mag die Tatsache sein, daß Drágffy im Jahre 1455 — also ein Jahr, nachdem der Katechismus von Hermannstadt erschienen war — die erste ungarische, protestantische Synode einberief. Eine eingehendere kirchengeschichtliche Forschung hat diese Möglichkeit bisher aber noch nicht wahrscheinlich erscheinen lassen²). Sicher ist, daß außer den Siebenbürger Sachsen auch die Ungarn sich um die Bekehrung der Rumänen bemühten. Zweifellos waren es die Sachsen, die den Mönch CORESI³), der der Abstammung nach Grieche gewesen ist, nach Kronstadt beriefen; Coresi war Buchdrucker und verpflanzte den seit 1508 in der Walachei heimischen Buchdruck, der kirchlichen Zwecken diente und in slawischer Sprache betrieben wurde⁴), nach Siebenbürgen. Aberschon das erste Buch Coresis, der 1559 erschienene neue Katechismus (*Intrebare creştinească*) ist auf Grund von ungarischen Quellen, den Werken des Matthias BIRÓ von DÉVA und des Andreas von BATIZ entstanden; vier Jahre später erschien eine schöne Bibelauslegung und ein Gebetbuch — es hat sich jetzt herausgestellt, daß letzteres eine Übersetzung der fünf Jahre früher herausgegebenen Agenda des Kaspar HELTAI ist — auf Kosten eines adligen ungarischen Herrn, Nikolaus FORRÓ von HÁPRTON⁵). Auch ist es kein Zufall, daß auch später, 1580, ein Buch Coresis in slavischer

1) N. SULICA: *Catehismele vom. din 1544 și 1559*. *Precisări cu privire la izvoarele — lor. Anuarul lic. „A. Papiu-Ilarianu“ din Târgu-Mureș, 1935* (auch SA).

2) Die Anschauungen Sulicas hat I. RÉVÉSZ einer Kritik unterzogen: a. a. O. *Arch. Eur. Centro-Or.* III, S. 294. Besprechung ohne kritische Stellungnahme von VEÉGH, s. im *Erdélyi Múzeum*, XLII (1937), S. 62—5.

3) Grundlegende Werke über Coresi: I. BIANU-N. HODOS: *Bibliografia românească veche*; I. S. PUȘCARIU: *Istoria literaturii române*, Epoca veche. Sibiu 1930 (mit Bibliographie).

4) Die Druckerei der Muntenia stammte aus Venedig, und war von dem nördlichen Balkan, Serbien und Montenegro, vermittelt worden. Die ersten nötigen Geräte dieser Art brachte der serbische Mönch Macarie, der in Venedig studiert hatte, aus Cetinje mit. Vgl. C. C. GIURESCU: a. a. O. II, 1, S. 612. Vergleichsweise ist interessant, daß das älteste kroatische gedruckte Andenken (1494), das Meßbuch von Zengg, ebenfalls mit venetianischen Lettern gedruckt ist, vgl. ASBÓTH: *Magyar könyvszemle*, IV (1896), S. 120ff.

5) Vgl. K. SULICA: *A magyar irodalom és művelődés hatása a román irodalom és művelődés fejlődésére* (Der Einfluß der ungarischen Literatur und Kultur auf die rumänische Literatur und Kultur). Szeged 1937, S. 9.

Sprache (Sbornic slavonesc) das Wappen des siebenbürgischen Fürsten Christoph Báthory trägt . . .¹⁾.

Man kann keineswegs voraussetzen, daß Coresi seine Tätigkeit entfaltete, einfach um dem Mangel an Lektüre in der Volkssprache abzuhelfen. Diese Erklärung, die Iorga²⁾ aufbrachte, widerspricht nicht nur dem Geist der damaligen Zeit, sondern steht auch im Gegensatz zu Coresis eigenem Geständnis. Dieser begabte Buchdrucker, der es verstand, aus den sehr weit verzweigten kulturellen Bestrebungen seiner Zeit das Beste auszuwählen, der sogar fähig war, für eine Zeit die Interessen des Protestantismus und der Orthodoxie zu vereinigen, erklärte offen im Vorwort seiner 1564 erschienenen „Erklärung der Heiligen Schrift“ — übrigens ganz im Sinne des protestantischen Geistes —, daß weder die Pfarrer noch das Volk die Kirchensprache verstünden und daß aus diesem Grunde das Drucken allgemeinverständlicher Texte nötig sei. Coresi kämpfte also bewußt gegen den Formalismus im Gottesdienst und gegen das unverständliche Gemurmel der Popen. Er rügte sie auch: „Ihr sollt das Wort Gottes nicht sinnlos murmeln, denn wahrlich er wird Euch strafen“³⁾. Coresi hatte somit überhaupt keine literarischen Ziele, sondern ihm stand in erster Linie die Vertiefung des religiösen Lebens vor Augen.

Coresi entfaltete den größten Teil seiner Tätigkeit in der Umgebung der lutherischen Sachsen. Aber auch die ungarische Reformation war inzwischen nicht untätig geblieben. Schon im Jahre 1566 besaßen die reformierten Rumänen Siebenbürgens einen Bischof in der Person Georgs von Szentgyörgy, und zwei Jahre später bekleidete ein anderer Rumäne ungarischer Bildung und Erziehung, Paul Tordás, dasselbe Amt. Beide Bischöfe hatten aber mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen: die rumänische Priesterschaft, erstarrt in der orthodoxen Traditionsverehrung, befreundete sich nur schwer mit dem neuen Glauben und die Orthodoxie jenseits der Karpathen wird sie darin nur noch unterstützt haben. Die 1570 in Várad erschienene Übersetzung von Georg SZEGEDIS Gesangbuch ist jedenfalls dieser Strömung zuzuschreiben: es ist das erste rumänische Buch mit lateinischen Lettern⁴⁾. Im 17. Jh. wurde dieses aus dem Ungarischen übersetzte Liedermaterial dann weiter entwickelt, wie es die Handschriften des Alexander Georg von AGYAGFALU aus dem Jahre 1642⁵⁾ und des Johann

¹⁾ BIANU-HODOŞ: a. a. O. I, S. 81 ff.

²⁾ Nach IORGA wären die Beweggründe Coresis: „un besoin général de lecture“ gewesen, siehe: *Histoire des Roumains et de leur civilisation*, Paris 1920, S. 163.

³⁾ „Nu boscorodiți, că va bate Domnul“. Vgl. Apolló I (1935), S. 345.

⁴⁾ H. SZTRIPSKY-G. ALEXICS: *Szegedi Gergely énekeskönyve XVI. századbeli román fordításban*, Budapest 1911.

⁵⁾ Diese Handschrift befindet sich augenblicklich im Besitz des reformierten Collegiums von Debrecen.

VISKI aus dem Jahre 1697¹⁾ bezeugen. In diesen Übersetzungen ist schon der Einfluß der berühmten Psalmenübersetzung des Albert MOLNÁR VON SZENC zu spüren: die Übersetzungen Albert Molnárs von Szenc gründen sich auf die französischen Überarbeitungen des Clément MAROT und des Théodore de BÈZE, und zeigen den unmittelbaren Einfluß des Deutschen LOBWASSER. So kann man sagen, daß auch die ältesten französischen literarischen Einflüsse den Rumänen von den Ungarn vermittelt worden sind. Außerdem ist es selbstverständlich, daß vielfach auch die Werke protestantischen Inhalts der anderen Nationen von den Ungarn vermittelt wurden: das Gesangbuch des Pál GÖNCZI, das die rumänischen Übersetzer mit viel Erfolg benutzten, enthielt zum größten Teil ungarische Übersetzungen von deutschen Kirchenliedern. Hier könnte durch eine genaue philologische Arbeit noch eine Unmenge von Berührungspunkten der deutschen und rumänischen Literatur zutage gefördert werden.

Das wertvollste Werk der auf deutsche und ungarische Anregung hin vollzogenen Reformation unter den Rumänen ist ohne Zweifel die Übersetzung des Alten Testaments (*Palia dela Orăştie*), die 1582 in Broos auf Kosten des ungarischen Bannerherrn, Franz GESZTI²⁾, erschienen war. Es arbeiteten an dieser Übersetzung mehrere Priester aus der Umgebung, nach dem Vorwort wurden dazu lateinische, griechische und hebräische Quellen benutzt; die neueste Forschung hat aber aufgedeckt, daß diese etwas naive Prahlerei mit der Gelehrsamkeit eigentlich eine ungarische Quelle verbergen soll: der ganze Text — die beiden Bücher Moses — ist eine meist wörtliche Übersetzung der ungarischen Bibelübersetzung des Kaspar HELTAI, die sogar ungarische syntaktische Wendungen treu übernommen und nur stellenweise eine verbesserte Version der Vulgata benutzt hat. Dadurch — betrachtet man die Übersetzung genauer — ist sofort zu erkennen, daß man es hier mit einem eigenartigen Synkretismus zu tun hat: die Übersetzung folgt im allgemeinen eher der ungarischen als der lateinischen Quelle, doch glitzert auf Schritt und Tritt eine bereits vollkommen auskristallisierte Tradition der biblischen Sprache und Terminologie hindurch, die auch hier noch — nach nahezu drei Jahrzehnten siebenbürgisch-protestantischer Kultur! — auf ausgesprochen orthodoxe Grundlagen hinweist³⁾. Es vollzieht sich hier also dasselbe, was man bereits in Verbindung mit der hussitischen Strömung feststellen konnte: der Geist

¹⁾ Die Handschrift gehört dem ref. Collegium in Klausenburg. Die kritische Ausgabe dieser Psalmenübersetzungen bereitet jetzt eben C. TAGLIAVINI vor.

²⁾ Auf die Beziehungen zu der Heltaischen Übersetzung machte als erster Mario ROQUES, der Herausgeber des I. Teiles der *Palia dela Orăştie* (Moses, I.) aufmerksam. Roques gab parallel zu dem rumänischen Text auch die ungarische Quelle heraus. Vgl. *Palia d'Orastie* (1581—2) Préface et livre de la Genèse, Paris 1925.

³⁾ So besonders die in griechisch-slavischer Form erhaltenen Personennamen: *Iacov* (ed. Roques, S. 104), *Răveca* (a. a. O.), *Veniamin* (S. 177), *Eghipet* (S. 159) usw.

ist ein neuer, aber der Wortschatz und die Form stammen noch zu recht großem Teil aus der orthodoxen Tradition.

Aber das Alte Testament von Broos schuf, trotz seines gemischten Charakters, eine neue Tradition: diese Tradition entwickelte sich im 17. Jh. weiter und zeitigte als ihre schönsten Früchte das Neue Testament von Weißenburg aus dem Jahre 1648 und die Psalmenübersetzung aus dem Jahre 1651, die ebenfalls in Weißenburg entstand; beide erschienen dank der Unterstützung des siebenbürgischen Fürsten Georg Rákóczi. Vom Standpunkt des rumänischen Volksbewußtseins aus fällt der Weißenburger Bibel eine besondere Bedeutung zu: hier taucht zum erstenmal der Gedanke auf, daß die Einheitlichkeit der Literatursprache eine unentbehrliche Notwendigkeit ist. Die Übersetzer erklären im Vorwort mit Entschiedenheit, daß es ihr Ziel gewesen ist, die Bibel in eine für alle verständliche Sprache zu übersetzen, und bemerken: „es ist nicht unser Fehler, wenn sie nicht verstanden wird, sondern die Schuld trifft jene, die die Rumänen in verschiedene Länder zerstreut haben, so daß ihre Sprache mit fremden Wörtern vermischt ist und sie jetzt nicht überall dieselbe Sprache sprechen“¹⁾. Dieses klare Wissen um die völkische Ganzheit entwickelte sich also innerhalb des Ideenkreises des ungarischen Protestantismus, offenbarte sich mittels der Unterstützung der ungarischen Fürsten und wurde 1688 in der von Şerban CANTACUZINO herausgegebenen Bibel von Bucureşti nur wiederholt, wenn er im Vorwort den Wunsch äußert, daß sein Werk „wie eine Fackel dem ganzen Volk leuchten soll, den Walachen, den Moldauern und den Rumänen in Ungarn“ (Rumânilor, Moldovenilor şi Ungro-Vlahilor)²⁾. Die Bedeutung des Protestantismus³⁾ mag für die Rumänen also oberflächlich und vergänglich sein, aber die daraus entsprungene Ideen erhoben die Volkssprache der Rumänen zur Schriftsprache und beschenkten sie mit dem nationalen Selbstbewußtsein.

III.

Die Anfänge der lateinischen Kultur.

Zur Zeit der rumänischen Reformation gibt es nur bedeutende Werke, aber keine bedeutenden Persönlichkeiten. Erst am Ende der Epoche, in den sechziger Jahren des 17. Jh.s, taucht eine eigenartig komplizierte Persönlichkeit auf, deren Züge noch das geistige Antlitz des rumänischen

¹⁾ BIANU-HODOŞ a. a. O. I, S. 170.

²⁾ BIANU-HODOŞ a. a. O. I, S. 170.

³⁾ Die hier nur kurz skizzierten Tatsachen siehe weiter bei M. SZÉKELY: *A protestáns erdélyi fejedelmek hatása a román kultúra fejlődésére* (Der Einfluß der protestantischen Fürsten von Siebenbürgen auf die rumänische Kultur). Debrecen 1935 und das S. 61 Anmerkung 7 zitierte Werk L. Tamás'.

Protestanten veranschaulichen, die aber zu gleicher Zeit mit ihrer gründlichen lateinischen Kultur ein Vorläufer des barocken, im nächsten Jahrhundert zur Entfaltung gelangenden Humanismus ist. Diese Persönlichkeit ist ein ungarischer Adliger rumänischer Abstammung aus Karansebes: Michael HALICS (1643—1712?).

Schon der Vater des Michael Halics, ein Geschworener von Karansebes, war Literat, aber er versuchte sein Talent — treu der Tradition der Reformation — nicht an weltlichen Stoffen, sondern übersetzte fromme kalvinistische Psalmen aus dem Ungarischen in ein zwar schwerfälliges, aber von innerem Erleben zeugendes Rumänisch ¹⁾. Der Sohn, der beide Kulturkreise Siebenbürgens kennen gelernt hatte — er besuchte zuerst die Schule von Hermannstadt und war dann Zögling des berühmten reformierten Collegiums von Nagyenyed — schrieb bereits mit gewandter Feder Lobgedichte, die von barocken Übertreibungen und moderner Rhetorik strotzten, in drei Sprachen: lateinisch, ungarisch und rumänisch. Für die vorliegende Betrachtung ist jenes seiner Gedichte am interessantesten, das er an seinen Freund Franz PÁRIZ PÁPAI, seinen Kollegen aus dem Collegium von Nagyenyed, den späteren berühmten Arzt und Wörterbuchverfasser, in Distichen schrieb, als dieser sich in Basel den Doktorgrad erwarb. Dieses Gedicht ist wirklich „carmen primo et uni-genitum linguae Romano-Rumanae“ und zugleich eines der ältesten Andenken der rumänischen Kunstdichtung. Es ist charakteristisch für die Tiefe der ungarisch-rumänischen Kulturbeziehungen, daß die rumänische Kunstdichtung in Siebenbürgen mit einem Gedicht beginnt, daß einen ungarischen Gelehrten verherrlicht.

Gewöhnlich wird nur die erste Zeile dieses Gedichts zitiert (*Kent Benetate, βerind la voj, Rumanus Apollo* bzw. „Ich wünsche Euch ein gute Gesundheit und mein Lied steige zu Euch auf, meins, des rumänischen Apollo“), aber das ganze Gedicht verdient Beachtung. Nirgends kann man die plötzliche Verweltlichung des bisher ausschließlich kirchlich gestimmten rumänischen literarischen Bewußtseins besser beobachten als hier. Halics gibt nicht mehr heilige Bücher in der Nationalsprache heraus, um gegen die Unwissenheit der Geistlichen zu kämpfen, sondern wendet sich an die große europäische Gemeinschaft der Gelehrten, die er das „heilige Reich“ nennt (*βente imperecie*), und denkt mit Andacht an das ferne „Amstelodam“, das ein Mekka für die ungarischen Protestanten gewesen ist, wo die Buchdruckerei dank ihrer wertvollen Ausgaben große Achtung genießt (*pren chertz sste'n omenie typar*). In Gedanken begleitet Halics seinen Freund Páriz-Pápai, der nach Paris und Leyden zieht; Halics fordert die Bürger der beiden berühmten Universitätsstädte auf, den gelehrten

¹⁾ N. DRĂGANU: *Mihail Halics. Contribuție la istoria culturală rom. din secolul XVII. Dacoromania*, IV, 1 (1924—26), S. 78, 86 ff.

Gast liebevoll zu empfangen, ihm sogar Nymphen entgegen zu schicken (*Fratzi, fractatzi, Nymphetele jasze kurund*). In der letzten Zeile findet sich dann ein typisch rumänischer Zug: „Gebt ihm, ich bitte Euch, Brot und Salz;“ (*Cu pãtse ei fitz, cu pãnye si sãbare, rugem*). Um dies ganz zu verstehen, muß man wissen, daß es bei den Rumänen, wie auf dem Balkan im allgemeinen, Sitte ist, dem Gast Brot und Salz zu reichen. Als Halics diese Sitte in Verbindung mit den westeuropäischen Städten erwähnte, hatte er sich unwillkürlich ein Westeuropa nach dem Bilde des Balkan erschaffen¹).

All dies ist eine neue Welt, eine neue Ausrichtung. Auch Valentin FRANCK VON FRANCKENSTEIN (1642—1697) zeigt das Rumänentum von einer neuen Seite und erhebt die rumänische Dichtung zur Kunst in seinem Werke: *Hecatombae sententiarum Ovidianarum* (Hermannstadt 1697), in dem er einige Ovidische Sprüche ins Rumänische übersetzt²). Valentin Franck von Franckenstein lebte in Hermannstadt, war Humanist und ein Freund des Michael Halics. Hauptsächlich die Form dieser kleinen Epigramm-ähnlichen Verse ist interessant: obwohl Franck Sachse gewesen ist, schrieb er seine Verse nicht nach dem Muster der damals beliebten deutschen Versform, sondern bevorzugte achtfüßige Trochäen, die das Volkslied nachahmten, oder aber ruhig fließende ungarische Zwölf-silber (Alexandriner). Franck ahmt also schon in den siebziger Jahren des 17. Jh.s die rumänische Volksdichtung nach, eine Tatsache, die besonders interessant ist, weil zu gleicher Zeit, im Jahre 1672, der gereimte Psalter des Metropoliten der Moldau, DOSOFTEIU, erschien, dessen Grund-idee zwar wohl von dem Polen KOCHANOWSKI stammt, der aber in Form und Sprache der Volksdichtung nahe steht³). Es muß noch bemerkt werden, daß Halics vielleicht an den Werken Francks mitgearbeitet hat, denn Halics hat, das wissen wir, Francks Tätigkeit nicht nur gut gekannt, sondern sie auch in einer lateinischen Ode besungen⁴).

Selbstverständlich ist Franck nicht der einzige Humanist gewesen, der in der toleranten und friedvollen Atmosphäre des siebenbürgischen Protestantismus Interesse für das trotz allen Bestrebungen und trotz der Schule der Susanne LÓRÁNTFFY⁵) noch immer unentwickelte Rumänentum gehabt hatte. Die geistige Welt des ungarischen Humanismus, die

¹) Zur Analyse dieses Verses siehe L. Gáldi: *Influsso dell'umanesimo ungh.*, S. 60.

²) Vgl. A. VERESS: *Bibliografia Romano-Ungara*, I, S. 119; E. HAJEK: *Die Hecatombae Sententiarum Ovidianarum des V. Franck von Franckenstein*. Hermannstadt 1923; B. v. PURÁNSZKY: *Geschichte des deutschen Schrifttums*, I. Münster 1931, S. 358 ff.

³) Deshalb wurden einige seiner Psalmübersetzungen zu Weihnachtsliedern in der rumänischen Volksdichtung (z. B. das Lied: „Limbile să salte“).

⁴) Veröffentlicht von DRÁGANU: *Dacoromania* IV, 1, S. 97—99.

⁵) I. RÉVÉSZ gab den Gründungsbrief in einem sehr umfangreichen Auszug heraus: *Arch. Eur. Centro-Or.* III, S. 308 ff.

Möglichkeiten, die das ungarische pädagogische System bot, ermöglichte z. B. auch Martin OPITZ, mit den Rumänen in Verbindung zu kommen. Martin Opitz war um die Mitte des 17. Jh.s Lehrer im Kollegium von Nagyenyed und schrieb interessante Gedichte über die Volksbräuche, Tänze und die römische Abstammung der Rumänen¹⁾. LORENZ TOPPELTIN VON MEDGYES befaßt sich in seinem Werk, einem der meistgelesenen Bücher des 17. Jh.s: „Origines et occasus Transsylvanorum“ (Lyon 1667) ebenfalls mit der Vergangenheit der Rumänen und der Frage der Siebenbürgischen Kontinuität.

Mit Toppeltin gelangt man zu einem neuen Kapitel der ungarisch-rumänischen Beziehungen. Die Arbeit des Siebenbürger Sachsen Toppeltin ist eine der Hauptquellen MIRON COSTINS gewesen. Miron Costin (1633—1691), der hervorragendste Chronist der Moldau, benutzte — obwohl er von polnischen humanistischen Geistlichen erzogen worden war — in erster Linie als Quellen Bonfini, den Hofgeschichtsschreiber König Matthias', und Toppeltin und skizzierte als Erster den damals noch kaum bekannten, komplizierten Prozeß der Bildung und Entwicklung des rumänischen Volkes. Es ist gar nicht verwunderlich, daß die Hauptquellen Miron Costins ungarländische Quellen gewesen sind: der gelehrte Geschichtsschreiber, der zu gleicher Zeit einer der besten Politiker der Moldau gewesen ist, war bei seiner diplomatischen Tätigkeit häufig in Siebenbürgen, kannte Georg Rákóczi II., den großzügigen Mäzen der Weißenburger rumänischen Bibel, gut, nahm an den Feldzügen des mehrmals in der Moldau stehenden siebenbürgischen Heeres teil, spielte während der kurzen Herrschaft des Johann Kemény über die Moldau eine Rolle, stand, gezwungener Weise, zusammen mit den Truppen Thökölyis 1683 auf der Seite der Türken, tanzte auf den berühmten Festen des siebenbürgischen Fürsten Michael Apaffy — mit anderen Worten, er kannte jedes Gesicht des ungarischen Lebens des 17. Jh.s. Man kann gewissermaßen das ganze reichbewegte Leben Miron Costins als ein lebendes Dokument der Beziehungen, die damals zwischen Siebenbürgen und der Moldau bestanden, betrachten²⁾. Diese Beziehungen geben die Erklärung für die Tatsache, daß Miron Costin auch ein kleineres Buch über die ungarische Geschichte geschrieben hat.

Auch die rumänische Tiefebene blieb nicht ganz gleichgültig gegen die von Siebenbürgen ausstrahlende Kultur. Es gibt eine Aufzeichnung des katholischen Bischofs von Sofia, Deodat (Bogdan), aus dem Jahre 1643, in der es heißt, daß die rumänischen Jünglinge nach Siebenbürgen,

¹⁾ VERESS: *Bibliografia Romano-Ungara*, I, S. 73—4.

²⁾ Vgl. J. JOZSA: *Miron Costin moldvai kancellár magyar történeti szereplése a XVII. században* (Die geschichtliche Rolle des mold. Kanzlers Miron Costin in Ungarn im 17. Jh.). Vasárnap (Arad), 1940, S. 18ff.

in die Schulen der „Ketzer“ gehen, wenn sie lateinisch lernen wollen¹⁾; zugleich gibt Deodat seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß es diesseits der Karpathen keine entsprechenden Lehranstalten gibt²⁾. Vielleicht ist es erlaubt, in den Verhandlungen des muntenischen Fürsten Matei Basarab über eine orthodox-katholische Union, ebenfalls den Einfluß der versöhnenden und toleranten Stimmung der siebenbürgisch-protestantischen Geistigkeit zu sehen; sie muß wohl die stimmungsmäßige Grundlage gewesen sein, sonst hätte sich der Sekretär des Fürsten, Udrişte Năsturel, nicht mit einer Überarbeitung der „Imitatio Christi“ beschäftigt.

Dies alles scheint darauf hinzudeuten, daß sich im Laufe des 17. Jh.s zwischen Siebenbürgen und den beiden subkarpathischen Provinzen eine enge kulturelle Zusammenarbeit herausbildete und daß natürlich Siebenbürgen, als die kultiviertere, die Führung hatte.

Die Tätigkeit des Fürsten Constantin CANTACUZINOS, der griechischer Abstammung gewesen ist, ist ein lebhaftes Beispiel für die Ausrichtung der walachischen Fürstentümer nach Siebenbürgen hin. Dieser gelehrte Mann, der nach zeitgenössischen Aufzeichnungen mit den Gelehrten Siebenbürgens in Verbindung stand, wußte, so scheint es, bereits Bescheid über die langsam aufdämmernden Kenntnisse der finnisch-ugrischen Verwandtschaft der Ungarn, denn sonst hätte er nicht aufgezeichnet, daß Georg und Sava Brankovics, die mit Erlaubnis des siebenbürgischen Fürsten nach Rußland reisten, am moskovitischen Hof „ugrischen“ Verwandten der Ungarn begegneten. Cantacuzino erzählt in seinem Geschichtswerk, daß die Brüder Brankovics tatsächlich Ähnlichkeiten zwischen den Ungarn und ihren entfernten Verwandten gefunden hätten, nur sei die Sprache des in Rußland gebliebenen Volksstammes „gröber und bäurischer“ als die des nach Europa gewanderten und mit anderen Völkern vermischten Volkes. Cantacuzino erzählt dies mit so viel Sachkenntnis und persönlichem Interesse, daß man ruhig voraussetzen kann, er selbst habe mit seinen siebenbürgischen gelehrten Freunden über diese Themen gesprochen³⁾.

Cantacuzino gehört übrigens, was seine Bildung anbelangt, zum Kulturkreis des siebenbürgischen Adels. Wie Stefan Báthory, Stefan Szamosközi, der erste Archäologe Siebenbürgens, und viele andere Jünglinge aus Sieben-

1) Es wäre interessant, genaue Forschungen in den Archiven und Schulen Siebenbürgens anzustellen, um festzustellen, wer diese in Siebenbürgen studierenden Jünglinge aus der Muntenia und Oltenia eigentlich gewesen sind.

2) „Li Valachi, che vogliono studiare latino, vanno in Transylvania fra li heretici, e poi sono inimicissimi alla chiesa Romana, et se fusse una schola della lingua latina et della Cyrilliana in uno loco solo non haverebbono l'occasione di andare a studiare fra li heretici in Transylvania“ (zitiert von E. Fermedzin: *Acta Bulgariae ecclesiastica*, Monum. spect. historiam Slav. Meridi. XVIII, S. 141.

3) L. GÁLDI: *Constantin Cantacuzino és a magyar nemzeti hagyomány* (C. C. und die nationale Tradition in Ungarn). Magyar Nyelv, XXXI (1935), S. 238—42.

bürgen, studierte auch Cantacuzino in Padua. Er ist der erste Rumäne, der eine berühmte westliche Universität besuchte. Er hinterließ ein buntes Tagebuch seiner Studienjahre, in dem sich alle Erlebnisse seines Aufenthaltes in Italien treu widerspiegeln ¹⁾).

Wie wir sehen, interessiert sich die immer mächtiger werdende Aristokratie der Walachei, die griechischen Ursprungs gewesen ist, immer lebhafter für die lateinische Kultur Siebenbürgens, als ob sie fühlte, daß die geistige Erneuerung des Rumänentums nur von der lateinischen Kultur kommen könne. Dieser Ausrichtung folgte nicht nur Dimitrie CANTEMIR, der erste ernste rumänische Geschichtsschreiber, der Bonfini und andere ungarische Quellen benutzte ²⁾, sondern auch der Fürst der Walachei, Alexander MAVROCORDAT, der sich lange Zeit als politischer Flüchtling in Siebenbürgen aufhielt und hier auch eine seiner staatsphilosophischen Arbeiten verfaßte, die er, nach Bukarest zurückgekehrt, herausgab und in Begleitung einiger freundlicher Worte ³⁾ dem damaligen siebenbürgischen Oberregierungssekretär, Samuel von Kölesér junior (1663—1732) — der sich mit seinem medizinischen und philosophischen Werk auch im Ausland einen guten Ruf erworben hatte — widmete.

Hier kann man auch erwähnen, daß um die Wende des 17. und 18. Jh.s ein orthodoxer Geistlicher, der Bischof von Buzău, Mitrofan, zusammen mit dem Kronstädter Psalmenübersetzer Todor Corbea, das berühmte lateinisch-ungarische Wörterbuch des Albert Molnár von Szenc für das Rumänische umarbeitete ⁴⁾. Das Werk wurde nicht gedruckt, ist aber auch so ein Zeuge der Sehnsucht des rumänischen Volkes nach der ihm entsprechenderen lateinischen Kultur, genau so wie das kleine, rumänisch-lateinische Wörterbuch jenes unbekanntenen Verfassers aus der Gegend von Karansebes, der in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s lebte und arbeitete. Dies kleine rumänisch-lateinische Wörterbuch wird von manchen Gelehrten Michael Halics zugeschrieben ⁵⁾. Sicher ist, daß zu diesen Versuchen auch

¹⁾ Dieses Tagebuch hat IORGA 1902 herausgegeben.

²⁾ Vgl. PASCU: *Viața și operele lui D. Cantemir*. Bukarest 1924.

³⁾ „Celsissimus princeps auctor huius libri misit Bukuresto Samueli Köleséri, secretario guberniali Transilvanico, cum annexa epistola huius tenoris: Ut amicitia et existimatio mea qua erga honoratam ipsius foveo personam clarius pateat, mitto illustr. D. vstr. libellum a me in Transilvania compositum, hic autem de facto typis mandatum pergratum expectans responsum quod acceptus fuerit, et utrum eruditam mentem delectare valeat. Bucuresti, die 18. januarii 1720. Illustr. D. vstr. ad officia paratissimus Io. Nicolaus Maurocordatus de Scarlatti“. Zitiert von A. Horváth: *Magyar-görög bibliográfia* (Ungarisch-Griechische Bibliographie). Budapest 1940, S. 62.

⁴⁾ L. GÖBL-GÁLDI: *A magyar szótároddalom hatása az oláhra* (Der Einfluß der ungarischen Wörterbücher auf die rumänischen). Budapest 1932, S. 4 ff.

⁵⁾ So DRĂGANU in seinem Aufsatz, S. 69 Anmerkung 1.

das sogenannte *Lexicon Marsilianum* gehört, ein rumänisch-lateinisch-ungarisches Wörterbuch, das vom Ende des 17. oder vom Anfang des 18. Jh.s stammt und das der italienische General Ferdinando Marsigli — ein Freund Constantin Cantacuzinos — erwarb. Es sind darin nicht nur überaus viele ungarische Lehnwörter zu finden, sondern auch zweifellos die Spuren der Kenntnis der ungarischen Wörterbuchliteratur¹⁾. Es ist also anzunehmen, daß die rumänische Sprache in der lateinischen Atmosphäre Ungarns zuerst ihrem römischen Ahnen, dem Latein, begegnete.

All dies sind noch die lateinischen Schlußakkorde der Reformation von betont humanistischem Charakter. Zur selben Zeit finden wir aber auch andere rumänisch-ungarische Beziehungen in der anderen großen Bewegung des 17. Jh.s, in der Gegenreformation und in der katholischen Missionstätigkeit im allgemeinen.

Diese katholischen Bestrebungen sind — entsprechend den örtlichen Gegebenheiten in den Ländern jenseits der Karpathen — von denen in Siebenbürgen und Ungarn verschieden. In Ungarn gehören nur einige Katechismen hierher, so z. B. der Katechismus des Petrus Canisius (1636) und der Katechismus von Tyrnau (1696). Das Bild jenseits der Karpathen ist anfangs noch bunter und reicher. Hier wurde im 17. Jh. von den Fürsten, die alle kulturellen Bestrebungen wärmstens unterstützten (dies gilt vor allem für den moldauischen Fürsten Vasile Lupu), eine intensive Missionstätigkeit von italienischen Missionaren entfaltet. Diese italienischen Missionare kämpften nicht nur für religiöse Ziele, wollten nicht nur die Alleinherrschaft der Orthodoxie brechen, sondern bemühten sich auch um die Begründung einer lateinisch-rumänischen Kultur. In diesen ihren Bestrebungen waren ihnen die ungarischen Mönche — von besonderen augenblicklichen Gegensätzlichkeiten abgesehen — treue Mitarbeiter. Die italienischen Führer der Mission unterstützten auch viele ungarische Mönche. So empfahl zum Beispiel Bartolomeo BASSETTI DA PIANO, der im Jahre 1643 in Jaşi eine Schule gründen wollte, in der in lateinischer, ungarischer, deutscher und rumänischer Sprache unterrichtet werden sollte, den Székler Pfarrer Paul Belényesi dem Sekretär der Congregatio de Propaganda Fide, Ingoli²⁾. In dieser Zeit, als die Kenntnis der ungarischen Sprache für die Moldauer, die mit Siebenbürgen enge politische Beziehungen hatten, sehr wichtig war, gibt die Erklärung Bassettis ein klares Urteil

¹⁾ Dieses Wörterbuch wurde von C. TAGLIAVINI aus der bologneser Handschrift L. Marsiglis herausgegeben: *Il „Lexicon Marsilianum“*. Bukarest 1930, über seine ungarischen Quellen siehe L. GÖBL a. a. O. S. 22—24.

²⁾ Die jüngste Studie über die Geschichte der moldauer Missionen veröffentlichte Fr. PALL: *Date inedite privitoare la legăturile culturale italo-rom. din mijlocul veacului al XVII-lea*. Studii Italiene, VI (1939), S. 45 ff.

über die Sachlage: „Circa i Maestri, e necessario che uno habbi la lingua Hungara, per la quale sarabbe buono Don Paolo Bellinio Hungaro, persona da bene e universale in tutte le scientie ¹⁾).

Wie aus dem Gesagten, trotz der Kürze dieser Zusammenfassung, hervorgeht, bedeutet das 17. Jh. eigentlich für die Geschichte der ungarisch-rumänischen Beziehungen eine Übergangszeit: seine charakteristischen Züge sind die Säkularisation nach dem ausschließlich kirchlich orientierten 16. Jh. einerseits und ein langsames Übergehen der Reformationskultur, die die Volkssprache bevorzugt hatte, in die Ideenwelt der lateinischen Gegenreformation, des barocken Humanismus, andererseits.

IV.

Die siebenbürgische Schule.

Eins der wichtigsten Ereignisse des siebenbürgischen Rumänentums: die Union, die die Vereinigung eines Teiles des siebenbürgischen Rumänentums mit der römischen Kirche bedeutet, vollzog sich an der Wende des 17. Jh.s.

Die Union wurde beschlossen, die Ergebnisse aber offenbarten sich erst spät. Die versprochene politische Gleichberechtigung wurde den Rumänen nicht gewährt, die soziale Lage des Volkes nicht verbessert und selbst der zivilisatorische Einfluß auf die dünne Oberschicht setzte sich sehr langsam durch. Die griechisch-katholischen Schulen, unter denen die wichtigste die von Maria Theresia 1754 in Blasendorf gegründete ist, entstanden erst spät und die rumänischen Theologen erkannten die Vorteile, die ein Studium in Tyrnau, Wien oder Rom brachte, ebenfalls erst spät²⁾. Die Wirkungen dieser Kulturgüter sind also erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts festzustellen, dann aber auf einmal auf mehreren Gebieten des geistigen Lebens, und zwar in der Geschichtsschreibung, dem Studium der rumänischen Sprache und dem Aufschwung der rumänischen Literatur.

Vom Standpunkt der ungarisch-rumänischen Beziehungen muß man all diese Erscheinungen besonders untersuchen.

a) Die Geschichtsschreibung.

Es ist bekannt, daß den Kern der rumänischen Geschichtsbetrachtung die im 17. Jh. von den moldauischen Chronisten vertretene Auffassung von der Kontinuität bildet. Nach der Lehre der Kontinuität sind die

¹⁾ a. a. O. S. 48.

²⁾ Solche Interessen tauchen erst gegen Mitte des Jahrhunderts auf, vgl. A. Tóth: *Az erdélyi román kérdés a XVIII. században* (Die siebenbürgisch-rumänische Frage im XVIII. Jh.). Budapest 1938, S. 25.

Rumänen die direkten Nachfahren der von Trajan angesiedelten Kolonisten, die Siebenbürgen seit 2000 Jahren ununterbrochen bewohnten und daher die älteste Nation, das autochthone Element dieses Gebietes sind. Dieser Satz wurde von den Moldauer Chronisten als eine wissenschaftlich begründete Tatsache geglaubt und verbreitet — natürlich unter dem Einfluß des polnischen Humanismus, der diese Auffassung ebenfalls vertrat¹⁾ — aber einen politischen Wert erhielt diese Lehre erst, als die griechisch-katholischen Rumänen, die um ihre Gleichberechtigung kämpften, eine Waffe aus ihr zu schmieden trachteten²⁾. Diese Auffassung tauchte in Siebenbürgen erst auf, als die Rumänen in Siebenbürgen und Ungarn eine engere Verbindung mit der lateinischen Kultur eingingen. In den Schriften Michael Halics' finden sich noch keine sicheren Spuren davon. Als politischer Satz wurde die Lehre von der dakischen Kontinuität zum erstenmal von Innozenz MIKU-KLEIN, dem griechisch-katholischen Bischof, 1735 verwandt³⁾, aber selbst danach dauerte es noch ziemlich lange, bis die Rumänen selbst an die wissenschaftliche Klarlegung dieser Auffassung gingen.

Woher nahm Miku-Klein diese Auffassung? Er konnte sie noch nicht von Miron Costin oder einem anderen Moldauer haben, denn zu seiner Zeit befand sich jene Abschrift des costinschen Werkes, das später Şincai von Sulzer bekam⁴⁾, noch nicht in Siebenbürgen. Aus der rumänischen Volkssage konnte er sie auch nicht geschöpft haben, denn es findet sich da keine Spur einer dakisch-römisch-rumänischen Kontinuität. An den Einfluß italienischer Humanisten kann man auch nicht glauben, denn die Namen Poggio Braccolini, Pomponio Leto und der anderen sich mit rumänischen Problemen beschäftigenden italienischen Schriftsteller — obwohl sie in Italien alle sehr bekannt waren — kommen in den Schriften der siebenbürgischen Rumänen fast überhaupt nicht vor⁵⁾. Die einzige mögliche Quelle muß man daher wohl in der Auffassung der ungarländischen Wissenschaft jener Zeit suchen: seit dem 15. Jh. vertraten sehr viele ungarländische Humanisten die Theorie der dakischen Kontinuität. Die bekanntesten Schriftsteller: LUCIUS, TRÖSTER, TOPPELTIN und Franz FÓRIS von Otrókócs⁶⁾ übergaben die Ansichten Bonfinis und der italienischen

¹⁾ Vgl. G. PASCU: *Istoriea literaturii române din sec. XVII*. Iaşi 1928, S. 89 ff.

²⁾ V. BANCILA: *Semnificația Ardealului*. Gând românesc. 1939, S. 161.

³⁾ TÓTH: a. a. O. S. 25.

⁴⁾ Siehe SULZER: *Geschichte des transalpinischen Dacien*. Wien 1781, II, S. 156.

⁵⁾ Nur MAIOR zitiert einmal den Pomponio Leto, aber auch nur in Verbindung mit einer völlig bedeutungslosen Sache. Vgl. Gáldi: *Influsso dell' umanesimo*, S. 51.

⁶⁾ Ihre Werke: Ioannis Lucii Dalmatini: *De regno Dalmatiae et Croatiae Libri sex*. Amsterdam 1636 (neu erschienen 1748 im III. Band der Schwandtnerischen *Scriptores*); G. TRÖSTER: *Das Alt und Neue Teutsche Dacia*, Nürnberg 1666; L. TOPPELTIN: *Origines et occasus Transylvanorum*. Lyon 1667; F. F. Otrókócsi: *Originum Hungaricarum pars secunda*. Franequare 1693.

Humanisten lückenlos dem 18. Jh. Und selbst im 18. Jh. zweifelten TIMON, HANER, KÖLESÉRI oder FELMER¹⁾ nicht im Geringsten an dieser für die Rumänen günstigen Theorie, so daß ein kulturliebender moldauischer Fürst, Konstantin Mavrocordat von Scarlatt die Geschichte der Rumänen, von ungarischen Jesuiten schreiben lassen wollte und ein junger Jesuit, Graf PÉTERFFY, sogar den Aufriß dieser Arbeit anfertigte²⁾. Derselbe Fürst hatte auch Beziehungen zu den Sachsen in Kronstadt und veranlaßte z. B. FILSTICH eine kleine Arbeit über ein rumänisches Thema zu verfassen³⁾. Als daher am Ende des 18. Jh. das berühmte siebenbürgische Triumvirat Klein, Şincai und Major diese Theorie mit den wissenschaftlichen Waffen ihrer Zeit zu verteidigen suchten, verwerteten sie nur die allgemein übliche wissenschaftliche Auffassung der sächsischen und ungarischen Humanisten im Interesse des rumänischen Standpunkts.

Die Wahrheit dieser These beweist am Besten Georg ŞINCAI (1753—1816) in seinem großen Werk: „Die Chronik der Rumänen und anderer benachbarter Völker“ (Chronica Românilor şi a altor neamuri învecinate). Diese Chronik ist die erste Materialsammlung der rumänischen Geschichtswissenschaft, die vom Standpunkt der wissenschaftlichen Entwicklung der eben damals im Aufblühen begriffenen Periode der Materialsammlung in der ungarischen Geschichtsschreibung⁴⁾ vollkommen entspricht. Şincai verbrachte einen großen Teil seines Lebens unter Ungarn und Deutschen. In Marosvásárhely lernte er lateinisch, wurde dann Zögling in einem Klausenburger Jesuitenkloster, begegnete in Wien den bedeutendsten Gelehrten der Zeit, darunter auch dem besten siebenbürgischen Historiker des 18. Jh.s, Joseph BENKŐ, stand in Verbindung mit Daniel CORNIDES, einem der bedeutendsten ungarischen Diplomaten, war Erzieher in einer der berühmtesten Magnatenfamilien, der gräflichen Familie Vass, und verbrachte die ruhigste und fruchtbarste Periode seines Lebens in Ofen-Pest als Kor-

¹⁾ Ihre Werke: S. TIMON: *Imago novae Hungariae*. Cassovia 1743; G. I. HANER: *Das königliche Siebenbürgen*. Erlangen 1763; S. KÖLESÉRI: *Auraria Romano-Dacica*. Hermannstadt 1717; M. FELMER: *Primaе lineae historiae Transilvaniae antiqui, medii et recentioris aevi*. Hermannstadt 1779.

²⁾ Péterffys Entwurf, der sich in der Universitätsbibliothek von Budapest befindet, wurde von E. VERESS herausgegeben: *Marele sevdar Saul*. Acad. Rom., Mem. SecŃ. Lit. III, 5 (1930—31), S. 95ff. Interessant ist, daß nach Péterffy der Abschnitt der rumänischen Geschichte, der sich von 1300—1600 erstreckt, den Titel: „Periodus Hungarica“ getragen hätte.

³⁾ G. FILSTICH: *Schediasma historicum de Walachorum historia*. Jena 1743. S. 13. Nach dem Bekenntnis Filstichs: „suppeditavit nobis occasionem ad huius materiae longe difficillimae elaboratione, Celsissimi Principis hodierni Moldaviae . . . postulatum, quo a Generoso quodam nostrae urbis Coronensis Viro, initia sui populi Valachici a nobis honorifice petiit“ (a. a. O. S. 9).

⁴⁾ Vgl. V. HÓMAN: *Történetírás és forráskritika* (Geschichtsschreibung und Quellenkritik). Budapest 1938, S. 393ff.

rektor der rumänischen Ausgaben der Universitätsdruckerei¹⁾ und forschte unerschöpflich in den großen Bibliotheken von Pest, der Universitätsbibliothek und der Széchenyibibliothek. In dieser Atmosphäre entstand die *Chronica*, deren ganze wissenschaftliche Beweisführung von einer hungarozentrischen Einstellung zeugt. Şincai kannte den wissenschaftlichen Apparat der ungarischen Geschichtsschreibung des 18. Jh.s, war sowohl in den mittelalterlichen Chroniken als auch in den Schriften der Humanisten König Matthias' bewandert und kannte in einer Zeit, als die Memoiren gesammelt noch nicht erschienen waren, gewissermaßen sämtliche siebenbürgischen Autoren von Memoiren. Selbstverständlich benutzte Şincai alle Werke, die von ungarischer oder sächsischer Seite über die Rumänen erschienen waren, sammelte die bis dahin zerstreuten Bemerkungen, faßte sie in ein System zusammen und schuf auf diese Weise sein mächtiges, dreibändiges Werk, in das er sehr viele Originaldokumente aus Ungarn aufnahm. Daneben benutzte Şincai noch deutsche, südslavische und polnische Historiker, so daß sein Werk nicht nur die Kenntnis der ungarischen Wissenschaft bezeugt, sondern wirklich eine Synthese des wissenschaftlichen Lebens des Karpathenbeckens darstellt²⁾. Deshalb wurde Şincais Werk von den ausländischen Gelehrten auch sehr hoch einge-

1) Die Wichtigkeit dieser Tatsache kann erst dann ganz ermessen werden wenn man bedenkt, daß zwischen 1797 und 1830 die Universitätsdruckerei von Budapest eine der wichtigsten Zentren des rumänischen Buchdruckes gewesen ist. Hier erschien die rumänische sprachwissenschaftliche Arbeit von Paul IORGOVICH (*Observații de limba românească*, 1799, BIANU-HODOŞ, II, S. 413), und die erste Weltgeschichte in rumänischer Sprache (MILLOT-I. MOLNÁR de Müllersheim: *Istoria Universală*, 1799. BIANU-HODOŞ, II, S. 417), außerdem die zweite Ausgabe von S. MICU-KLEINS Sprachlehre (1805. BIANU-HODOŞ, III), das erste ernst zu nehmende rumänische Wörterbuch (*Lexicon Budense*, 1825) und eine große Menge religiöser, pädagogischer und schöngeistiger Bücher. Sehr bedeutend war auch der Kalender der Ofner Druckerei, der anfangs die Geschichte Şincais fortsetzungsweise brachte usw. Auch Schriftsteller aus der Muntenia und Oltenia ließen ihre Werke in Buda drucken (z. B. A. BELDIMAN: *Tragodia Moldovei*, 1821). Über die kulturelle Bedeutung der Budaer Druckerei arbeitet jetzt meine Schülerin, Eva Teleki. Die anderen Druckereien Pests und Ofens kommen dagegen, vom rumänischen Standpunkt aus, gar nicht auf. Aber die Pester Druckerei Trattners ist trotzdem interessant zu erwähnen: er gab 1808 das Werk des Arztes G. C. ROJA, der arumenischer Abstammung gewesen ist, in deutscher und neugriechischer Sprache heraus: *Untersuchungen über die Romanier oder sogenannten Wlachen* (vgl. BIANU-HODOŞ, a. a. O. II, 537).

2) Diese Synthese kam gewissermaßen ausschließlich mit Hilfe der ungarischen Geschichtswissenschaft zustande. Daniel CORNIDES, der übrigens auch Şincai aneiferte, so viele unveröffentlichte Dokumente zu verwerten, zählt in einem Brief an Georg Pray dieselben polnischen Geschichtsschreiber auf (Dogiel, Strittel, Dlugosz, Cromer, Piasecius, Grondzki usw.), die auch Şincai kennt. Siehe Veress: *Vechi istorici unguri și Sasi despre istoria Românilor*. Acad. Rom. Mem. Secț. Lit. III, 4 (1928—1929), S. 64.

schätzt¹⁾. Heute scheint es auf jeden Fall, daß einer der charakteristischsten Züge von Şincais wissenschaftlicher Arbeit eine Unersättlichkeit in der Sammlung von Material ist. Şincai zeichnet alles auf, was auch nur im Entferntesten mit seinem Volk in Zusammenhang zu bringen ist, ist aber schließlich unfähig, ein System in den Stoff zu bringen: das Werk, das den Charakter von Annalen haben sollte, wird von dem geschichtlichen Material gewissermaßen gesprengt.

Noch schwerwiegender ist, daß bei Şincai eine — vom menschlichen Standpunkt durchaus verständliche — Unfähigkeit, nüchterne, objektive Urteile zu bilden, festzustellen ist. Er betrachtet alles aus dem Gesichtswinkel des augenblicklichen politischen Vorteiles und ist zu gleicher Zeit ungeheuer empfindlich, wenn es um Dinge geht, die seinem Volk auch nur den geringsten Nachteil bringen könnten. Er ist sogar im Stande, die Beweise zu ignorieren, nur um die von ihm als richtig eingestellte Auffassung ungetrübt zur Geltung zu bringen. Er weist z. B. des öfteren Engel, diesen bedeutenden Historiker²⁾, zu recht, weil dieser den Moldauer Woiwoden Petru Rareş als den Vasallen des ungarischen Königs bezeichnet³⁾. Nach Şincai wollte Engel mit diesen Behauptungen nur den Ungarn schmeicheln.

Hinter jeder Zeile Şincais verbirgt sich Unzufriedenheit und Bitterkeit. Er ist auch mit der Union unzufrieden, spricht sich aber erstaunlicherweise über den Protestantismus günstig aus. Überraschend ist auch seine Meinung, daß die Leibeigenen es in Ungarn besser hätten als in Siebenbürgen. Er klagt über den Zerfall der ungarischen politischen Einheit des 16. Jh.s. Über das Jahr 1526 schreibt er: „Es ist das Jahr, da das ungarische Königreich beinah zugrunde gegangen wäre, und da Siebenbürgen sich so von Ungarn trennte, daß bis zu dem Tage, an dem ich diese Zeilen im Dorfe Sina im Komitat Abauj schreibe . . . noch keine Wiedervereinigung stattgefunden hat. Das ist ein großes Unglück für die siebenbürger Rumänen . . .“⁴⁾.

Wie man sieht, hat Şincai in diesem Werke keine endgültige Konsequenz gezogen und ist von der „Geschichte aller Rumänen“ noch nicht zur Lostrennung von der heiligen ungarischen Krone gelangt. Hätte Şincai mit dem ungarischen Staat brechen wollen, so hätte er nicht an seine

¹⁾ PAPIU-ILARIANU (*Vietia, Operele și Ideale lui Georgiu Şincai din Şinca*. Bukarest 1869) zitiert z. B. die übertriebene Verherrlichung des Edgar Quinet.

²⁾ J. Chr. ENGEL ist der Verfasser eines ausgezeichneten und für die Kenntnis der rumänischen Geschichte überaus wesentlichen Werkes: *Geschichte Ungarns und seiner Nebenländer* (Halle 1797—4) und der dazugehörigen: *Geschichte der Moldau und der Walachey* (Halle 1804).

³⁾ *Hronica* (ed. 1853), II, S. 160.

⁴⁾ *Ibid.* II, S. 151—3.

Dichterfreunde in Großwardein, Ladislaus Nagy von Peretsény und Michael Tertina folgende begeisterte Hexameter geschrieben:

Vivant! Hungariamque diu ornet Tertina Nagyque
Carminibus, meritis, gloria, honore suo!¹⁾

Şincai ist also der Sammler von Beweismaterial gewesen, der eine Brücke von der ungarischen Geschichtsdokumentation zu dem Standpunkt der nationalen rumänischen Wissenschaft schlug. Aber nach ihm mußte der kommen, der aus diesem ungeheuren Material auch ein System schaffen konnte. Dieser Systematiker war Peter MAIOR (1754—1821), der Nachfolger Şincais als Korrektor der Ofner Druckerei. Leider kannte Maior das von Şincai gesammelte Material nicht bis ins einzelne, sondern benutzte nur — unter Vernachlässigung des handschriftlichen Materials — die bedeutendsten ungarischen Werke, als er seine Geschichte über den Ursprung des rumänischen Volkes schrieb (Geschichte der dakischen Abstammung der Rumänen — *Istoria pentru inceputul Romanilor in Dachia*). Maior schuf auf diese Weise ein Werk kleineren Umfangs, das leichter zu handhaben war und hatte auch mehr Glück damit: er konnte es schon 1812 herausgeben, während die monumentale Schöpfung Şincais der Zensur wegen erst Mitte des 19. Jh.s, 1853, in Iaşi das Licht der Welt erblickte.

Maiors Buch diente ausgesprochen zwei Zwecken: einesteils war es eine Antwort, eine Verteidigungsschrift gegen die Angriffe der Siebenbürger Sachsen, die — nicht nur aus politischen Gründen, sondern auch aus Überzeugung — seit Sulzer an der Kontinuitätstheorie zu zweifeln begonnen hatten²⁾, andernteils sollte es das Bewußtsein der römischen Abstammung und dadurch ein auf sicheren Grundlagen ruhendes Nationalbewußtsein schaffen. Die sachlichen Grundlagen des Nationalbewußtseins schöpfte Maior aus ungarischen Humanisten und ergänzte Şincais Beweisführung dadurch mit einigen Werken, die dieser entweder nicht gekannt oder nicht zitiert hatte.

Auch Maior ist nicht objektiver als Şincai. Er schreibt recht geschickt und eindrucksvoll, widerlegt aber nur schwerfällig und hat im allgemeinen nicht genügend Disziplin, um seine Gründe ruhig und kühl vorzutragen. Wie er auf einen Gegner trifft, reißt ihn die Leidenschaft mit sich fort und von diesem Augenblick an ist er zu einer objektiven Darstellung der Tat-

¹⁾ ŞINCAI wurde mit Michael TERTINA (1750—1808), mit Ladislaus NAGY von Peretsény, diesem in mehreren Sprachen schreibenden, „guthmütigen Polygraphen“, wie KAZINCZY ihn nannte, und vielen anderen Gelegenheitsdichtern in Großwardein bekannt. Die autobiographische Elegie ŞINCAIS gab NAGY von Peretsény in einem Bande mit seiner eigenen Dichtung *Orodias* heraus.

²⁾ Die Siebenbürger Sachsen stellten sich als erste gegen die Kontinuitätstheorie, da sie für ihre vielhundertjährigen Privilegien fürchteten.

sachen nicht mehr fähig. Man kann also mit Recht behaupten, daß Maior nicht so sehr dem Inhalt als der Form nach in die Epoche der alten ungarischen Geschichtsschreibung gehört, der Geschichtsschreibung, die sich an den Namen Georg Prays knüpft, und die wir als die Epoche des Geschichtskritizismus bezeichnen¹⁾.

Maior wendet die Kritik nicht objektiv, sondern immer im Interesse seines Volkes an und so ist sein Werk eher eine politische Schrift als eine historische Arbeit. Es ist gewissermaßen der rumänischen Geschichtsschreibung zum Verhängnis geworden, daß der Begründer der modernen Geschichtswissenschaft Petru Maior gewesen ist, der im Sammeln von Beweismaterial nicht gründlich war und sich meist mit der bequemen Lösung begnügte, die Lücken seiner Kritik und Begründung durch persönliche Angriffe, reine „argumenta ad hominem“ zu ersetzen. Wohin das geführt hat, wird sich später herausstellen.

b) Die Sprachwissenschaft.

Das 18. Jh. glaubte geradezu unbeschränkt an die allmächtige Kraft der Vervollkommnung, der „perfectibilité“ Rousseauscher Formulierung. Es glaubte, daß die Sprache zu vervollkommen sei, und entsprechend der damaligen rationalistischen Psychologie glaubte es daran, daß es dem Individuum möglich sei, zu bestimmten Zeiten willkürlich in das Leben der Sprache einzugreifen, oder daß der Sprachgebrauch bewußt und absichtlich im Wesen zu verändern sei. Es ist selbstverständlich, daß sogar das 18. Jh. diese Prinzipien nur auf den Wortschatz anzuwenden wagte und außerdem höchstens auf die Orthographie, die ja auf reiner Konvention beruht.

Aus dieser Ideologie entstanden im Donaubecken zwei eng zusammengehörende Bewegungen der Spracherneuerung: die der ungarischen und die der rumänischen Sprache. Daß hinter der ungarischen Spracherneuerung die deutschen Neologen, hauptsächlich Campe²⁾, standen, ist bekannt, nicht bekannt ist aber der Zusammenhang der ungarischen Spracherneuerung mit der ähnlichen rumänischen Bewegung. Bisher wurde die rumänische Spracherneuerung höchstens den Bestrebungen neugriechischer Archaisierung gegenübergestellt, aber an keiner Stelle wurde erwähnt, daß der einzige Ort, an dem die siebenbürgischen Rumänen von dem griechischen

¹⁾ Siehe V. HÓMAN a. a. O. S. 408 ff.

²⁾ CAMPES Hauptwerk ist: *Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke* (Braunschweig 1801). Über ihre Beziehungen zu der ungarischen Sprachwissenschaft siehe B. ZOLNAI: *Magyar Nyelv*, XVIII, 18. Siehe außerdem T. THIENEMANN: *A német nyelv művelés a XVIII. század végén* (Die Pflege der deutschen Sprache am Ende des XVIII. Jh.s). *Egyetemes Philologiai közlöny*, XXXVI (1912), S. 78 ff.

Purismus hätten hören können, Ungarn sein konnte, wo im 18. und am Ende des 19. Jh. eine ganze Reihe neugriechischer Grammatiken und Lexika erschienen waren¹⁾. Aber auch bei der Erwähnung griechischer Beziehungen ist es wichtiger, daß die Anregung von ungarischer Seite auch an dieser Stelle maßgebend gewesen ist. Die charakteristische Verschiedenheit der beiden Spracherneuerungen ergibt sich aus der Verschiedenartigkeit der Probleme: sobald von Purismus die Rede war, dachten die Ungarn nur an die Erweiterung ihres eigenen Wortschatzes, aus der allein die Erneuerung möglich war, hinter dem Rumänischen aber — wie hinter jeder neolateinischen Sprache — stand das Urlateinische im vollkommenen Glanz seiner zweitausendjährigen Vergangenheit²⁾.

Hinter der ganzen siebenbürgisch-rumänischen Spracherneuerung stand Nikolaus Oláh, Erzbischof von Gran, der im 16. Jh. gelebt hatte und rumänischer Abstammung gewesen war, und der dies Problem in seinem Werke „Hungaria“ umrissen hatte. Im Jahre 1735 wurde es von Matthias Bél herausgegeben, also in demselben Jahre, in dem Innozenz Miku-Klein zum ersten Male von den Rechten des Römertums gesprochen hatte. Matthias Bél schrieb: „Sermo eorum et aliorum Valachorum fuit Romanus, ut sunt coloniae Romanorum: nostra tempestate maxime ab eo difert, praeterquam quod multa eorum vocabula latinis sunt intelligibilia“³⁾.

Ähnliche Erklärungen kann man noch bei vielen anderen Humanisten finden. Toppeltin behauptete geradeswegs, daß unter allen neolateinischen Sprachen das Rumänische die meisten lateinischen Elemente enthielte und fügte hinzu, daß es allerdings auch Verschiedenheiten gäbe infolge der Berührung der rumänischen Sprache mit dem Sarmatischen⁴⁾, dem Russischen, dem Kroatischen und dem Dalmatinischen⁵⁾.

1) Einige deutsche Spracherneuerer und Verfasser von Grammatiken, so z. B. Daniel NITSCH, lernten den neugriechischen Purismus ebenfalls in Ungarn kennen, und zwar aus LASKARIS' Grammatik, von der 1808 in Pest eine Neuauflage erschienen war (Νέος Λάσκαρις). Vgl. A. HORVÁTH a. a. O. S. 42—3. Auch P. MAIOR weist auf das Beispiel der griechischen Spracherneuerer hin, vgl. S. PUŞCARIU: *Părerile lui P. Maior despre limba*. Anuarul Institutului de Ist. Naţ. I (1921—22) S. 116.

2) Den Gedanken, die rumänische Sprache aus dem Lateinischen zu ergänzen, können ŞINCAI und MAIOR, die in Italien gewesen waren, auch aus der Beobachtung der wissenschaftlichen Ausdrücke (parole dotte) des Italienischen, die lateinischen Ursprungs sind, genommen haben. Auf dem Gebiete der Spracherneuerung gibt es im Allgemeinen zwei Wege: der eine besteht in der Weiterbildung des vorhandenen Wortschatzes (so verfahren die ungarischen Spracherneuerer), der andere besteht darin, neue Worte aufzunehmen (die Rumänen gingen hauptsächlich diesen Weg).

3) OLÁH, N.: *Hungaria* (Apparatus ad hist. Hung.), S. 28.

4) TOPPELTIN a. a. O. S. 70.

5) N. OLÁH z. B. erklärte das Wort *boiar*, das bekanntlich slavischen Ursprungs ist, auf diese Weise.

Daraus kann man zwei Schlüsse ziehen: erstens, daß das Rumänische aus dem Lateinischen stammt, und zweitens, daß das Rumänische im Laufe der Zeit viel fremde Elemente in seinen Wortschatz aufgenommen hat.

Die Sprachdoktrin der drei Siebenbürger hatte ihren Ausgangspunkt in diesem Gedanken. Die Abstammung vom Lateinischen erkannten alle an, aber Samuel Miku-Klein vermutete, daß das klassische Latein die Ursprache gewesen sei, aus der sich das Rumänische durch Sprachverfall entwickelt hätte, Maior aber hielt das Vulgärlatein für die Ursprache, die die Kolonisten Trajans in das vollkommen entvölkerte Dacien brachten, und die sich hier reiner bewahrte als sogar in Italien¹⁾.

Trotz dieser theoretischen Abweichung war der praktische Standpunkt ungefähr der Gleiche: die rumänische Sprache sollte nach ihrer tausendjährigen Isolierung wieder zu ihrem römischen Ursprung zurückgeführt bzw. die fremden Elemente, die die dem Lateiner „non sunt intelligibilia“, ausgerottet werden.

Diese gewalttätige Rücklatinisierung, die trotz ihrer rationalistischen Unterbauung, ein mit der Kontinuitätstheorie eng verflochtener, romantischer Traum gewesen ist, konnte von den siebenbürgischen Rumänen natürlich erst erstrebt werden, nachdem sie das Lateinische bereits gründlich erlernt hatten; und als sie von dieser Neolatinität gewisse praktische Vorteile (den lückenloseren Beweis ihres lateinischen Ursprungs usw.) erwarten konnten. Wahrscheinlich ist diese ganze Bestrebung nur aus ungarländischen sprachlichen Erscheinungen zu erklären. In die ungarische Sprache des 18. Jh.s waren viele lateinische Wörter eingedrungen, die im 18. Jh. zum guten Teil ans Rumänische weitergegeben wurden und zwar in ungarischer Fassung²⁾.

Es ist wahrscheinlich, daß diese Latinismen, die etwas Ungarisches an sich hatten, dem siebenbürgischen Dreibund den Anstoß gaben, lateinische Worte in großer Zahl aufzunehmen, selbstverständlich in einer Form, daß ihre bewußten Entlehnungen nicht mehr den Stempel der unga-

¹⁾ Diesbezüglich siehe: L. ŞĂINEANU: *Istoria filologiei române*. Bukarest 1895, S. 123ff. Es ist nicht sicher, daß auf P. MAIOR, der das Vulgärlatein bereits erwähnt, die Ansichten RAYNOUARDS und A. W. SCHLEGELS einwirkten, doch ist es nicht ausgeschlossen.

²⁾ Vgl. L. GÁLDI: *Szótárvizsgálat* (Wörterbuchliteratur), S. 34ff. und ders. *Problemi di geografia linguistica nel rumeno del Settecento*. Roma 1938. Jenseits der Karpathen war die Entsprechung der lateinischen Wörter ungarischer Bildung meist ein griechisches Wort, eventuell ein lateinisches oder italienisches, das vom Neugriechischen übermittelt worden war (z. B. *corespondălui* < ungarisch: *korrespondál* (korrespondiert) in Siebenbürgen, *corespondarisi* < neugriechisch: *κορεσπονδέρω*, jenseits der Karpathen, *adresălui* < ungarisch: *adresál* (adressiert) in Siebenbürgen, *adresarisi* jenseits der Karpathen usw.).

rischen Vermittlung an sich trugen, sondern sich eher den Lautgesetzen der rumänischen Sprache anschmiegen¹⁾.

In der in Wien erschienenen Grammatik²⁾ des Samuel Miku-Klein aus dem Jahre 1780 treten solche Bestrebungen zutage; ähnliche Versuche charakterisieren die wichtigeren lexikographischen Unternehmungen, in erster Reihe das Lexikon Budense (1825), das erste ernst zu nehmende rumänische Wörterbuch³⁾, das auch eine der Hauptquellen von Diez war; dieselbe Vorstellung leitet auch die Reform der Orthographie.

Als Miku-Klein nämlich in seiner Grammatik die Einführung der lateinischen Buchstaben als eine Notwendigkeit hinstellte, hatte er zweifellos daran gedacht, daß seit dem Gesangbuch aus dem Jahre 1570 eine Menge rumänischer Schriften mit lateinischen Lettern erschienen waren⁴⁾. Miku-Klein aber benutzte trotz allem nicht die Orthographie dieser Schriften als Grundlage, einfach deshalb, weil all diese Bücher mit lateinischen Buchstaben, aber ungarischer Orthographie geschrieben waren. Er hatte also nur das Prinzip, lateinische Buchstaben zu gebrauchen, vertreten, dachte aber anstatt der ungarischen Orthographie an ein System, das sich nicht auf die lautliche Form gründet, sondern geeignet ist, die Ähnlichkeit mit dem Lateinischen möglichst deutlich hervorzuheben. Deshalb schrieb Miku-Klein QUARE anstatt KARE, dachte aber natürlich nicht daran, daß dies reine Illusion ist: umsonst versuchte er „eine historische Orthographie“ zu schaffen, ohne die Berücksichtigung der historischen Orthographie: es sagten auch weiterhin alle KARE. Der komplizierte Weg der Etymologie

¹⁾ Die lateinisch-rumänischen Lautgesetze wurden zuerst von A. PUMNUL mit strenger Folgerichtigkeit auf die Neologismen angewendet; so entstanden verfehlte Formen wie: *lăpturariu* (< *lecturarium*). Die grundlegende Schwierigkeit lag darin, daß die Vertreter der siebenbürgischen Schule keine Möglichkeit hatten, die lateinischen und die nicht-lateinischen Elemente voneinander zu trennen. So kam es, daß häufig slavische Wörter für lateinische gehalten wurden und in lateinischem Geiste an ihnen verändert wurde. (So entstand aus *războiu* (Krieg) *rezbel*, einfach weil man es aus einer vorausgesetzten, aber tatsächlich niemals vorhandenen Form: **re + ex + bellum* herleitete.) Das interessanteste dabei ist, daß die latinisierte Form *rezbel* in die Volkssprache eingedrungen und dort sporadisch bis heute erhalten ist (vgl. TIKTIN: *Rum.-deutsches Wörterbuch*, S. 1313).

²⁾ *Elementa Linguae Daco-Romanae sive Valachicae*, 1780 (die zweite Auflage erschien 1805 in Ofen).

³⁾ Vorher hat schon S. MICU-KLEIN ein lateinisch-ungarisches und ungarisch-lateinisches Wörterbuch verfaßt, bei dem ungarischen Teil half ihm dabei der ausgezeichnete ungarische Dichter Benedikt VIRÁG. Die Hauptquelle war für S. Micu-Klein das lateinische Wörterbuch PÁRIZ PÁPAIS, doch hat er auch auf diesem Gebiet einen Vorläufer in dem wahrscheinlich jesuitischen, lateinisch-rumänischen Wörterbuch aus den 60er Jahren des XVIII. Jh.s aus Großwardein, daß sich heute in Kalocsa befindet (vgl. C. TAGLIAVINI: *Despre Lexicon Compendiarium latino-valachicum*. Bukarest 1932 (Acad. Rom. Mem. Sect. Lit. Ser. III, VI, 4).

⁴⁾ Siehe SULICA a. a. O. S. 31 ff.

erwies sich also schon von vornherein als überflüssig und es ist kein Wunder, daß diese Ausdrücke heute bereits vergessen sind ¹⁾. Es ist aus all diesem ersichtlich, daß die sprachschöpferischen Bestrebungen der siebenbürgischen Schule auf jeder Seite in Nebel münden. Die von heute auf morgen ganz ohne Wurzel eingeführten Latinismen hätten die Sprache — soweit sie überhaupt heimisch geworden wären — vollkommen unverständlich gemacht, die Orthographie aber wurde gerade dann schwierig und kompliziert, als es vom kulturpolitischen Standpunkt aus wichtig gewesen wäre, daß die breiten Volksmassen die lateinische Schreibweise, die bedeutend einfacher war als die bisher gebräuchliche cyrillische Schrift, erlernten.

c) Die Literatur.

Als Sulzer im Jahre 1782 die ihm bekannten Werke der rumänischen Literatur zusammenstellte, damit sie „als Muster dienen, wie weit diese walachische Sprache der Dichtkunst fähig ist“, hätte er gerne die Worte des Petronius über diesen Überblick geschrieben: „In hac enim civitate non litterarum studia celebrantur“. Es fiel Sulzer auch auf, daß unter all diesen literarischen Werken „keines aus einer transalpinischen Feder geflossen ist. Sie sind alle von siebenbürgischen Walachen oder von dortigen Sachsen verfertigt; zu einem neuen Beweise, daß alles auf die Landesverfassung, auf Aufmunterung, nicht auf die Köpfe der Einwohner allein ankommt, wenn die Frage ist: ob dieses oder jenes Volk Verstand, Witz und Geschicklichkeit besitze“²⁾.

Aus diesem Zitat geht hervor, daß Sulzer die ausschließlich in Siebenbürgen vorhandenen literarischen Anfänge aus kulturellen und politischen Voraussetzungen zu erklären suchte. Er zweifelte nicht, daß im Grunde genommen die Rumänen aller Länder die Fähigkeit besitzen, literarische Werke hervorzubringen, erkannte aber, daß es doch nur innerhalb der Karpathen die günstigen Vorbedingungen zu der Entwicklung einer Literatur gab.

¹⁾ Ein charakteristisches Beispiel dieser Orthographie ist das Buch von St. Kórosi: *Orthographia latino-valachica*. Claudiopoli 1805. Gedruckt mit den Lettern des reform. ungarischen Kollegiums von Klausenburg. Vgl. BIANU-HODOŞ, II, S. 462. Schon SULZER verurteilte die latinisierte, etymologisierende Orthographie, die eine Reihe unnötiger Schwierigkeiten macht: „Da diese geistlichen Herren sich vorgenommen hatten, ihrer Muttersprache Gewalt anzuthun, und sie auf thunlich oder unthunliche Weise auf die lateinische Schreibart zurückzubringen, so konnte es nicht fehlen, daß sie nicht manchmal, und sehr oft in Verlegenheit gerieten, Wörter, Sylben und Buchstaben ganz anders zu schreiben, als sie ausgesprochen werden, und sogar ganz anders, als sie solche auszusprechen in ihren ausgesetzten Regeln selbst die Anweisung gegeben hatten.“ A. a. O. II, S. 154.

²⁾ SULZER a. a. O. III, S. 13—4.

Wir kennen den Zustand der rumänischen Literatur am Ende des 18. Jh.s heute natürlich viel besser als Sulzer, aber es ist heute noch wahr, daß es jenseits der Karpathen damals höchstens ein oder zwei rumänische Lyriker aristokratischer Abstammung gab, die in ihrer Muttersprache die Rokokodichtung neugriechischer Dichter, besonders des Christopoulos, die übrigens der rumänischen Seele fremd war, nachahmten. In Siebenbürgen hingegen wurde — trotz der Einstellung des um politische Ziele ringenden 18. Jh.s, in dem in erster Linie geschichtliche und sprachwissenschaftliche Sehnsüchte herrschten und das nicht fähig war, Werke ästhetischer Art hervorzubringen — auf deutschen und ungarischen Einfluß hin trotzdem so manche Kunstgattung heimisch, die bis dahin bei den Rumänen vollkommen unbekannt gewesen war. Selbstverständlich handelt es sich meist um isolierte Versuche und nicht um die bewußte Weiterentwicklung bestimmter Experimente, von einer Schöpfung zur andern gibt es gewissermaßen weder eine geistige noch eine formale Verbindung. Eben deshalb versuchen wir nun den ungarischen Einfluß auf die rumänische Dichtung des 18. Jh.s nach Kunstgattungen und nicht chronologisch zu überblicken.

Die siebenbürgisch-rumänische Lyrik hat zwei Gesichter. Die volkstümliche Art besteht aus Versen, die in siebenbürgischen handschriftlichen Liederbüchern in großer Zahl zu finden sind. Es kommt häufig vor, daß derselbe Vers in ungarischer und rumänischer Sprache vorhanden ist. In solchen Fällen halten die rumänischen Forscher immer das Rumänische für das Original, doch ist es meist leicht zu beweisen, daß es sich um humanistische Motive handelt, die zuerst in ungarischen Versen vorkommen¹⁾. Das „Kolinda“ (Weihnachtslied) aus Mármaros ist „ebenfalls“ gesunkenes Kulturgut. Alexander ECKHARDT erkannte darin ein mittelalterliches Motiv, das von dem Wettbewerb der Blumen handelt und auch der ungarischen Volksdichtung bekannt ist²⁾.

Wie man sieht, ist sogar die volkstümliche Dichtung von Elementen, die auf humanistische, d. h. lateinische Kultur weisen, durchwoben. An der Wende des 18. und 19. Jh.s kommt dieser Einfluß noch viel stärker zur Geltung, und zwar in der Kunstdichtung Siebenbürgens. Viele Ru-

¹⁾ T. A. SZABÓ gab viele rumänische Gedichte an, die sich in ungarischen Gesangsbüchern finden: *Kézíratos énekeskönyveink és verses kézírataink* (Unsere handschriftlichen Gesangbücher und gereimten Handschriften). Zilah 1934. Den rumänischen Ursprung bezweifelte z. B. O. GHIBU: *Contribuții la istoria noastre populare și culte*. Aca. Rom. Mem. Sect. Lit. III, 7.

²⁾ Vgl. A. ECKHARDT: *Az utolsó magyar virágének* (Das letzte ungarische Minnelied). Minerva 1930. T. Kardos versuchte ebenfalls eine Erklärung desselben Kolinda-Motivs, doch hat seine Erklärung weniger Wahrscheinlichkeit: *Deákmuveltség és magyar renaissance* (Lateinische Gelehrsamkeit und ungarische Renaissance). Budapest 1939 S. 70.

mänen bemühen sich in jener Zeit, als auch die ungarische Dichtung von den klassisierenden Formen überschwemmt war, in ihrer Muttersprache die antiken Kunstgattungen und Formen¹⁾ neu zu schaffen. Eine solche Schöpfung ist z. B. die Ode auf den Tod der Maria Theresia, die reich geschmückt ist mit mythologischen Motiven. Hierher gehört ein Schäfergedicht, das für dieselbe Gelegenheit entstand²⁾, hierher gehört auch ein Gedicht Şincais, mit dem er dem Palatin Joseph huldigt³⁾, hierher kann man die patriotischen Epigramme C. Diaconovici-Logas⁴⁾, die in sapphischen Strophen geschrieben sind, rechnen und außerdem noch viele andere Gelegenheitsgedichte. Viele Dichter, wie z. B. Vasile AARON⁵⁾ schreiben auch in dieser Zeit noch lateinisch und rumänisch bzw. setzen — neu angeregt von der latinisierenden Strömung des 18. Jh.s — die vielsprachige, aber stets dem Klassischen nachstrebende Dichtung der Epoche Michael Halics' und Valentin Francks fort.

Die Epik steht der Volkssprache und Stimmung — wenigstens scheinbar — näher. Auch hier gibt es selbstverständlich gelehrte Schöpfungen, wie z. B. die lateinische Biographie Şincais, die interessante Elegia, die sein Freund Ladislaus Nagy von Peretsény am Schluß seines eigenen Gedichtsbandes veröffentlichte⁶⁾, doch sind die Werke des fruchtbarsten Epikers, des Südsiebenbürgers Johann BARAC (1772—1848) in Sprache und Versbau der Volksdichtung sehr verwandt. Die bekannteste Schöpfung Baracs ist die rumänische Überarbeitung der ungarischen Geschichte von dem Königssohn Argirus⁷⁾, doch hat er außerdem den Ludas Matyi des ungarischen Schriftstellers Michael FAZEKAS und den Ulysses des Andreas

1) Jenseits der Karpathen traten diese klassisierenden Bestrebungen viel später und offenbar nach siebenbürgischem Muster auf; siehe D. CARACOSTEA: *Artă cuvântului la Eminescu*. Bukarest 1938, S. 28.

2) Der Titel der Ode lautet folgendermaßen: *Ode entru pomenirja muteri tschei dea pururja a Augustei Marjei Theresiei* (mit gotischen Buchstaben geschrieben und einer deutschen Übersetzung). Vgl. Sulzer a. a. O. S. 31 ff. „... der Verfasser, der ein siebenbürger Walache von der nicht unirten Parthey seyn soll, hat als Horaz, als Klopstock schreiben wollen . . .“ laut Herausgeber (a. a. O.). Der Titel des Hirtenspieles lautet: „*Salele pokurarilor en Ardialu lunge sikriju Maitsii Theresii*“. (Ebenfalls mit einer deutschen Übersetzung versehen.) Sein Verfasser ist „Samuel Knall, ein Siebenbürger Sachse . . . Pfarrer in Reißdörfel unweit Herrmannstadt“ (Sulzer III, S. 29).

3) Diese Gedichte gab A. BITAY im III. Band der *Dacoromania* heraus.

4) C. DIACONOVICI-LOGA: *Chemare la typarirea cărţilor româneşti*. Ofen 1821.

5) Siehe SULICA: z. W. S. 47.

6) Über die Bedeutung der Elegia siehe L. GÁLDI: *Infusso dell' umanesimo*, S. 56 ff.

7) Vgl. GÁLDI: *Árgirus historiája az oláh irodalomban* (Die Geschichte von Argirus in der rumänischen Literatur). *Egyet. Philologiai Közlöny* 1939, S. 513—73. Hier ist auch die ungarische Wurzel der allegorischen Deutung, wonach Argirus Kaiser Trajan und Ilona Siebenbürgen sein soll, ausführlich behandelt.

DUGONICS übersetzt, außerdem eine ungarische Ovidiusbearbeitung, die Dramatisierung der Atala von Chateaubriand, die von Emmerich PERCZEL von Bonyhád stammt, und viele andere Werke herausgegeben. Auch aus dem Deutschen übersetzte er viel. Die erste rumänische Umarbeitung des Till Eulenspiegel stammt z. B. von ihm¹). Barac faßte alle Werke nach derselben Weise auf. Er verwässerte das Original immer in volkstümliche, flüssige, jedoch vom Standpunkt der Kunstgattung aus stillose Verse. Er strebte aber gar nicht danach, die Stimmung des Originals beizubehalten, sondern eher, seinem Volk ein allgemein verständliches Volksbuch in die Hand zu geben. Dieses Ziel erreichte er auch vollkommen mit seinen gedruckten Büchern. Charakteristisch für diesen geschickten Vulgarisator ist auch noch, daß er die Erzählung in Prosa oder den Roman dem Volk noch ganz unzugänglich hielt; deshalb überarbeitete er auch den sentimentalischen Roman des Ignác Meszáros, den Kártigám, und machte rumänische volkstümliche Verse daraus²).

Wir haben gesehen, daß bei Barac bereits der für die Zeitstimmung charakteristische Ludas Matyi (ein komisches Epos) auftaucht. Zwei andere Schöpfungen aus derselben Zeit kann man hier noch anführen. Ein ungarischer Schauspieler aus Siebenbürgen, Joseph Koncz, übersetzte den Frosch-Mäusekrieg des Csokonai ins Rumänische. Csokonais Frosch-Mäusekrieg ist aber bekanntlich nichts anderes als eine freie ungarische Fassung der Blumauerschen Bearbeitung. Joan BUDAI-DELEANU aber schrieb, ausgehend von der Aeneis Blumauers, das Zigeunerepos, die Țiganiada, in dem das Los der Zigeuner eine Anspielung auf das Los der Rumänen ist. Das Epos Budai-Deleanus ist also der unmittelbare Vorläufer der ungarischen Schöpfung „Die Zigeuner von Nagyida“ (A nagyidai cigányok), in der János ARANY, der größte ungarische Epiker, nach dem Freiheitskampf seinen ganzen patriotischen Schmerz ebenfalls in dem Schicksal der Zigeuner darstellte. Arany kann die Țiganiada kaum gekannt haben, es ist aber anzunehmen, daß der Ausgangspunkt für beide Werke die Aeneis Blumauers gewesen ist³). Es ist ein interessanter Zug der Țiganiada, daß

¹) Die vollständigste Barac-Monographie verdanken wir dem ausgezeichneten rumänischen Kenner der ungarischen Literaturgeschichte und der ungarisch-rumänischen Beziehungen, I. BOGDAN-DUICA: *Ioan Barac*. Bukarest 1933. Auch dieses Werk ist, wie seine übrigen, eine außerordentlich sachliche, wissenschaftliche Arbeit. Viel oberflächlicher und voreingenommen ist Ion COLAN: *Viața și opera lui I. Barac*. Bukarest 1928. Über den Wert dieser Arbeit siehe: *Studi rumeni* IV, S. 202—4.

²) BOGDAN-DUICA a. a. O. S. 107 ff.

³) Von vergleichendem literarhistorischem Standpunkt aus ist es interessant, die erwähnte Strophe hervorzuheben:

„Um jetzt mit Helfershelfern dich
Zum Kriege zu verbinden,
Wird jenseits meines Flusses sich

viele Ungarn darin dargestellt sind, so Istók Becskerek, der als Typus des siebenbürgischen Adligen satyrisch dargestellt wird; auch hier kommt eine Episode aus der Geschichte vom Königssohn Argirus vor, die eine unmittelbare Umarbeitung des ungarischen Textes ist¹⁾.

Die dramatischen Versuche der Zeit stehen auf demselben Niveau wie die Epik, die humanistische, deutsche und ungarische Anregungen empfangen hatte. So in erster Linie das Schuldrama „*Occizio Gregorii in Moldavia Vodae tragedice expressa*“, das zwischen 1778—80 entstand und zuerst in Blasendorf aufgeführt wurde. Zwar handelte dieses Stück von dem Moldauer Fürsten Grigorie Ghica, der im Jahre 1777 ermordet worden war, doch ging die Handlung ganz im Geiste der ungarischen Schuldramen des 18. Jh.s vor sich. Das Interessanteste an diesem Stück ist, daß es trotz des tragischen Inhaltes ein Fastnachtsspiel war. Für leichte Unterhaltung, Fastnachtsstimmung, sorgten die komischen Intermedien und Zwischenspiele. Die Szene, in der Bacchus in tragikomischen Versen das Sterben des Faschings beweint und sich schließlich vor Kummer tötet, erinnert lebhaft an die Bacchusszenen der Pauliner. Manche Szenen sind in volkstümlichem Geschmack gehalten, besonders, wo in der damals modernen Art der Schäferspiele das Leben der rumänischen Schäfer dargestellt wird. Es ist aber sehr interessant, daß diese Rokokoschäfer lateinische und ungarische Strophen singen, wahrscheinlich um die humanistisch gebildeten Lehrer und das ungarische Publikum von Blasendorf zu unterhalten. Der eine Schäfer „Opilio“ singt z. B. wie folgt:

Corpus canis tuetur	Der Hund behütet meinen Leib,
Nullum sane veretur,	Ich muß um mein Leben nicht bangen,
Agmen curat, hostem fugat	Er jagt in meiner Nähe das Wild,
Dormienti invigilat	Wenn ich schlafe behütet er mich,

Ein Heer Zigeuner finden.
Denn von der Welt Erschaffung war
Das Römerländchen immerdar
Bewohnt von Raubgesindel.“ (Aen. VIII, 9. Absatz).

¹⁾ BUDAI-DELEANU verwandte jene Episode, wo der hoffnungslos herumirrende Argirus an Selbstmord denkt, vorher aber — nach echt romantischer Art — seinen Kummer der ihn umgebenden Natur anvertraut. Dieses Motiv war bisher hauptsächlich aus dem Gedicht von Lamartine „*Le lac*“ bekannt. (Vgl. L. GÁLDI: *Contribuție la cunoașterea romantismului românesc*. Convorbiri Literare, LXXII—1939, S. 1866 ff.) Eben sehe ich, daß dieser Gedanke bereits im XVII. Jh. auftaucht, und zwar in einem Jugendgedicht RACINES: „*Stances à Parthénice*“:

Vous, qui n'avez point vu l'illustre Parthénice,
Bois, fontaines, rochers, agréable séjour,
Souffrez que jusqu'ici son beau nom retentisse,
Et n'oubliez jamais sa gloire et mon amour.

(ed. P. Mesnard, Paris 1886, IV, S. 48).

A fortuna damnatum
Et a deis octatum.

So ist das glückliche Leben
dessen, den Gott liebt¹⁾.

Eine ähnliche Schäferszene hat Sulzer im Zusammenhang mit einer Hochzeit zitiert²⁾, auch Şinacai hat zusammen mit Schedius und Stephan Kulcsár, einem berühmten ungarischen Literaten, ein solches Schäferspiel verfaßt, das zum Namenstag des Palatins Joseph im Jahre 1805 aufgeführt worden war³⁾. Dieses Spiel wurde noch 1826 zu Ehren des berühmten Philologen Timoteu Cipariu in Blasendorf aufgeführt unter dem Titel „Ecloga Pastorală“; sogar Jorga hat zugegeben, daß dieses Stück nach ungarischem Vorbild entstanden ist⁴⁾.

Bei Barac finden wir ernstere Ansätze zu einer Theaterliteratur. Barac verfertigte einige Übersetzungen, in dem er sich auf die Theaterkultur von Kronstadt stützte. Man weiß, daß bereits im Jahre 1815 — also allen Versuchen auf dem Gebiete des Theaters jenseits der Karpathen voraus-eilend — in Kronstadt ein Stück von Kotzebue, die Gefährliche Nachbarschaft, von ungarischen Schauspielern in rumänischer Sprache und im Jahre 1823 ebenfalls von ungarischen Schauspielern Die Abendstunde von Kotzebue zusammen mit rumänischen Liedern und Szenen aufgeführt wurde⁵⁾. Die Vermittlung ist also klar: die deutsche Bühnenkultur gelangte vielfach über die Ungarn zu den Rumänen. Barac mag sich auf diese Kronstädter Versuche gestützt haben, als er im Jahre 1840 für die ungarische Truppe des Elek Pályi Das Landhaus an der Heerstraße und den Einsiedler von Formentera von Kotzebue ins Rumänische übersetzte. Diese Stücke hatten vorher auf der ungarischen Bühne großen Erfolg gehabt. Angeregt von diesen Erfolgen brachte Barac die erste rumänische Hamletübersetzung heraus und die Übersetzung der ungarischen

¹⁾ Vgl. L. GÖBL: *A legrégebbi oláh iskolai dráma* (Das älteste rumänische Schul-drama). Debreceni Szemle 1933, S. 204. Die Studenten von Blasendorf gründeten schon im Jahre 1755, also ein Jahr nach der Gründung der rumänischen Schule, ein Wandertheater, das den Namen „comedia ambulatória alumnorum“ führte. Vgl. A. LUPEANU: *Un început de teatru românesc ambulant în Transilvania*, in 1755. Societatea de Măine, 1924, S. 520—1. Leider ist das Repertorium dieses Theaters bisher noch unbekannt.

²⁾ A. a. O. III, S. 20ff.

³⁾ Vgl. Anmerkung 3, S. 87.

⁴⁾ N. Iorga: *Istoria literaturii române în veacul XIX*. Bukarest, 1900, I, S. 298.

⁵⁾ Darüber schrieb in jüngster Zeit L. ORBÁN: *Adalékok a brassói magyar színeszt történetéhez 1848-ig* (Beiträge zur Geschichte des ungarischen Theaters von Kronstadt bis 1848). Emlékkönyv Kristóf György 60-ig születésnapjára. Klausenburg 1939, S. 191ff. Wichtig waren für Kronstadt schon am Ende des 18. Jh.s die deutschsprachigen Theateraufführungen, bei denen ebenfalls Kotzebue am meisten vertreten war. Chr. FLECHTENMACHER, einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten der Zeit, führte eine Schauspieltruppe im Jahre 1812 sogar in die Moldau. Vgl. K. K. KLEIN a. a. O. S. 112.

Überarbeitung von Chateaubriands *Atala*. Neben Kotzebue gelangte auch der andere gefeierte Schriftsteller der Zeit, Metastasio, zu den Rumänen, aber nicht über Wien, sondern über neugriechische Übersetzungen. Budai-Deleanu, der Verfasser der *Țiganiada*, übersetzte aus dem Griechischen das Theaterstück *Achilles in Schiro*¹⁾.

So bescheiden diese Anfänge auch sind, in denen sich der ungarische Einfluß offenbart, können sie einer Weiterentwicklung doch als wichtige Grundlage dienen. Sulzer hatte Recht gehabt: jede „Aufmunterung“ verdankten die Rumänen der befruchtenden Kraft der ungarländischen deutschen und der ungarischen Kultur.

* * *

Man kann den Überblick über die Werke der rumänischen Literatur nicht abschließen, ohne wenigstens einen flüchtigen Blick auf ihre Versformen zu werfen. Diese Frage ist um so wichtiger, als — wie bereits erwähnt — die Versform im Verhältnis zur Prosa damals noch bei Weitem das Übergewicht hatte. Die siebenbürgische Kunstrichtung hatte vier modische Formen:

1. Die erste ist ursprünglich rumänisch: z. B. der achtsilbige Trochäus volkstümlicher Art (Barac: *Istoria lui Arghir*).

2. Zweitens gibt es die Übernahme der Formen der ungarischen Kunstdichtung. Der Ulysses Baracs ist z. B. in denselben Alexandrinern (eine Strophe zu vier Zeilen) geschrieben wie Dugonics's Original.

3. Man findet auch die rhythmischen Formen der lateinischen Dichtung (z. B. die Übersetzung des *Stabat Mater* von Samuel Miku-Klein).

4. Schließlich gibt es ziemlich häufig klassische Versmaße, besonders die sapphische Strophe. Der größte Teil der Gelegenheitsdichtung bzw. der Oden ist — genau so wie in Ungarn — in sapphischem Versmaß geschrieben.

Wie die Gebiete jenseits der Karpathen diese Bestrebungen aufnahmen, werden wir noch sehen. Es ist jedenfalls sicher, daß alle diese Formen, die erste ausgenommen, nur bei den siebenbürgischen Rumänen gebräuchlich waren²⁾.

V. Die Epoche, die auf die „Siebenbürgische Schule“ folgte.

An unseren Augen ist die Geschichtsschreibung, die Sprachwissenschaft und die Literatur jener Epoche vorübergezogen, in der der ungarische Einfluß auf die rumänische Geistigkeit am stärksten war. Jeder Einfluß wird aber erst dann wesentlich, wenn die folgende Generation sich ihm

¹⁾ Vgl. R. ORTIZ: *Per la storia della cultura italiana in Romania*. Bukarest 1916.

²⁾ Zu diesen Tatsachen aus der Verslehre siehe L. GÁLDI: *Le origini italo-greche della versificazione rumena*. Roma 1939.

anschließt, wenn die Bestrebungen der Väter in den Söhnen Widerhall finden, bzw. wenn diesem Einfluß eine fruchtbare Epoche folgt, die eine organische Weiterentwicklung bedeutet. Alles, was die siebenbürgische Schule zustande gebracht hatte, war vorläufig ausschließlich auf das Gebiet diesseits der Karpathen beschränkt, wo es nur langsam Verbreitung fand, weil es nur gebildete Individuen und kein gebildetes Publikum gab. In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s aber vermittelten LAZĂR (1779—1823), der bei den Piaristen von Klausenburg gelernt hatte, und andere Lehrer, Literaten und Gelehrte die Ideen der siebenbürgischen Schule den Fürstentümern jenseits der Karpathen, um das Rumänentum, das durch die Phanariotenzeit geschwächt und in nationale Lethargie gesunken war, aufzurütteln¹⁾. Wie aber nahmen die Rumänen die Gedankenwelt auf, die aus siebenbürgischen Anregungen entstanden war?

Nach unserem Eindruck war Aufnahme und Einfluß auf jedem Gebiet verschieden. Eine ungeteilte Begeisterung rief nur der Kern der siebenbürgischen Geschichtsschreibung, die Kontinuitätstheorie, hervor, aber auch diese nur deshalb, weil sie — abgesehen von politischen Erwägungen — auch in den Sagen der Moldau und Walachei erhalten war, einesteils bei den moldauischen Chronisten, andernteils bei Cantemir²⁾. Auf diese Theorie wurde dann bis heute die traditionelle dakoromanische Auffassung begründet, die nicht nur mit den Römern, sondern auch mit den Nachkommen der einstigen Daker rechnet³⁾, was besonders wichtig ist, weil auf diese Weise der autochthone Charakter, das geschichtliche Recht, Besitzer des Landes zu sein, sogar auf Zeiten vor der Eroberung Daciens durch die Römer zurückgeführt wird. In diesem Sinne setzten die führenden Persönlichkeiten der neueren rumänischen Geschichtsschreibung das Werk der siebenbürgischen Schule fort, wie dies z. B. A. D. Xenopol in seinen Memoiren offen anerkannte⁴⁾.

Dies ist der allgemeine, der ideelle Teil der Epoche, die auf die siebenbürgische Schule folgte. Es gibt aber außerdem auch noch Einflüsse, die man besser verfolgen kann. So kann man z. B. beobachten, daß es für lange Zeit die Beweisführung Şincais gewesen ist, die den rumänischen Gelehrten

1) Über das Echo, das die Siebenbürgische Schule jenseits der Karpathen weckte, siehe D. I. GOGA: *Şcoala ardeleană în Muntenia şi Moldova*. Arad 1927 und I. MOISIL: *România ardeleni din vechiul regat şi activitatea lor pâna la războiul integrării neamului*. Transilvania, Banatul, Crişana, Maramureşul 1918—29. Bukarest 1929, III, S. 1348—94.

2) Schon in Gheorghe LAZĂRS Schule wurden die Moldauer Chronisten gelesen, vgl. P. ELIADE: *De l'influence française sur l'esprit public en Roumanie*. Paris 1898, S. 314.

3) Diese Auffassung wurde jüngst verteidigt von dem Klausenburger Archäologen C. DAICOVICIU; vgl. *Nouvelle Revue de Hongrie*, 1940, Oktober-Heft, S. 320—7.

4) Vgl. I. E. TOROUȚIU: *Studii şi Documente Literare*, IV, S. 410.

die ungarischen Dokumente und die alten ungarischen Historiker zugänglich machte. A. T. LAURIAN und N. BĂLCESCU zitieren in ihren Geschichtsdaten den Severiner Donationsbrief an die Johanniter aus dem Jahre 1247 auf Grund von Şincais Werk¹⁾. N. BĂLCESCU berief sich auf die Werke Nikolaus Istvánffys und Farkas Bethlens²⁾ und noch B. P. HAŞDEU schöpfte seine Daten über König Matthias aus Şincai³⁾. Organisch ergänzt wird dies noch durch die Übernahme von verschiedenen Urteilen und Auffassungen siebenbürgischer Historiker. Petru Maior gab z. B. einen ausführlichen Bericht über das Leben zweier heidnischer Anführer Ajtony und Glad, einfach, weil er sie für Rumänen hielt. Seiner Arbeit lag eine im Jahre 1790 erschienene Biographie des Apostels der Ungarn, des heiligen Bischofs Gerhard, zugrunde. Diese merkwürdige Auffassung findet sich auch noch in dem großen Werk Iorgas, das im Jahre 1937 erschien. Hier ist der Irrtum Petru Maiors noch schwerwiegender geworden, da Iorga den Ajtony mit einem bekannten Führer der Ungarn, Tühütüm, zu identifizieren sucht⁴⁾.

Im allgemeinen kann man also mit Recht behaupten, daß die Lehre der Siebenbürgischen Schule, und besonders des Petru Maior, in den rumänischen Fürstentümern Wurzel geschlagen hat und schließlich zum ideellen Hintergrund Großrumäniens geworden ist. Trotzdem unterschied sich die Ansicht des kritischen Titu MAIORESCU (1840—1917), der übrigens deutsche Erziehung genossen hatte, von dieser nationalen Auffassung aufs schärfste. Er verlangte die absolute Wahrheit und verwarf die Schöpfungen der siebenbürgischen Historiker: „Niemals wandte sich unsere Kritik gegen die Verfasser, jeder unter uns fühlt und behauptet, daß die Männer des siebenbürgischen Dreibundes, Petru Maior und Şincai wie auch Cipariu und Pumnul, wertvolle Männer gewesen sind, die ihr Leben für das Allgemeinwohl opferten . . . Aber diese Ehrfurcht kann unsere Meinung, die wir von ihren Werken haben, in keiner Weise beeinflussen, sie kann nicht aus dem Buch Petru Maiors eine Geschichte, aus dem kritiklos zusammengetragenen Beweismaterial Şincais eine Chronik, aus philologischen Phantasien Ciparius und Pumnuls sprachgeschichtliche Wahrheiten machen⁵⁾.“

Der zweite Teil der Erklärung Titu Maiorescus hat über die philologischen Bestrebungen der Siebenbürger das Urteil gesprochen. Schon

1) Vgl. ŞINCAI: *Hronica* (ed. 1853), I, S. 270ff. und *Magazinul istoric*, II, S. 247—8.

2) Vgl. N. BĂLCESCU: *Puterea, armata și arta militară* (Opere, ed. Zane, Bukarest, 1940, I, S. 46.).

3) Vgl. B. PETRICEICU-HAŞDEU: *Scriveri Literare, Morale și Politice*. Bukarest 1937, II, S. 20.

4) N. IORGA: *Histoire des Roumains*. Bukarest 1937, III, S. 23.

5) Titu MAIORESCU: *Observări polemice* (1869), in *Critice*. Bukarest 1908, I, S. 138—9.

Sulzer hatte die überflüssigen, unnatürlichen Latinismen verurteilt: „Die Siebenbürger und Banater Gelehrten suchen ihre slawischen Kernwörter, die sie in ihrer schlechten Bauernsprache finden, bloß weil sie nicht lateinisch klingen, auszumerzen und aus einer slawisch-lateinischen eine ganz verdorbene lateinische Sprache zu erkünsteln“¹⁾. Auch der Siebenbürger Rado TEMPEA fürchtet für die alte Kirchensprache: „es wird schwer sein, diese Sprache zur Reinheit der alten römischen Sprache zurückzuführen, denn würde man es tun, so würde die Sprache lateinisch oder italienisch, und wer dieses Idiom erlernen würde, würde weder die alten Kirchenbücher, noch die gewöhnliche Sprache verstehen“²⁾. Aber die Anhänger der lateinischen Richtung hörten auf diese weisen Ratschläge nicht, und obwohl die Mitglieder des siebenbürgischen Dreibundes ihre Theorien im Grunde genommen nur sehr vorsichtig verwirklichten³⁾, gelangten ihre Nachfolger, besonders A. T. LAURIAN, der aus Siebenbürgen in das Buchenland fliehen mußte, und Aron Pumnul zu viel verwegeneren Neuerungen. Diese Bestrebungen wirkten sich auch noch ungünstig auf die erste Periode des sprachwissenschaftlichen Wirkens der Rumänischen Akademie aus⁴⁾. Und doch war es damals in den siebziger Jahren des 19. Jh.s klar, daß die Latinisierung eine Strömung ohne jede Grundlage war, besonders im Altreich, wo es niemals eine gründliche lateinische Kultur gegeben hatte⁵⁾. Zu gleicher Zeit allerdings kamen die Theorien M. COGĂLNICEANUS (1817—1891) zur Geltung: die alten rumänischen Texte wurden nacheinander zugänglich gemacht und somit kam der Zustand der rumänischen Sprache aus dem 16. bis 18. Jh. ans Tageslicht, zu dem sich die rumänische Romantik als zu dem höchsten Muster der Sprachrichtigkeit bekannte. Aus dieser alten Sprache schöpfte auch EMINESCU, der Begründer der rumänischen dichterischen Sprache, seine Anregungen und auf diese Sprache hatte sich schon Alecu Russo (1817—1859), der ausgezeichnete Kulturpolitiker und Zeitgenosse Cogălniceanus, gestützt: „Ich rufe von hier nach der Moldau, aber man möge mich auch in Milcov und jenseits der Karpathen hören: die Sprache des Heliade, Laurian und Pumnul ist keine rumänische Sprache, und die heutige Literatur ist keine rumänische Literatur“⁶⁾. Nicht nur

¹⁾ SULZER a. a. O. III, S. 6.

²⁾ R. TEMPEA: *Gramatica românească*. Sibiu 1797, S. 6.

³⁾ Vgl. P. V. HANEŞ: *Dezvoltarea limbii române literare*. Bukarest 1904, S. 14 ff. S. PUŞCARIU: *Părevile lui P. Maior despre limba*, S. 117.

⁴⁾ Diese Bestrebung gab den Anlaß zur Entstehung des Laurian-Massimschen Wörterbuches, das den extremsten Punkt der Latinisierungs-Bestrebungen bedeutet, obwohl es recht viele französische Elemente enthält und obwohl der zweite Band, das „*Glossariu*“ (1871), sehr wichtige Aufschlüsse über die Lautwerte einzelner griechischer Wörter gibt.

⁵⁾ A. Russo: *Cugetări*, VI (in *Scieri*, ed. P. V. Haneş), Bukarest 1908, S. 93.

⁶⁾ Vgl. R. ORTIZ: *Medioevo rumeno*. Studi Rumeni I (1927), S. 41. Ähnliche

die wurzellose lateinische Dichtung, sondern mit ihr zusammen auch die Versuche Heliade-Radulescu, die Sprache dem Italienischen anzugleichen, endeten mit einer Niederlage¹⁾.

In Siebenbürgen lebte das Streben des Dreibundes weiter, aber schon Maiorescu stellte sich offen den Theorien über die Richtigkeit der Sprache, die aus Siebenbürgen kamen, entgegen²⁾, und einige humoristische Skizzen Caragiales machten die letzten Vertreter der in Siebenbürgen noch kümmerlich existierenden Richtung lächerlich³⁾. So blieb der rumänischen Sprache keine andere Möglichkeit, für moderne Begriffe Worte zu bilden, als das übereilte Französieren, aber auch hier griff Maiorescu mit nicht geringerer Schärfe an⁴⁾.

Den Sturz der lateinischen Richtung muß man außerdem noch mit einem anderen Umstand in Verbindung bringen. Die Siebenbürger konnten auf dem Gebiete der ästhetischen Werte niemals bleibende Werke schaffen. Manche interessanten Versuche, wie z. B. die *Țiganiada*, blieben lange Zeit ungedruckt und zählten, als sie erschienen, in den siebziger Jahren des vergangenen Jh.s nicht mehr zu der lebendigen Literatur, sondern waren nur mehr ein literarisches Kuriosum. Jene Schriftsteller aber, deren Werke in einer günstigen Zeit in die rumänischen Fürstentümer gelangten, waren nicht den Wortschöpfungen der lateinischen Richtung gefolgt, sondern eher der ursprünglichen, unverdorbenen Volkssprache. So war es z. B. bei der Argirusüberarbeitung Barac's, die vielen rumänischen Schriftstellern in ihrer Kindheit nahegekommen war, sowohl in Siebenbürgen

Ansichten vertritt auch S. Pușcariu: *Au sujet des néologismes*, in *Etudes de linguistique roumaine*. Cluj-Bukarest 1937, S. 406 ff.

1) Diesbezüglich siehe C. TAGLIAVINI: *Un frammento di storia della lingua rumena nel secolo XIX* (L'italianismo di Ion Heliade Rădulescu). Roma 1926.

2) Siehe seine an I. PUȘCARIU gerichteten Briefe, ungefähr aus dem Jahre 1850. TOROUȚIU: *Studii și Doc. Lit.* V, S. 149 ff. Nach der Meinung MAIORESCUS besteht zwischen der Sprache der Rumänen aus dem Regat und den Siebenbürgern geradezu eine chinesische Mauer (V, 153). So sieht die von den Rumänen so oft erwähnte kulturelle Einheit der Völker diesseits und jenseits der Karpathen aus. (Vgl. Arch. Eur. Centro-Ori. V, S. 342).

3) CARAGIALE vier kleine Skizzen (*Conferința, O inspecțiune, Ajunul examenelor, Examenul anual*), erschienen 1893 in der satyrischen Zeitschrift *Moftul Român* und später in der großen Ausgabe von ZARIFOPOL, L. CARAGIALE: *Opere*, I, *Nuvele și Schițe*. Bukarest 1930, I, S. 88—98. Über ihren Wert vom sprachlichen Standpunkt aus siehe Magyar Nyelv, XXX, 1934, S. 181—2. Sehr gut und geistreich ist auch noch die Skizze des siebenbürgischen Novellisten A. P. BANUȚ: *Elocvința frachelui Ladislau*. Erschienen in der Antologie, die I. Breazu herausgab: *Povestitori ardeleni și bănățeni până la unire*. Cluj 1937, S. 317 ff.

4) EMINESCU selbst, der größte Dichter der Rumänen, schrieb gegen die allzu sehr überhandnehmende französierende Richtung und bereits im Jahre 1830 verfaßte C. FACA ein kleines Schauspiel gegen die Vertreter dieser Richtung (Franțozitele).

als auch jenseits der Karpathen¹⁾. Im Übrigen hielt der Einfluß der Geschichte von Argirus bis in die 60er Jahre vor, denn Eminescu versuchte im Jahre 1869 aus ihm das fehlende naive Epos der Rumänen zu gestalten.

Jenseits der Karpathen war die siebenbürgische Odendichtung ganz unbekannt. Es ist aber möglich, daß Eminescu, der siebenbürgischen Anregungen viel verdankte, unter dem Einfluß dieser humanistisch wirkenden Dichtung, das Sapphicum mit Akzent zu verwenden begann²⁾.

Diese letzte Feststellung gehört schon in das Kapitel der Poetik. Hier kann man die Frage aufwerfen, was wohl jenseits der Karpathen aus den ungarischen Versformen der Siebenbürger geworden ist. Im allgemeinen ist ihr Einfluß ziemlich beschränkt. Nicht einmal der epische Alexandriner, den Barac verwendet hatte, wurde heimisch. Die Verstechnik des Altreiches ging — wie wir bereits weitläufig auseinandergesetzt haben — von italienischen Formen, die den Rumänen von den Neugriechen vermittelt worden waren, aus, und dieser italienisch-griechische Hintergrund stand von Anfang an dem ungarisch-lateinischen Formenschatz der siebenbürgischen Dichter gegenüber. Da letzterer keine wertvollen dichterischen Schöpfungen hervorbrachte, verblaßte er langsam. Die italienisch-griechischen Formen aber, die Alexandrescu, Alexandri und Eminescu mit spezifisch rumänischem Gehalt erfüllten, trugen den endgültigen Sieg davon. Auf dem Gebiet der Ästhetik haben die Siebenbürger nicht viel hervorgebracht, aber sie gaben dem Rumänentum das Nationalbewußtsein und den Mythos: den Mythos von der dakischen Urheimat, der heute tief in die Seele der Rumänen eingedrungen ist.

VI.

Ausblick.

In der Neuzeit war zweifellos die Wende des 18. und 19. Jh.s die wichtigste Periode des ungarischen Einflusses. Es war zu beobachten, wie die damals aufgenommene humanistische Ideologie der Ungarn auf die Weiterentwicklung der rumänischen Geistigkeit wirkte. Von der Mitte des 19. Jh.s an scheint die Entwicklung getrennt von diesen Anregungen zu verlaufen. Man kann aber den ungarischen Einfluß nicht nur als auf die ältere rumänische Literatur beschränkt annehmen. Als in der zweiten

¹⁾ Siehe: *Egyetemes Philológiai közlöny*, 1939, S. 161.

²⁾ D. CARACOSTEA (*Arta cuvîntului la Eminescu*) irrt sich sehr, wenn er annimmt, daß EMINESCU ausschließlich unter der Wirkung von HELIADE-RĂDULESCUS Poetik die Sapphischen Strophen zu kultivieren begann. EMINESCU, der viel in Siebenbürgen herumgekommen war, kann leicht die alten, rumänisch-siebenbürgischen klassifizierenden Verse kennengelernt haben. Noch im Jahre 1906 sangen die Schüler der Naszóder Schule Oden in Sapphischen Strophen. (Vgl. V. SOTROPA-N. DRĂGAŢU: *Istoria şcolii din Năsăud*. Naszód 1913, S. 164.)

Hälfte des 19. Jh.s das Erbe Eminescus in den Händen moderner Epigonen zu einer präziösen und sentimentalen Neuromantik wurde, kam die Erneuerung wieder aus Siebenbürgen. Ein neuer Dreibund: Coşbuc-Iosif-Goga zeigt die Wiedererstarkung der ungarisch-rumänischen Beziehungen. Coşbuc dichtete nur ein einziges Gedicht Endrődís um¹⁾, Iosif übersetzte schon viele Gedichte Petőfis²⁾, Goga aber, der meisterhafte Übersetzer Madáchs³⁾, geht schon vollkommen aus von den Formen und dem Ausdrucksgut der ungarischen Lyrik des Jahrhundertendes einer neuen dichterischen Renaissance entgegen. Und betrachtet man die heutigen rumänischen Schriftsteller, entdeckt man nicht die Spuren von Madáchs gigantischer Tragödie in Liviu REBREANUS Roman: „Adam und Eva“, und zeigt nicht der Roman „Răscoală“ desselben Autors eine Ähnlichkeit mit der Kunst Siegmund Móricz's auf ideellem, ja sogar inhaltlichem Gebiet? ⁴⁾. Diese Beziehungen reichen durch die ungarisch-rumänischen Einflüsse gewissermaßen bis in unsere Tage und beweisen einwandfrei, daß man eben diese Beziehungen nicht auf bestimmte Epochen beschränken kann, sondern daß es sich hier um eine ununterbrochene Kontinuität einer ungefähr 6—7 Jahrhunderte alten kulturellen Berührung handelt.

¹⁾ Das Gedicht *Fatma* von Coşbuc sieht Alexander ENDRÖDIS Gedicht *Haidé* sehr ähnlich. Es ist möglich, daß beide auf dieselbe deutsche Quelle zurückgehen. Coşbuc selbst leugnete den Einfluß des ungarischen Gedichtes heftig ab. (Vgl. Coşbuc: *Five de tort*. Bukarest 19104, S. 170.)

²⁾ Darüber siehe A. VEÉGH: *Petőfi a románoknál* (Petőfi bei den Rumänen). Csíkszereda 1934.

³⁾ Über den Wert der GOGASchen Madách-Übersetzung siehe Arch. Eur. Centro-Or., II (1935), S. 183—88.

⁴⁾ Diese meine auf persönlichen Beobachtungen fußenden Feststellungen warten noch auf eine eingehendere Untersuchung. Übrigens fand man unter REBREANUS Novellen auch eine, die geradezu eine wörtliche Übersetzung einer ungarischen Erzählung ist. (Vgl. V. Csűry: *Debreceni Szemle*, 1934, S. 128.)

Die Entwicklung der slovakischen Literatur.

Von

László Sziklay (Kaschau).

Es ist nicht meine Absicht, eine lückenlose Geschichte der slovakischen Literatur zu bringen, nicht einmal ihr Gerüst in großen Zügen zu skizzieren. Ich will nur jene Epochen beleuchten, die für die Entwicklung der slovakischen Literatur von entscheidender Bedeutung sind, und möchte mittels dieser Untersuchung auf eine wichtige, bisher von keinem einzigen Gelehrten klar erkannte Tatsache hinweisen. Mein Aufsatz wird also einen synthetischen Charakter haben, ich werde von Epochen sprechen und den Schriftsteller, das Werk und das Publikum nur dort zur Untersuchung heranziehen, wo es vom Standpunkt des Überblickes nötig ist ¹⁾.

I.

Der Beginn der slovakischen Literatur wird im Allgemeinen von den slovakischen Literaturhistorikern mit der Tätigkeit der Brüder CONSTANTINUS und METHODIUS, mit ihren slavischen Namen Cyrill und Method, im Großmährischen Reich gleichgesetzt. RASTISLAV, Fürst des Großmährischen Reiches, wandte sich an den griechischen Kaiser MICHAEL III., und bat um Missionare, da er die Macht des Passauer Bischofs und durch ihn den starken deutschen Einfluß fürchtete. Der byzantinische Herrscher erfüllte seine Bitte und sandte ihm die beiden genannten, aus Saloniki stammenden griechischen Priester, die schon vorher bei den Kasaren am Schwarzen Meer und unter den östlichen slavischen Völkern Missionstätigkeit entfaltet hatten. Zur Erleichterung ihrer Missionsarbeit verfaßten sie Gebetbücher, liturgische Bücher und Breviarien, und für ihre Predigten übersetzten sie auch einige Teile der Bibel. Was den Inhalt anbelangt, war dies also eine nach jeder Hinsicht mittelalterliche Literatur, Hilfsmittel

¹⁾ Da es sehr viele slovakische Literaturgeschichten gibt, möchte ich auf die drei wichtigsten aufmerksam machen: Jaroslav VLČEK: *Dejiny literatúry slovenskej*, 1890; Jozef KOŘEN: *Ilustrované dejiny slovenskej literatúry*, 1928; Dobroslav CHROBÁK: *Rukovät' dejín slovenskej literatúry*, 1932. Wenn ich meine Angaben aus anderen Werken nehme, merke ich es besonders an.

für die Missionsarbeit der beiden Mönche. Die Sprache, in der sie schrieben, aber war jene auf der ganzen Balkanhalbinsel verbreitete, altbulgarische Sprache, die heute von den Slavisten „alt-slavische Kirchensprache“ genannt wird, und die zur liturgischen bzw. literarischen Sprache aller in den osteuropäischen Kulturkreis gehörenden slavischen Völker wurde, und es auch blieb, bis die große europäische Schicksalswende im 18. und 19. Jh. die nationale Sprache in allen Ländern Europas zur Literatursprache der Nationen erhob. Für diese Sprache stellten Cyrill und Method aus den kleinen Buchstaben des griechischen Alphabets eine Orthographie, die sogenannte glagolitische Orthographie zusammen — später, ungefähr nach hundert Jahren, ersetzten die Schüler Cyrills diese Schreibart durch die, aus den großen Buchstaben des griechischen Alphabets zusammengestellte sog. cyrillische Orthographie, die sich bei den slavischen Völkern Osteuropas durchsetzte. Zieht man das Gesagte in Betracht, so sieht man klar, daß die auch in der Slavistik allgemein bekannte Tatsache, daß nämlich die Tätigkeit Cyrills und Methods für die osteuropäischen Slaven der Mittelpunkt ihrer Entwicklung geworden ist, für die Entwicklung der slovakischen Literatur gar nicht in Frage kommt. Nachdem das Großmährische Reich verschwunden war, verließen die Schüler Constantinus' und Methodius' das Donaubecken, übersiedelten auf den Balkan und pflegten dort die von den beiden Aposteln begründete Literatur weiter. Das slovakische Volk schloß sich, wie alle seine Nachbarvölker, dem westeuropäischen Kulturkreis an, in seiner weiteren geistigen Entwicklung findet sich keine Spur der Tätigkeit des Constantinus und des Methodius, dieser Literatur osteuropäischen Charakters. So hat diese Literatur innerhalb der Geschichte des slovakischen Geistes nur den Charakter einer Episode und kann nicht als ein Anfang, der schöpferisch für die Literatur jedes Volkes Tradition und seelische Grundlage bedeutet, betrachtet werden. Nicht, weil Fremde sie geschaffen haben: in der geistigen Entwicklung Ostmitteleuropas findet man zahlreiche Beispiele, wie bei einzelnen kleinen Völkern das kulturelle Leben von fremden Missionaren in den Grundlagen geschaffen wurde — sondern besonders deshalb, weil, stünde am Anfang der slovakischen Literatur Cyrill und Method, die slovakische Geistigkeit zu den östlichen Slaven, zum osteuropäischen Kulturkreis gehören würde.

Die wirklichen Grundlagen der slovakischen geistigen Entwicklung, die bei der Neuschaffung der heutigen slovakischen Geistigkeit bereits eine bedeutende Rolle spielte, hat der Protestantismus geschaffen. Man hat viel davon gesprochen, daß der Protestantismus auf dem Gebiet Ungarns eine geistige Gärung hervorgerufen habe: er brachte auch für die ungarische Literatur neue Kunstgattungen, verhalf der nationalen Sprache durch die Bibelübersetzung zur Erhebung zur Literatursprache und schuf zum

erstmals ein schon literarisch interessiertes Publikum, einesteils durch die Verallgemeinerung der Schulen, andernteils durch die Schaffung neuer, volkstümlicher Kunstgattungen. Zweifellos haben jene Prediger, die aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Holland zurückkehrten, diese Entwicklung herbeigeführt, indem sie nicht nur die neuen religiösen Ideen, sondern auch die protestantische Literatur in die Entwicklung des ungarischen Geistes verpflanzten. Die slovakischen Prediger waren zum großen Teil mit Böhmen in Verbindung: hussitische Ideen waren im alten Oberungarn eine Zeit hindurch nicht nur vom Standpunkt der Politik aus ein Faktor geworden, sondern auch vom Standpunkt der Entwicklung der slovakischen Literatur. Es ist nicht zu verwundern, daß die slovakische geistige Welt den Anstoß zum Protestantismus zuerst aus Böhmen erhielt. Es ist allgemein bekannt, daß die beiden, in ihrer Entwicklung sonst vollkommen selbständigen Nationen, ihrer Sprache nach verwandt sind; die Slovaken übernahmen daher den Protestantismus in erster Linie von dem benachbarten, verwandten Volk. Zwischen den Slovaken und Tschechen bestand übrigens schon ein älterer geistiger Austausch: viele Slovaken besuchten die 1348 gegründete Karls-Universität in Prag, und hier, in Universitätskreisen, offenbarte sich zum erstenmal der slovakische Geist in Václav Bzenec z Holičs Werke: *Sequentionarius, seu prosarum expositio* (1385). Dieser älteren geistigen Verbindung ist es zu verdanken, daß bei der Grundsteinlegung des tschechischen Protestantismus, der Bibelübersetzung, die in dem tschechischen Ort Králice entstand, angeblich auch der Slovake Jessenius, mit anderem Namen Pavel Jesen, teilgenommen hat (1579—88): und so ist es auch verständlich, daß die sog. Bibel von Králice von den Slovaken hochgehalten wird, und daß die Literatur, die man heute als den Anfang der slovakischen Literatur bezeichnen kann, die Bibel von Králice, in tschechischer Sprache geschrieben ist.

Diese sprachliche Tatsache veranlaßte jene, die die Literatur in erster Linie vom Gesichtspunkt der politischen Tendenz aus betrachteten, dazu, den so gearteten Anfang der slovakischen Literatur als einen Beweis für die tschechisch-slovakische geistige Einheit zu betrachten¹⁾. Wenn wir aber bedenken, daß die Sprache des slovakischen Volkes bisher in keiner Form als Literatursprache in Frage gekommen war, daß sie also die zu der Entwicklung der Literatur notwendigen Traditionen nicht besaß, so ist es einesteils leicht verständlich, daß die Sprache des russisch und sprachlich verwandten tschechischen Volkes zu ihrer Literatursprache werden konnte und andernteils, daß, bevor in dieser Frage das entscheidende Wort ausgesprochen wird, die Kunstgattungen bzw. die Inhalte dieser in tsche-

¹⁾ Milán Hodža: *Československý rozkol*, 1920.

chischer Sprache ansetzenden slovakischen Literatur untersucht werden müssen.

Die slovakische Literatur der protestantischen Epoche blüht vom Anfang des 16. Jh.s bis ungefähr zur Mitte des 18. Jh.s.

Im großen und ganzen zerfällt sie in drei Kunstgattungen: in eine schöne Literatur historischen Charakters (geschichtliche Lieder und lyrische Dichtungen), in religiöse Dichtung und in wissenschaftliche Literatur.

Vom stofflichen Standpunkt steht die schöne Literatur geschichtlichen Charakters der gleichzeitigen ungarischen Literatur nahe. „O krále Ludvíka porážce“ (vom Tode des ungarischen Königs Ludwigs II., der bei Mohács fiel), „O Sigetskóm zámku“ (von der Burg von Sziget: der berühmten Burg Nikolaus Zrinyis, von der auch das erste große ungarische Epos, die *Obsidio Sigetiana* des Nikolaus Zrinyi berichtet), „O Jágrí“ (von Eger-Erlau: die gegen die Türken kämpfenden Helden von Eger, die auch Tinódi besang), „O dobytí niektorých zámkov“ (von der Eroberung einiger Burgen), „O Alžbete Báthorovej“ (von Elisabeth Báthory) usw. singen diese Lieder, ihre Erlebnisgrundlage ist also im großen und ganzen die der zeitgenössischen ungarischen Literatur. Doch soll man keine übereilten Schlüsse ziehen, solange man diese Gedichte nicht auch vom inhaltlichen Standpunkt untersucht hat.

Die Anfangszeilen des Liedes „O Krále Ludvíka porážce“ besagen, daß im Jahre 1526 zur Zeit des jungen Königs Ladislaus in Ungarn viel Unglück geschieht. Die Heiden, d. h. Türken, sind aufgebrochen und haben in Ungarn viel Schaden angerichtet, Burgen und Städte zertrümmert. Die Urheber des Unglücks sind die auseinanderstrebenden Adligen. — Das Lied „O Sigetskóm zámku“ handelt von den Erinnerungen eines Ritters, der bei *Nikolaus Zrinyi* gedient hatte. Seinen Dienst hatte er fröhlich und zufrieden versehen, mit Tränen denkt er an die ruhmreichen Zeiten zurück. Das Lied „O Jágrí“ behandelt die Vernichtung der schönen Burg, greift dann heftig das Haus Habsburg an, weil seine Heere Ungarn nicht gegen die Türken schützen, sondern noch mehr ausrauben als die andern Feinde.

Man könnte die von unbekanntem Verfassern stammenden, also als Volksdichtung zu bezeichnenden Lieder endlos lange aufzählen, doch genügt dieser Blick, um festzustellen, daß diese slovakische schöne Literatur, die in der Sprache der Bibel von Králice geschrieben ist, sich in keiner Weise an die Entwicklung der tschechischen Literatur hält, sondern sich dem entsprechenden Kunstzweig der zeitgenössischen ungarischen Literatur anschließt. Was ist der Grund dafür? Offenbar die Tatsache, die bisher bereits von manchem Geschichtsforscher bei der Untersuchung der Geschichte Ungarns festgestellt worden ist: im alten Ungarn gab es trotz der verschiedenen Sprachen keine nationalen Unterschiede. Das Schicksal ist gemeinsam gewesen: das Joch der Türken und des Hauses Habsburg; die Kunstgattung, das Thema des ungarischen und slovakischen Schriftstellers ist dasselbe, und noch mehr: auch ihre geistige Haltung ist

gemeinsam. Die Kunstgattung ist das geschichtliche Lied, dessen Ziel nicht nur die Festlegung der geschichtlichen Ereignisse, sondern auch der Ausdruck der seelischen Haltung des Volkes gegenüber dem Feinde und die Aufmunterung zur weiteren Selbstverteidigung ist. Genau so verhält es sich bei der zeitgenössischen ungarischen Literatur. Damit will nicht der Einfluß der ungarischen Literatur auf die slovakische bewiesen sein. So ein Versuch würde nur zu unfruchtbaren und überflüssigen Diskussionen Ursache geben: — nein, es handelt sich hier um eine viel tiefer gehende Verwandtschaft und nicht um einen literarischen Einfluß. Das Schicksal, also auch das Seelenleben, die Probleme, ja sogar die Ziele der historischen Lieder sind dieselben: dies bedeutet eine so tiefe seelische Verwandtschaft, die, wie man weiter sehen wird, sich lange Jahrhunderte noch auswirken sollten. Gemeinsam ist der Feind: das Haus Habsburg und der Türke, gemeinsam ist auch die Verteidigung; und damit geraten die Slovaken im Laufe der Jahrhunderte genau so in den Mittelpunkt des Zusammenprallens des Westens und Ostens wie zu derselben Zeit die Ungarn. Vom Standpunkt der Literaturgeschichte bedeutet diese Tatsache die Gleichheit der Themen; ich weise hier nur auf die Burgen Murány und Sziget hin. Dieses Thema bleibt bis zuletzt gemeinsam in der slovakischen und in der ungarischen Literatur. Diese Tatsache wäre von geringer Bedeutung, wenn es sich hier nur um einen literarischen Einfluß, um eine dichterische Übernahme handeln würde. Ihre Bedeutung liegt vielmehr darin, daß ein gemeinsames Schicksal, eine gemeinsame Geistigkeit, eine gemeinsame Geschichte ihre Urheber sind, die auch heute noch wirksam sind¹⁾.

Und das ist der Grund, daß die bedeutendste slovakische Erzählung dieser Epoche „*Siládi a Had'mázi* (auf ungarisch: *Szilágyi und Hajmási*) sowohl dem Thema als auch dem Inhalt nach der ungarischen Erzählung vollkommen ähnlich ist.

Szilágyi und Hajmási, die beiden ungarischen Helden, sind in Konstantinopel in dem siebentürmigen Kerker gefangen. Die Tochter des Sultans lehnt sich aus dem Fenster und hört den traurigen Gesang des Michael Szilágyi. Sie läßt Szilágyi versprechen, sie zu heiraten, wenn sie die Helden befreit. Daraufhin besticht sie die Wächter und errettet die Helden. Nach vielen Abenteuern gelangen sie an die Grenze Ungarns, wo die beiden Helden um das Mädchen in Streit geraten. Es entsteht ein Zweikampf, und Szilágyi haut Hajmási die Hand im Gelenk ab. Hajmási gesteht nun gebrochen, daß ihn zu Hause eine Familie erwartet; und die schöne Sultanstochter gehört dem Szilágyi.

¹⁾ Sowohl die Burg von Murány als auch die von Sziget, die Heimat des Türkenkämpfers Nikolaus Zrinyi, werden im Laufe des 19. Jh.s, also in der Zeit der nationalen Gegensätze, zum Thema sowohl der ungarischen als auch der slovakischen Literatur. Ich begnüge mich, die Namen der berühmtesten Schriftsteller, die sich mit diesem Thema beschäftigt haben, zu nennen. Bei den Ungarn: KÖLCSEY, ARANY, PETŐFI und TOMPA, bei den Slovaken: KOLLÁR und SLÁDKOVIČ.

Über den Ursprung dieses Gedichtes wurde viel gestritten: ob das slovakische, das ungarische oder ein anderes, ungarländisches slavisches Gedicht den andern wohl als Muster gedient hat? Auch dieser Streit ist überflüssig und unfruchtbar. Das Wesentliche ist: sämtliche Schriftsteller Ungarns haben gemeinsame Probleme, und mit den Problemen gemeinsame Themen zum Schreiben angeeifert, der Geist ist derselbe, und von diesem Standpunkt aus ist es vollkommen unwesentlich, welcher Text der Ursprüngliche gewesen ist. Und wenn die Behauptung János HORVÁTHS, daß nämlich die ungarische Version auf ein lateinisches Original zurückzuführen ist¹⁾, stichhaltig ist, und wenn wir diese Behauptung weiter ausdehnen und voraussetzen, daß auch der slovakische Text auf ein lateinisches Original zurückgeht, so sind wir bei dem Wesen der ganzen Frage angekommen: in dieser Epoche ist es nicht nur das gemeinsame geschichtliche Schicksal, das die geistige Einheit Ungarns sichert, sondern in erster Linie die völkerverbindende Latinität, aus der alle gleichmäßig schöpfen.

Die andere Kunstgattung der slovakischen Literatur, die in der tschechischen Sprache der Bibel von Králice geschrieben ist, ist die religiöse Dichtung. Wie bereits erwähnt, konnte das Werk Cyrills und Methods nicht den Anfang der slovakischen religiösen Literatur bedeuten, sondern war nur eine vergängliche Episode. Auch die slovakische religiöse Liederdichtung nahm ihren Anfang, als Einflüsse von tschechisch-protestantischer Seite in die Slowakei eindrangten: und die Tatsache, daß zusammen mit der Bibel von Králice auch viele protestantische tschechische Lieder unter dem slovakischen Volke heimisch wurden, veranlaßt die slovakischen Literaturhistoriker zu der Annahme, daß es auf dem Gebiete dieser Kunstgattung bereits Berührungspunkte, und zwar inhaltlicher Art, mit der zeitgenössischen tschechischen Literatur geben mußte. In der „Bystrická Agenda“, im Jahre 1581 erschienen²⁾, findet man zum großen Teil aus Böhmen stammendes Material, doch gibt es auch viele Lieder, die sich in den tschechischen Liederbüchern nicht finden lassen, die man daher als Lieder slovakischen Ursprungs bezeichnen muß. Auch die Person des bedeutenden Liederdichters Georg TRANOVSKÝ (TRANOSCIVS) ist ein Beweis für die Beziehungen zu Böhmen. Tranoscivus war ein protestantischer Geistlicher schlesischer Abstammung: er wurde 1591 in Teschen geboren, war Lehrer an der St. Nikolaus-Schule in Prag, dann Prediger in Bielsko, wurde aber aus Böhmen vertrieben, so daß er sich im damaligen Oberungarn,

¹⁾ HORVÁTH: *Magyar versek könyve* (Buch der ungarischen Verse), Bp. 1937, S. 578.

²⁾ Die Daten zu der religiösen Dichtung der Epoche habe ich außer den schon genannten Literaturgeschichten, aus: SZILÁDY, J.: *A magyarországi tót protestáns egyházi irodalom* (Die protestantische slovakische Kirchenliteratur in Ungarn), (1517-1711), Bp. 1939.

in Liptószentmiklós, niederließ, wo er im Jahre 1637 starb. Hier stellte er seine Liedersammlung, „Cythara sanctorum“ zusammen, in der sich außer den bekanntesten zeitgenössischen Liedern auch einige Übersetzungen ungarischer Lieder und einiger Originaldichtungen des Verfassers befinden. Jene Literaturgeschichte, die auf dem Standpunkt der tschecho-slovakischen Politik stand, betrachtete diese Liedersammlung ebenfalls als einen Beweis der tschecho-slovakischen Einheit, und stützte sich dabei auf die schlesische Abstammung *Tranoscius'*. Bedenkt man aber die Tatsache, daß diese Sammlung in Böhmen vollkommen unbekannt blieb, bei den Slovaken aber in mehreren späteren, von Fremden ergänzten Versionen zu einem unerläßlichen Bestandteil des evangelischen Gottesdienstes wurde, daß ihre Entstehung durch die besonderen slovakischen Verhältnisse, durch das Fehlen eines einheitlichen Gesangbuches veranlaßt wurde, so muß man feststellen, daß *Tranoscius*, der fremden Ursprungs gewesen ist, sich mit diesem Werke den heimischen Verhältnissen anpaßte; in seinen Originalschöpfungen findet man dieselbe seelische Haltung wie bei den anderen protestantischen Liederdichtern der Zeit. Diese besondere, von der zeitgenössischen böhmischen Seelenhaltung so sehr abstechende Geistigkeit kann man am Besten in der Liederdichtung Johannes SILVÁNS und Elias LÁNIS beobachten. Johannes Silván, ein Liederdichter unbekannter Herkunft, schrieb eines seiner Lieder auf die Melodie des Liedes von der Niederlage König Ludwig II., er lebte also in jener Schicksalsgemeinschaft, die in Verbindung mit den geschichtlichen Liedern bereits erwähnt worden ist. Elias Láni spiegelt sehr klar die ungarisch-slovakische Gemeinschaft wider: in den Liedern des Erzprobstes der Komitate Árva, Túróc und Liptó finden wir die Spuren der Kriege, die Bocskay führte, und auch ein gereimtes Gebet von ihm aus der Zeit der Bocskay-Kriege ist bekannt ¹⁾. Láni schrieb sein letztes und schönstes Lied um Elisabeth Czobor zu trösten, die um den Tod ihres Gatten, Georg Thurzó, und um den Tod ihres Sohnes trauerte. In jener Zeit also, als der protestantische Liederdichter seine eigenen Probleme besingt, wird er doch wieder zum Interpreten der Schicksalsgemeinschaft, von der in Verbindung mit der weltlichen Literatur die Rede war, der Schicksalsgemeinschaft, die die Problematik sowohl der slovakischen, als auch der ungarischen Literatur ausmacht.

Danach ist es nicht zu verwundern, wenn man auch innerhalb dieser protestantisch-religiösen Dichtung Männer findet, die mit derselben Leichtigkeit und derselben Begabung ungarisch und slovakisch dichteten. Hier ist an erster Stelle Johannes RIMAY zu erwähnen. Johannes Rimay, der Freund und Schüler Valentin Balassas, des ersten großen lyrischen Dichters

¹⁾ Peter HRABOVSKY: *Manuale latino-hungarico-slavicum*, Bartfeld 1688. Die Anmerkung ist auf dem Deckel des Werkes unter folgendem Titel zu finden: *Eliae Lanii tempore belli Bocskaiani*.

der ungarischen Literatur, schrieb 48 ungarische religiöse Lieder: die Ungarische Akademie der Wissenschaften bewahrt seine Handschrift, in der außer ungarischen auch slovakische religiöse Lieder enthalten sind. Was ist die Ursache dieser Erscheinung? Und weiter: was ist der Grund, daß er seinen Namen manchmal ungarisch Rimay, manchmal slovakisch Rimaj schreibt? Es ist offenbar, daß es nur eine Erklärung gibt: die Epoche, die schon gerade oft genug erwähnte Schicksals- und Geistesgemeinschaft, bewirkte, daß es in Ungarn keine nationalen Unterschiede gab: die ständische Verfassung Ungarns sicherte allen, die zu dem Adelsstand gehörten, die gleichen Rechte. Es handelt sich hier nicht um eine seelische Verwandtschaft, sondern um eine vollkommene seelische Übereinstimmung, der zufolge ein Mensch sowohl das Ungarische als auch das Slovakische als seine Muttersprache bezeichnen konnte. Genau so steht es mit Peter BENICZKY, der ebenfalls in ungarischer und slovakischer Sprache dichtete.

Auf Grund des Gesagten ist festzustellen: die tschechische Sprache der Bibel von Kralice war in jener Zeit die liturgische Sprache des slovakischen Protestantismus. Ihre Rolle ist aus rein religiösen Gründen zu erklären. Die seelische Haltung des slovakischen Schriftstellers aber ist vollkommen identisch mit der seiner ungarischen Zeitgenossen, und es ist nicht übertrieben zu behaupten, daß die seelische Grundlage der beiden Literaturen ein und dieselbe ist. Noch klarer wird dies, wenn man die dritte Kunstgattung des protestantischen Schrifttums, die wissenschaftliche Literatur, untersucht. Die Anfänge der wissenschaftlichen slovakischen Literatur fallen auf die Wende des 17. und 18. Jh.s, ihre erste Blüte in die Mitte des 18. Jh.s, das eine der interessantesten und eigenartigsten Epochen der ungarischen Geistesgeschichte ist. Es ist dies die Epoche des Freiheitskampfes unter Franz RÁKÓCZI II. bzw. der Unterdrückung, die darauf folgte. Die führende geistige Schicht Ungarns, der ständische Adel, betrachtete in diesen Jahren der Unterdrückung seine Vergangenheit, wandte sich der Geschichte bzw. der Literaturgeschichte zu, und schöpfte aus ihr die Kraft, die Unterdrückung und die Schein-Ruhe, die nach dem Mißlingen der Kuruzzenkämpfe (1711) eingetreten war, zu ertragen. Es scheint mir überflüssig, hier die ungarischen Varianten dieser Seelenlage aufzuzeichnen, es soll jetzt nur von drei slovakischen Erscheinungen die Rede sein.

DANIEL KRMAN verfaßte außer seinen religiösen Werken, über die dasselbe ausgesagt werden kann wie über die anderen protestantischen Dichtungen dieser Zeit, in lateinischer Sprache die Grammatik der slovakischen liturgischen Sprache, der Sprache der Bibel von Králice. Dies hinderte ihn, als evangelischen Obersenior, aber nicht, sich Rákóczi anzuschließen; er geriet deshalb auch in Gefangenschaft, von wo er nach Deutschland flüchtete. Nach seiner Rückkehr stellte er sich wieder in den Dienst

der Truppen Rákóczis, segnete im Jahre 1707 die Fahne Rákóczis (seine diesbezügliche Rede: „Poswęcovánj zástaw Rakóciových v Žilíně“) und hielt sich im Jahre 1709 bei dem schwedischen König Karl XII. als Gesandter auf, um für Rákóczi Hilfe zu erlangen. Nachdem er zurückgekehrt und der Freiheitskampf gescheitert war, flüchtete er nach Myjavara, und lebte dort 20 Jahre in ruhiger Zurückgezogenheit, doch ließen ihn die Habsburger gefangen nehmen, und so starb er im Jahre 1740 in Preßburg in der Gefangenschaft. Er bestätigte mit seinem ganzen Leben, was ich bisher sagte: zur selben Zeit, als er die Grammatik der damals gebräuchlichen Literatursprache seines Volkes verfaßte und als er unter dem Titel „De Slavorum origine dissertatio“ eine wissenschaftliche Arbeit über den Ursprung seines Volkes schrieb, betrachtete er den Freiheitskampf Rákóczis als seinen eigenen Kampf: er empfand Hungaria als eine Einheit, nationalistische Unterschiede waren für ihn nicht vorhanden. Und ein Beweis des Insichgehens, des Heraufbeschwörens der Geschichte, hervorgerufen durch die Zeit der Unterdrückung, ist sein Werk: „Hungaria Evangelica, sive Historia Evangelica Jesu Christi in Hungaria et Provinciis eius“.

Die Person und die Tätigkeit Matthias BÉLS ist ebenfalls ein Beweis der seelischen Gemeinschaft jener Zeit, der einheitlichen Hungarus-Seele. Sowohl die slovakische als auch die ungarische Literaturgeschichte führen ihn, über seine Zugehörigkeit wurden schon viele unfruchtbare Diskussionen geführt. Matthias Bél stammte aus einer slovakischen Leibeigenfamilie: sein Familienname soll angeblich FUNTIK gelautet haben¹⁾. Er studierte in Preßburg, Veszprém, Pápa, Neusohl und später in Deutschland. Er war Pfarrer in Neusohl, dann Professor, später Direktor des evangelischen Lyzeums von Preßburg, schließlich evangelischer Pfarrer in Preßburg. Er war einer der angesehensten Gelehrten seiner Zeit, den der kaiserliche Hof in Wien, ja sogar der Papst zu schätzen wußte. Sein bedeutendes Werk: „Notitia Hungariae Novae“ ist ein Produkt jener Geistigkeit, die sich der Geschichte zuwandte, und die bereits am Anfang unseres Aufsatzes erwähnt worden ist. Er vollendete vier Bände davon: 1. Preßburg. 2. Die Komitate: Preßburg, Turócz, Zólyom und Liptó. 3. Pest und Ofen. 4. Die Komitate: Nógrád, Bars, Nyitra und Hont. Es ist eine geographische, ethnographische und historische Arbeit, die dadurch, daß sie lateinisch geschrieben ist, das vorher Gesagte am schönsten bestätigt: der Gelehrte slovakischer Abstammung, der in lateinischer Sprache schreibt, betrachtet Hungaria als eine geistige Einheit, wo auch die nebeneinander lebenden Nationen eins sind. Aus

¹⁾ Die Daten, die sich auf Matthias BÉL beziehen, sind zu finden: bei Samuel MARKUSOVSKÝ: *Die Geschichte des Preßburger ev. Lyzeums*, Preßburg 1896, S. 127—62.

diesem Grunde ist ein Streit um die Zugehörigkeit Béls zur einen oder anderen Nation unfruchtbar: er ist ein ungarischer Gelehrter, und beweist gerademit seiner slovakischen Abstammung, aber ungarischen Anschauungsweise am Besten jene Gemeinschaft, von der bisher die Rede war. Diese Anschauungsweise ermöglicht ihm, Preßburg, und in erster Linie seine Schule, das evangelische Lyzeum zu Preßburg, das der Treffpunkt der drei maßgebenden Nationalitäten der Epoche: der Ungarn, Deutschen und Slovaken gewesen ist, zum Mittelpunkt des Hungarus-Geistes zu machen, zum Mittelpunkt, in dem die drei Nationen dank der skizzierten seelischen Gemeinschaft, ein Gleichnis bedeuten.

Der dritte gelehrte Schriftsteller, der hier noch erwähnt werden muß, ist Paul WALLASZKY. Sein literarischer Nachruhm gleicht dem des Matthias BÉL: die ungarische Literaturgeschichte führt ihn genau so wie die slovakische. Es ist eine interessante Erscheinung, daß in der Mitte des 18. Jh.s, in den Jahren der ruhigen Betrachtung, nicht nur das geschichtliche Bewußtsein an Kraft zunahm, sondern daß in dieser Zeit auch mehrere Schriftsteller Ungarns die Literatur bewußt weiter pflegen. Bisher war die Literatur nur Mittel gewesen: sie stand im Dienste des Glaubens, der nationalen Kämpfe oder der Gelehrsamkeit. Die Jahre der Betrachtung bringen, anfangs in Form von Lexika, die ersten literarischen Zusammenfassungen, in denen schon der literarische Gesichtspunkt das Primäre ist. Die ungarische Literaturgeschichte kennt mehrere solche Zusammenfassungen aus dieser Zeit, und das Werk Wallaszkys: „*Conspectus reipublicae litterariae in Hungaria. ab initiis regni ad nostra usque tempora delineatus. . .*“¹⁾ ist von Neuem ein Beispiel dafür, daß der Schriftsteller dieser Zeit Ungarn als eine völlige geistige Einheit betrachtet. Um dies nur mit einigen Beispielen zu illustrieren, möchte ich erwähnen, daß bei ihm auf einem und demselben Blatt der Ungar Peter BORNEMISSZA und der ungarländische Deutsche Leonhard STÖCKL, die Slovaken ELIAS LÁNI, Stephan PILÁRIK, GEORG TRANOVSKÝ und der Ungar Stephan GYÖNGYÖSI vorkommen, daß der Slovake DANIEL KRMAN mit dem Ungarn Stephan HORVÁTH zusammen genannt wird.

Wir sind am Ende der ersten Entwicklungsperiode, die im Protestantismus wurzelt. Zweifellos mußten kräftige Traditionen von Grund auf geschaffen werden, aber es ist ebenso zweifellos, daß außer ihren besonderen charakteristischen Merkmalen, der tschechischen Liturgiesprache, dem Predigerton und dem protestantischen Puritanismus, innerhalb dieser neuen Tradition die seelische Gleichstimmung mit dem Ungartum die Hauptrolle spielt. Bei der Untersuchung der slovakischen Literatur des 19. Jh.s wird man dies unbedingt in Betracht ziehen müssen.

¹⁾ *Budae, Typis regiae universitatis Hungaricae, I., 1785, II., 1808.*

II.

Kehren wir zu dem größten Problem, das die slovakischen Literaturhistoriker in Beziehung zu dieser Epoche bewegt, zu dem Problem der Sprache, zurück, so müssen wir von Neuem feststellen, daß die tschechische Sprache dieser in der protestantischen Geistigkeit wurzelnden Literatur nur als eine Erscheinung liturgischen Charakters zu betrachten ist, die genügend begründet ist in den Beziehungen des slovakischen Protestantismus zu Böhmen. Aber im Augenblick, als auch der katholische Zweig der slovakischen Literatur seinen Anfang nimmt, geht ein interessanter Vorgang vor sich. Die slovakischen Schriftsteller der Gegenreformation greifen nicht mehr auf tschechische Anregung hin zur Feder: ihre Inspiration kommt von innen. Als die führende Persönlichkeit der ungarischen barocken Gegenreformation, Péter PÁZMÁNY, in Tyrnau die Universität gründete, machte er diese Stadt zum Mittelpunkt nicht nur der ungarischen Katholiken, sondern auch jener, die den anderen Nationalitäten Ungarns angehörten. Die am 13. Nov. 1635 beginnende Tätigkeit der Universität beeinflußte, auf Grund der bereits auseinandergesetzten Einheit die aus der Hungarusauffassung entspringt, nicht nur das Leben der Ungarn, sondern auch das der Slovaken. Die neugegründete Universität hatte zweifellos schon im Anfang slovakische Professoren und slovakische Studenten, und so ist es verständlich, daß der Ungar Pázmány auch zum Anreger der slovakischen Gegenreformation wurde¹⁾.

Die slovakische Literatur, die von Tyrnau ausging, hatte ebenfalls religiösen Charakter. Es hat seinen besonderen Grund, warum die slovakische Literatur der Gegenreformation nicht dem böhmischen Katholizismus folgte. Dort ging mit der Gegenreformation, auf die Intention des Wiener Hofes hin, eine Germanisierung Hand in Hand: der slovakische katholische Dichter fühlte sich also Pázmány näherstehend. So kommen wir also zu der Frage: wird der, auf Pázmánys Anregung hin gegen den Protestantismus auftretende Schriftsteller, der in Tyrnau studiert hatte, auch weiterhin die tschechische liturgische Sprache schreiben? Denn, ist unsere Feststellung, daß das Tschechische nur die Sprache der protestantischen Liturgie ist, richtig, so ist es klar, daß der Gegenreformer mit dieser Sprache brechen mußte. Es ist sicher, daß auch diese Literatur aus dem Tschechischen ihren Anfang nahm, als der Literatursprache, die bereits gegeben war, doch findet man in der „Agenda Strigoniense“ schon eine starke Slovakisierung; im Jahre 1648 aber erschien in Tyrnau ein ungarisch-slovakisches Wörterbuch, in dem sich eine Anspielung auf eine, in der Volkssprache, also slovakisch (und nicht liturgisch-tschechisch)

¹⁾ Vgl. František HRUŠOVSKÝ: *Na tristočné výročie založenia univerzity v Trnave*. Slovenské Pohl'ady, LI. Jahrg., Nr. 11, S. 634—39.

geschriebene Bibelübersetzung, die allerdings verloren ging, befindet, das Wörterbuch selbst ist auch nur in einer aus dem Jahre 1763 stammenden Abschrift erhalten. Der Einfluß von Tyrnau bedeutet also ein langsames Abwenden von der tschechischen Sprache. Wenn anfangs auch nur primitiv, so werden doch die ersten Schritte zur Schaffung einer selbständigen slovakischen Literatursprache getan. Der folgende Schritt ist die Übersetzung der Werke Peter Pázmány's ins Slovakische. Wir kennen zwei solcher Übersetzungen: den Kalauz (Führer) und eine gegen die Protestanten geschriebene Streitschrift: beide wurden in die gemeine slovakische Sprache („na obecnu slovenčinu“), also nicht in das Tschechische, übersetzt²⁾.

Es ist zweifellos, daß sich die slovakische katholische Literatur in ihren Anfängen in die ungarische Gegenreformation einfügte. Pázmány selbst sammelte die slovakischen Priester und Theologen bewußt um sich. Die geistige Einheit, die alle Nationen Ungarns in jener Zeit verband, und die wir, auch in protestantischer Hinsicht, feststellen konnten, macht dies in vollstem Maße verständlich. Aber es ist auch verständlich, daß die aus Tyrnau hervorgehenden Schüler, die Schriftsteller der Gegenreformation, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln sich von der tschechischen Literatursprache abwandten, da sie diese Sprache als eine rein protestantisch-liturgische Angelegenheit betrachteten. — Dieses Abwenden konnte selbstverständlich nicht von heute auf morgen geschehen, und anfänglich haben wir es auch nur mit der Slovakisierung der tschechischen Literatursprache zu tun, aber trotzdem bedeuten diese aus der ungarischen Literatur hervorgehende slovakische katholische Bestrebungen den ersten Schritt zu dem Versuch, eine slovakische Literatursprache zu schaffen, wie es Anton Bernolák unternahm.

Bis dahin gibt es aber noch eine Menge katholischer Schriftsteller, die alle an der sprachlichen Verselbständigung arbeiten. Ich nenne nur einige unter ihnen: Nikolaus Tomášis Werk: „Pravá katolícka ručná knížka“ hat typisch polemischen Charakter, es ist das Produkt des Geistes von Tyrnau. Stephan DUBNICAY wendet sich in seinem Werke: „Manna abscondita — Manna skritá“ gegen Daniel Krman. Stephan MAČAY gibt im Jahre 1718 die erste katholische Predigtensammlung in slovakischer Sprache aus: „Chleby prvotin na nedele celého roku“.

²⁾ a) *Ku prawde wodyci predchudce. Na obecnu slovenčinu obraceni od gedneho kneze z Towarištwa*, 1734, Archiv der Univ.-Bibl. zu Bp. b) *Za tmawu dennicu bludicich Lutheranow Woditel, kteru na cestu napravwuge Wittenberskeg Akademii, skrze Jindricha Balduina na swello widané Odpowedi na Kalauza; Peter Pázmán ho pisal Uherskim Gazikom a nákladom biskupkeg školi roku Pána 1775 w Gagri z nowu witačeného, na Slowensky Gazik preněsl Antonin Benčič . . .* Manuskript, 4^o, 424 S., Bibliothek der Franziskaner in Galgóc. Die angegebenen Daten der kathol. Literatur siehe: E. SZILÁDY, a. a. O.

Der in Tyrnau entstandene katholische Geist näherte sich um die Mitte des 18. Jh.s bereits der Aufklärung. Das Streben des katholischen Priesters jener Zeit war, lehrend und unterrichtend zu erziehen. Und dieses Bestreben führte, auf Grund der bereits erwähnten gemeinsamen Geistigkeit, in der ungarischen und in der slovakischen Literatur zu gleichen Ergebnissen. Innerhalb der ungarischen Literatur schafft FRANZ FALUDI Werke erzieherischer Tendenz, der Franziskaner-Mönch Hugolin GAVLOVIČ ist der Schöpfer des Werkes „Valaská škola mravuv stodola“ (1755). In den Gedichten, die in Trochäen, in Reimpaaren, verfaßt sind, schreibt er über sittliche Wahrheiten, die er am Anfang jedes Gedichtes in einem Leitwort zusammenfaßt. Die moralische Belehrung macht ihn zu einem Verwandten Faludis: aber wir wollen nicht von Einflüssen sprechen, sondern von der Einheitlichkeit der geistigen Entwicklung innerhalb Ungarns, die in einer Epoche bei den ungarischen und bei den slovakischen Schriftstellern dieselben seelischen Stimmungen hervorrufen konnte, und von der Gemeinsamkeit, die sich darin äußert, daß sowohl Faludi als auch Gavlovič Rokokodichter sind, und daß auch Gavlovič im Spiegel idyllischer Hirtenerzählungen moralische Weisheiten zum Besten gibt.

Langsam nähern wir uns der für alle kleinen ostmitteleuropäischen Völker so bedeutsamen Epoche, dem Ende des 18. Jh.s — der Aufklärung. Und wenn wir beobachteten, wie die katholische Literatur sich im Laufe der Entwicklung gradweise von der tschechischen Literatursprache zu befreien trachtete, so wird es nur verständlich, daß in dieser Zeit diese Entwicklung glücklicherweise mit dem Sprachkultus der Aufklärung zusammenfällt. Auch die ungarische Sprachneuerung fällt in diese Zeit; und auch in der ungarischen Literatur bedeutet die Sprachneuerung das Ergebnis einer glücklichen Begegnung der inneren Entwicklung mit der aus dem Ausland, Deutschland und Frankreich, kommenden Aufklärung, und so ist die slovakische Entwicklung wieder eine Parallelentwicklung zu der ungarischen; der einzige Unterschied ist, daß, während die lebende ungarische Sprache nur einer Erneuerung, einer Auffrischung bedurfte, die slovakischen Schriftsteller vor die Aufgabe gestellt waren, den bereits erwähnten Prozeß der Verselbständigung durch die Schaffung einer selbständigen, slovakischen Literatursprache zu krönen.

Warum ist es eigentlich die Aufklärung, die die Krönung der bisherigen Entwicklung bringt; bei den Ungarn die Spracherneuerung, bei den Slovakern die Schaffung der selbständigen Literatursprache? Die Aufklärung mißt der Sprache einen besonderen Wert zu. Der seit Descartes sich immer mehr entwickelnde Rationalismus erhebt den Verstand zu dem höchsten menschlichen Gut, das Ausdrucksmittel des Verstandes aber ist die Sprache.

Anton BERNOLÁK, der erste Schöpfer der slovakischen Literatursprache, entspricht in jeder Hinsicht der Vorstellung, die man nach dem

bereits Gesagten von dem Schöpfer der Sprache haben muß. Seine Abstammung bindet ihn in vollstem Maße an den einheitlichen, ständischen ungarischen Staat: er ist der Abkömmling einer alten Adelsfamilie, deren Slovakentum mit keinem Worte angezweifelt werden kann, die aber wie Peter BENICZKY und Johannes RIMAY zwei Sprachen spricht und keinen Qualitätsunterschied zwischen den nebeneinander lebenden Völkern Ungarns kennt¹⁾. Der Schriftsteller, der selbstverständlich die Traditionen seiner Familie in sein Leben und sein Werk übernimmt, schließt sich leicht dem ungarisch-slovakischen geistigen Leben Tyrnaus an, als er zur Vollendung der Mittelschule und seiner theologischen Studien dorthin gesandt wird. Die Traditionen, die er aus seiner Abstammung und aus seiner Erziehung sein eigen nannte, begleiteten ihn auch, als er Kaplan wurde in Cseklész, Pfarrer, Senior und Schulaufseher in Érsekujvár.

Seine literarische Tätigkeit zerfällt in drei Teile: 1. theoretische, grundlegende Tätigkeit²⁾; 2. Wörterbuch; 3. Organisationstätigkeit.

Wie begründet er in seinen grundlegenden, theoretischen Arbeiten die Notwendigkeit einer selbständigen slovakischen Literatursprache? Er sagt: die bisherige Literatursprache (das Tschechische der Bibel von Králice) versteht nicht jeder, deshalb ist es nötig, daß sie von einer neuen, allgemeinverständlichen Literatursprache abgelöst werde. Was bisher nur als die zerstreuten Merkmale eines Entwicklungsprozesses festzustellen war, wird jetzt von dem katholischen Schriftsteller der Aufklärung offen erklärt: er fühlt keine Gemeinschaft mit der protestantischen tschechischen Liturgiesprache! Aber es ist auch klar, daß das Ziel nicht so sehr literarischer Natur ist, als eher ein, für die Aufklärung charakteristischer, Vorgang: es muß allgemein verständlich geschrieben werden. In seiner Grammatik bezeichnet er auch den slovakischen Dialekt, den er zur Literatursprache erheben will: es ist das westliche Slovakisch, der Dialekt des Dichters.

Was bedeutet die Tätigkeit Bernoláks, die slovakische Literatursprache betreffend, vom Gesichtspunkt der bisherigen Sonderentwicklung der slovakischen Literatur aus und des bisher festgestellten gemeinsamen Geistes innerhalb Ungarns gesehen? Auf diese Frage antwortet man am Besten mit einer kurzen Besprechung seines Wörterbuches. Sein fünf-

1) PAVOL FLOREK, *Pôvod, rodisko a rodný dom Antona Bernoláka*. In diesem Artikel wird die Herkunft der Familie Bernolák, ihre Heimat und ihr Vaterhaus besprochen. Auch das Familienwappen. Slov. Pohl'. LIII, Nr. 6—7, S. 327.

2) a) *Dissertatio philologico-critica de litteris slavorum*, b) *Linguae Slavonicae per regnum Hungariae usitatae orthographia*. c) *Grammatica slavica auctore Antonio Bernolák ad systema scholarum nationalium in ditionibus cesareoregiis introductum accomodata*. Editio prima in Pannonia. Posenii. Litteris Joannis Michaelis Landerer. d) *Slowár Slovenski Česko-Latinsko-Nemecko-Uherski: seu Lexicon slavicum bohemico-latino-germanico-hungaricum*, Ofen, Universitätsdruckerei, 1829—33.

sprachiges Wörterbuch ist das Ergebnis des Sprachkultes der Aufklärung, fügt sich aber zu gleicher Zeit in die ungarländische Wörterbuchliteratur ähnlichen Charakters ein. Es ist ein slovakisch-tschechisch-latein-deutsch-ungarisches Wörterbuch. Warum wählte er eben diese fünf Sprachen? Die slovakische Sprache des Wörterbuches zeigt die charakteristischen Zeichen jenes westlichen Dialektes, den Bernolák zur Grundlage der zu schaffenden Literatursprache bestimmt. Die nächste Sprache ist das Tschechische, von dem schon bisher genügend die Rede war. Das Latein war die bisherige Amtssprache Ungarns, das verbindende Mittel zwischen dem Ungartum und den Nationalitäten, das die geistige Einheit des Landes sicherte. Das Deutsche und das Ungarische sind die Sprachen der Umgebung Bernoláks, der beiden verschwisterten Hungarusvölker, von denen er sich nicht trennen wollte. Dies wird noch unterstützt durch sein lateinisches Vorwort, das er im Geiste der Aufklärung verfaßte: er schuf sein fünfsprachiges Wörterbuch, damit die nebeneinander lebenden Menschen ihre Sprache gegenseitig erlernen können und sich gegenseitig besser verstehen. Neben der Aufklärung also verfolgt er ein typisch ungarländisches Ziel. Alle umgebenden Völker verschönern ihre Sprache und bauen sie aus, und er fühlt die Gefahr der gemischtsprachigen Lebensräume für die geistige Einheit des Landes und will hier vorbeugen — mit einem typisch aufklärerischen Mittel: mit Sprachlehre und Wörterbuch. Aus diesem Grunde gibt er auch den sechsten ergänzenden Band seines Wörterbuches heraus, der ein slovakisch-ungarischer Auszug des Ganzen ist. Das Vorwort dieses Bandes ist gerade für den Standpunkt der seelischen Gemeinschaft von entscheidender Wichtigkeit: die Stände des Vaterlandes haben beschlossen, so heißt es bei ihm — daß von nun an die offizielle Sprache des Landes das Ungarische sein wird. Und deshalb gibt er zu dem fünf-bändigen Wörterbuch in dem sechsten, ergänzenden Band den slovakisch-ungarischen Auszug des ganzen Werkes heraus, damit die Slovaken um so leichter ungarisch, die Ungarn slovakisch erlernen könnten. Ich glaube, es ist überflüssig noch besonders darauf hinzuweisen, wie sich in der ganzen Tätigkeit Bernoláks die ganze geistige Einheitlichkeit Ungarns, und zu gleicher Zeit die Vollendung der slovakischen Verselbständigung, die, von der Universität in Tyrnau, der Gründung des Ungarn PÁZMÁNY, ihren Ausgang nahm, spiegelt.

Trotzdem die Organisationsarbeit Bernoláks und die durch ihn gegründete *Towarištvo* und deren *stánky* (Zelte) das Populär-werden der neuen Literatursprache und ihre Entwicklung zu einer Literarischen Schule sichern wollten, blieb dieser Versuch Bernoláks eine isolierte Erscheinung. Um ihn gruppieren sich ganz unbedeutende Namen¹⁾, vom Standpunkt

¹⁾ Nikolaus POLONY gibt die vollständige Namensliste des Rozsnyóer Zeltens heraus: *Z dávnych vekov Gemera a paberky k dejinam Rožňavy*, Rozsnyó 1934.

der Sprachentwicklung aus (hier kann man Georg PALKOVIČ, Domherrn in Gran, erwähnen, der als ein später Nachkomme der vorhergehenden Epoche die Bibel übersetzt hat) — aber allein der bereits zur nächsten Entwicklungsepoche, zu der romantischen Schule gehörende Johannes HOLLÝ, schreibt in seiner literarischen Sprache. Die Entwicklung hat den slovakischen Geist in eine ganz andere Richtung abgelenkt, denn am Anfang des 19. Jh.s geschehen in Ungarn ganz große Veränderungen.

III.

Noch bevor man die slovakische Literatur des 19. Jh.s prüft, muß man für einen Augenblick am Endziel der protestantisch-slovakischen Literaturentwicklung, bei den Dichtern, die sich um das evangelische Lyzeum in Preßburg scharen und bei dem von ihnen geschaffenen literarischen Leben, Halt machen. Schon bei der Erörterung der Tätigkeit Matthias Béls sahen wir, welche eine entscheidende und wichtige Rolle das Preßburger Lyzeum spielte, und zwar gerade weil sich in ihm die drei verschiedenen geistigen Haltungen trafen: die deutsche, ungarische und slovakische. Preßburg spielte wirklich eine interessante Rolle in der Entwicklung des ungarländischen geistigen Lebens. Das Ungartum blickt heute noch stolz auf diese Stadt, in der der Landtag abgehalten wurde; viele geistigen Bewegungen des Slovakentums gingen von hier aus; das Deutschtum aber betrachtet diese Stadt als die Vorstadt Wiens: Preßburg konnte auch dann noch eine vermittelnde Rolle zwischen den Nationalitäten Ungarns spielen, wenn die Anzeichen einer Spaltung innerhalb der geistigen Einheit bereits wahrzunehmen waren.

Das evangelische Lyzeum von Preßburg beginnt in der Entwicklung des slovakischen Geistes eine wichtige Rolle zu spielen, als bei der Gründung der Spolek literatury slovenské (Slovakische Literaturgesellschaft, 1801) die slovakische Sprache und Literatur im Lyzeum einen Lehrstuhl bekam. Es ist klar zu ersehen, daß dieser slovakische Lehrstuhl, wie im allgemeinen in Ungarn alle neben dem Latein eingeführten Muttersprachen ihre Gründung der Aufklärung verdanken. Der Endpunkt der katholischen Entwicklung ist die aufklärerische Gestalt Bernoláks. So entsteht in der Epoche der Aufklärung als Endergebnis der protestantischen geistigen Entwicklung der slovakische Lehrstuhl am Preßburger Lyzeum.

Die beiden Schriftsteller der Aufklärung, die in der protestantischen Tradition wurzeln, sind: Bohuslav TABLIC und Georg PALKOVIČ.

Bohuslav Tablic ist der Sohn eines Lehrers, er ist also bürgerlicher Abstammung. Im elterlichen Hause wurden ihm die seelischen Grundlagen zuteil, die in den protestantisch-slovakischen Traditionen wurzeln, außer-

dem brachte er noch die slovakische nationale Idee, die damals noch in den Kinderschuhen steckte, mit. Trotzdem kommt während seiner Jugend die Einheit, die bereits des öfteren erwähnt worden ist, noch ausgesprochen zur Geltung. Seine Mutter, Maria Makoviny, war eine Ungarin. Er vervollkommnete seine ungarischen Sprachkenntnisse bei seinem Großvater, und später ging er nach Dobsina, um dort deutsch zu lernen. Nach Beendigung seiner Mittelschulstudien geht er nach Jena. Hier muß erwähnt werden, daß Jena in der ersten Hälfte des 19. Jh.s für die seelische Entwicklung der slovakischen Schriftsteller von entscheidender Wichtigkeit war. Seine Studien, seine Jugendentwicklung spiegeln den Einfluß der erwähnten Traditionen wider. Seine literarische Tätigkeit steht vollkommen im Zeichen der Aufklärung, sie ist eher organisatorischen Charakters; er will für das slovakische literarische Leben Kunstgattungen schaffen und es außerdem organisieren, und zwar auf dem Wege von Vereins- und Zeitschriftengründungen. Ich glaube, es ist überflüssig, darauf hinzuweisen, wie sehr diese seine Bestrebungen Parallelerscheinungen zu der zeitgenössischen ungarischen Literatur sind, was wieder nur durch die gleichartige geistige Entwicklung innerhalb Ungarns zu erklären ist. Deshalb übersetzt er den „Essay on man“ von Pope, die „Art poétique“ von Boileau, und deshalb spiegelt sich in seiner dichterischen Tätigkeit eher das Aufklärungs- und Bildungselement als ein drängendes dichterisches Temperament. Seine Tätigkeit als Geschichtsschreiber ist zweifach: einesteils knüpft er, indem er die Geschichte des augustinischen Bekenntnisses und der evangelischen Kirche von Neusohl schreibt, an die protestantischen Traditionen an, andererseits aber gehört er durch die Geschichte der oberungarischen Burgen, die von ihm stammt, in den Kreis der gemeinsamen Hungarustradition, die während der ganzen Entwicklung der slovakischen Literatur eine Rolle spielt. — Georg Palkovič zeigt ungefähr das gleiche geistige Bild wie Tablic: ihre Erziehung ist ähnlich, auch er lernte in Jena den Geist der Aufklärung kennen, auch seine literarische Tätigkeit gleicht der seines Zeitgenossen: sie ist volkserzieherischen, aufklärerischen Charakters; dies ist nicht nur in verschiedenen Werken, sondern auch in Arbeiten, die praktischen Zwecken dienen, wahrzunehmen. Sein „Böhmisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch“ entstand bereits aus dem Sprachkultus und der Verständigungsfreudigkeit der Aufklärung. Der Ausdruck „böhmisch“ auf seinem Wörterbuch zeigt gut, wie sehr er sich auf die Seite der traditionellen tschechischen Liturgiesprache stellt, zur selben Zeit, als sich der Katholik Bernolák von ihr abwendet. Auch dies bezeugt, daß das Tschechische eng mit dem Protestantismus zusammenhängt, jetzt aber allerdings schon die Sprache des slovakischen Protestantismus ist. Sowohl Tablic als auch Palkovič nennen diese Sprache Československý. Wer sich über die zeitgenössische Bedeutung dieses Wortes nicht im Klaren

war, hielt diese Bezeichnung für einen Vorläufer der sogenannten tschecho-slovakischen politischen Einheit. Doch es ist offenbar, daß sowohl Pavlovič als auch Tablic etwas ganz anderes damit bezeichnen wollten: das traditionelle Tschechisch empfand man bereits als eine absolut slovakische Erscheinung, was noch durch die Tatsache unterstützt wird, daß sie sich heftig gegen die Übernahme der tschechischen Neologismen, gegen die Übernahme der Ergebnisse der tschechischen Jungmannschen Spracherneuerung wehrten. Also, sie empfanden keine Gemeinschaft mit der neuen Entwicklung der tschechischen Sprache, ihre traditionelle Sprache aber betrachteten sie als eine Erscheinung des slovakischen Protestantismus.

Hier muß noch ein Werk Palkovič' genannt werden, ein dramatischer Versuch, das den Titel „Dva buchy a tři šu chy“ trägt. In diesem Werke versuchte er die tschechische Sprache der slovakischen Liturgie, die zur Schaffung der modernen Volkssprache nicht geeignet war, mit Elementen der slovakischen Literatursprache, und nicht mit Ergebnissen der Jungmannschen Spracherneuerungsbestrebungen aufzufrischen. Als Drama ist diese Arbeit nicht viel wert. Die Armut an Dramen innerhalb der alten slovakischen Literatur hat denselben Grund wie in der ungarischen Literatur: das kräftige städtische Bürgertum, das ein Theater zu erhalten fähig gewesen wäre, fehlte. Es ist selbstverständlich, daß bei Palkovič, genau so wie bei dem Ungarn Bessenyei, der Versuch, Dramen zu schreiben, auf eine ausländische Anregung zurückzuführen war und dazu dienen sollte, das Ausland „einzuholen“, und es ist ebenso selbstverständlich, daß es, da es keine slovakische Bühne gab, eine Buchkomödie blieb, wie der „Philosoph“ Bessenyeis. Es ist ein charakteristisch slovakischer Zug, daß schon in der ersten Komödie das Bauerntum erscheint. Der Exnotar versucht einige Bauern aufeinander zu hetzen, doch siegt selbstverständlich nicht die Verschlagenheit des Notars, sondern der einfache Gerechtigkeitssinn der Bauern, und der Exnotar bekommt zwölf Rutenhiebe. Auch in der ungarischen Literatur ist in dieser Zeit der Sieg des Volkes über den hinterlistigen herrschsüchtigen Herrn ein beliebtes Thema (Michael FAZEKAS' Ludas Matyi). BESSENYEI erfindet seinen Pontyi, den halbgebildeten, ungehobelten Juristen, dessen Gestalt ein typisch ungarisches Problem ist, ebenso wie Palkovič seinen Exnotar. So schwach die Arbeit auch ist, ist sie ein typisch ungarländisches Produkt und gehört in den Kreis der zeitgenössischen ungarischen Themen. Ob Palkovič die zeitgenössische ungarische Literatur kannte und besonders den Ludas Matyi von Fazekas und den Philosoph Bessenyeis, wissen wir nicht, und können deshalb auch von keiner unmittelbaren literarischen Beeinflussung sprechen; es ist aber sicher, und von unserem Standpunkt aus ist dies noch wichtiger als ein literarischer Einfluß, daß ihn damals, als der

slovakische Dichter sich zu spezifisch slovakischen Fragen und Gestalten hinwandte, dank der gemeinsamen seelischen Entwicklung, dieselben Fragen und Gestalten bewegten wie die zeitgenössischen ungarischen Literaten. Und gemeinsam ist auch noch, daß beide von den zeitgenössischen französischen und deutschen Lustspielen und Farcen angeregt wurden.

IV.

Sowohl in der katholischen wie auch in der protestantischen Aufklärung, also sowohl in der philosophischen als auch organisatorischen Tätigkeit Bernoláks, als auch Tablics und Palkovičs, finden wir ein interessantes Novum. Sowohl Bernolák als auch Tablic und seine Anhänger geben die Latinität auf und ersterer versucht seine neue Literatursprache, letzterer aber die traditionelle protestantische tschechische Sprache nicht nur in der zum größten Teil religiösen Literatur, sondern auf allen Gebieten des Lebens, auch im Verkehr, durchzusetzen. Offensichtlich findet man in ihrer Tätigkeit Spuren jenes Ideals, das charakteristisch sein wird für das ganze 19. Jh. und das man im Allgemeinen als nationales Ideal bezeichnet. Die nationale Idee bzw. ihr Sieg ist das Ergebnis einer langen europäischen Entwicklung, und ihre letzte Blüte ist jenes neue Lebensgefühl in Mitteleuropa, das man als Romantik bezeichnet. Die klassische Formenkultur der Renaissance gipfelt im französischen Klassizismus; der Schlußstein dieser Entwicklung ist gewissermaßen Voltaire, der mit seiner Verstandesphilosophie, seinem Rationalismus, die Formen und Ausdrucksmöglichkeiten der Literatur im Laufe der Jahrhunderte zu solcher Geschlossenheit und Starrheit entwickelte, daß dies im geistigen Leben Europas eine Gärung hervorrufen mußte. Den Anstoß zu dieser Gärung gibt Rousseau, der der Alleinherrschaft der menschlichen Vernunft gegenüber das Gefühl am Höchsten bewertet, den starren literarischen und Lebensformen gegenüber aber die natürlichen primitiven Formen, mit einem Worte die Freiheit der menschlichen Seele, entgegenstellt. Diese Gärung führt zu langen Kämpfen, in deren Verlauf die Völker Europas, von Rousseau angeregt, immer mehr die natürlichen Uranlagen in sich suchen: diese Selbstbesinnung, dieses Forschen nach spezifischen Eigenschaften eines Volkes zeitigt zum Schluß die moderne nationale Idee. In den letzten Jahren des 18. Jh.s, vor allem aber in der ersten Hälfte des 19. Jh.s, ist jedes europäische Volk bestrebt, seine nationale Selbstständigkeit und die Alleinherrschaft innerhalb seines Lebensraumes zu sichern — in der Literatur aber werden jene Charakterzüge, die als die notwendigsten und wesentlichsten zur Definition der Nation empfunden werden, herausgearbeitet. Es ist also klar, daß in dieser Epoche auch auf dem Gebiete Ungarns große Veränderungen vor sich gehen. Wie bereits

klargelegt, war bis zum Ende des 18. Jh.s die geistige Einheit Ungarns durch die adelig-ständische Verfassung, durch die Latinität und das gemeinsame historische Schicksal gesichert; das Magyarentum spielte wohl die führende Rolle, an der aber auch die anderen Völker Ungarns teilnehmen: Hungaria ist unteilbar einig. Der Literaturhistoriker, der vor der Wende des 18. und 19. Jh.s, vor dem Umschwung bei den kleinen Völkern Ungarns und so auch bei den Slovaken ein Nationalbewußtsein sucht, wie es sich im 19. Jh. entwickelte, begeht einen Anachronismus und geht, von geistesgeschichtlichem Standpunkt aus, vollkommen unwissenschaftlich vor. In der bisher besprochenen Epoche hat nur das ständische Hungaria eine Selbstbewußtsein spendende Kraft — der Patriotismus aber ist einheitlich: Magyaren, Slovaken, ungarländische Deutsche usw. haben alle denselben Patriotismus. In dem Augenblick aber, als die Welle der eben erwähnten europäischen Gärung auch bis Ungarn gelangte und als die romantisch-nationale Idee sämtliche Völker Ungarns zur Arbeit trieb, hört das ständische Ungarn, das alle Völker verband, auf, die Latinität wird von der Alleinherrschaft der nationalen Sprachen abgelöst und die bis dahin in seelischem Gleichklang lebenden Völker differenzieren sich von der staatsbildenden Nation. Man kann es für selbstverständlich halten, daß die nationale Idee in erster Linie das Ungartum zur Schaffung seiner Selbständigkeit trieb, nicht nur, weil es sich immer als das staatsbildende Volk betrachten konnte, sondern weil auch seine kulturelle Vergangenheit, sowohl vom Standpunkt der Menge, als auch von dem der Reife-zweifellos bedeutender war als die irgendeiner anderen Nation in Ungarn. Dies ergab, daß das Ungartum schon am Ende des 18. Jh.s an der Einsetzung des Ungarischen als offizielle Sprache statt der lateinischen arbeitete, um sie sowohl im Staate als auch in den anderen Gebieten des öffentlichen Lebens zur Geltung zu bringen und um der nationalen Idee durch den Begriff der Heimat eine greifbare Realität zu geben. Die adelige Klasse, in deren Reihen wir dank der bereits erwähnten geistigen Übereinstimmung Mitglieder aller kleinen Nationen Ungarns finden, betrachtete die neue ungarische Nationalidee, ohne Rücksicht auf Abstammung, Rasse oder Muttersprache, als die gerade Fortsetzung des Hungarusideals und schloß sich fast ausnahmslos dem ungarischen nationalen Gedanken an¹⁾; damit aber begann der lange Assimilationsprozeß, über den schon so viel pro und contra gesprochen wurde, aber meist in einer unrichtigen Beleuchtung. Betrachten wir die Frage vom slovakischen Standpunkt aus, so sehen wir, daß die Slovaken sich, solange diese europäische Gärung, diese neuen romantischen Ideale, nicht bis zu ihnen dringen, damit zufrieden geben, wie z. B. Bernolák, eine neue literarische Sprache

¹⁾ Diese Frage wird in einer späteren Nummer unserer Zeitschrift ausführlich behandelt.

für ihre Literatur zu schaffen, und im Sinne der Hungarusauffassung das gegenseitige Verständnis zu fördern. Im Augenblick aber, als diese romantische Nationalidee auch zu den Slovaken dringt, als das Slovakentum an seiner geistigen und politischen Verselbständigung zu arbeiten beginnt, ist der Zusammenstoß zwischen Ungartum und Slovakentum unvermeidlich. Endlose Kämpfe beginnen zwischen den beiden Völkern, die bisher in vollständigem Einvernehmen gelebt hatten, und das Haus Habsburg, treu seinem Prinzip „divide et impera“, suchte diese Gegensätze nur noch zu vertiefen und zu seinem eigenen Nutzen auszubeuten. Die Geschichtsschreiber und Literarhistoriker, die dazu neigen, die Nationalitätenkämpfe Ungarns im 19. Jh. einseitig zu beurteilen, ohne die besondere Lage und die Ideen, die die Zeit mit sich brachte, in Betracht gezogen zu haben, brechen über Ungarn den Stab und verurteilen es, weil es auf die Selbstständigkeitsbestrebungen seiner Nationalitäten keine Rücksicht nahm, und innerhalb des Rahmens, den Hungaria bot, nur seine eigene Selbstständigkeit sichern wollte. Diese Behauptung, die übrigens gar nicht vollkommen mit den Tatsachen übereinstimmt (die großen zeitgenössischen Denker Ungarns, an ihrer Spitze Széchenyi und Kossuth¹⁾, haben sich, wenn auch nicht ganz in der heutigen Form, mit der Minderheitenfrage beschäftigt und diese zu lösen versucht), erhält durch Julius SZÉKFI'S Worte die beste Beleuchtung: „Nachträglich ist es leicht, von dieser Epoche zu verlangen, daß sie, nachdem das Lateinische beseitigt war, auch den seit der türkischen Besetzung gemischten Charakter des Landes hätte erkennen und sich bei der Bestimmung der Staatssprache auch um die Rechte der nichtungarischen Sprachen kümmern sollen. Demgegenüber ist nur hervorzuheben, daß die nichtungarischen Sprachen eben erst eine feste Form annahmen, sich eben erst aus den Schwierigkeiten wie z. B. Orthographie und Unsicherheiten innerhalb des Alphabets, zu erheben begannen, und daß der Dialekt, der im Begriff war, Literatursprache zu werden, noch nicht einmal die Zustimmung des betreffenden ganzen Volkes hatte; die Literaturen waren unentwickelt, die ungarische Sprache aber hatte auf allen Gebieten bereits ihre vollste Entfaltung erreicht. Noch wichtiger ist aber der Umstand, daß in jener Frühzeit des Nationalismus ein vollkommener Anachronismus, die Vorwegnahme späterer Gedankengänge hätte herrschen müssen, wenn, wie man heute denken möchte, ein Staat mit gemischten Nationalitäten eine Regierung und Administration in gemischter Sprache erhalten hätte. Dies wäre ein ebensolcher Anachronismus gewesen wie die Idee des friedlichen Nebeneinanderlebens

¹⁾ Vgl. Gy. SZÉKFI: *A mai Széchenyi* (Der heutige Sz.), Bp., S. 295, Zitat aus Széchenyis „Kelet népe“. L. KOSSUTH: *Irataim az emigrációból* (Meine Schriften aus der Emigration), Bp. 1881, S. 144—45.

und der Gleichberechtigung der Konfessionen auf ein und demselben Gebiet während der Glaubenskämpfe des 16. Jh.s.¹⁾“

Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, daß im Laufe des 19. Jh.s die seelische Einheit des Landes Ungarn zerfiel, ja noch mehr, zu politischen Feindseligkeiten entartete. Bedenkt man aber, daß dieselbe romantische Epoche, die sowohl auf dem Gebiete der Literatur als auch der Politik sowohl bei den Ungarn als auch bei den andern Völkern des damaligen Ungarn, und so auch bei den Slowaken, diesen Prozeß gerade durch die Pflege der Volkskultur und der Traditionen und durch die Bindung an den Mutterboden erreichen wollte, können wir mit Recht die Frage aufwerfen: ist nicht doch, trotz der politischen Kämpfe diese seelische Gleichgestimmtheit, oder doch eine Spur davon, in der weiteren Entwicklung der slowakischen Literatur zurückgeblieben?

V.

Die slowakische nationale Idee erscheint zuerst in einer sehr eigenartigen, von der ungarischen in vielen Punkten höchst verschiedenen Form. Auf ihre Entstehung und besondere Entwicklung war außer der allgemeinen europäischen Bewegung HERDER von besonderem Einfluß. Herder, ausgehend von der Rousseauschen Gedankenwelt, kann sich die Weiterentwicklung des Menschengeschlechts nur in der Form denken, daß jene noch ausgeruhten, frischen Kräfte, die bisher von den Einwirkungen der starren Formen der überfeinerten, künstlichen Kultur verschont geblieben waren, frei werden. Nach ihm besitzen jene Völker diese Kräfte, die noch unberührt sind, die die Ränke des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens noch nicht kennen, deren Lebensformen noch der idyllischen, uralten, einschichtigen Gesellschaftsform nahestehen. Diese Theorie erklärt Herders Begeisterung für die exotischen, auf der Geschichtsbühne Europas noch kaum aufgetauchten Völker, unter denen er auch die Slawen entdeckt²⁾. Wir dürfen uns nicht wundern, daß Herder die Slawen Europas schon als eine Nation auffaßt, und über sie wie über eine Einheit spricht. Seit der philologischen Entdeckung August SCHLÖZERS, daß alle slawischen Sprachen auf eine gemeinsame Grundsprache zurückgehen, wurde immer mehr und mehr von der slawischen Einheit gesprochen³⁾. Was ist es aber, das nach Herder die zukunftsfördernde Kraft der slawischen Völker ausmacht? Es ist die Tatsache, daß in jener Zeit außer der einzigen russischen Nation kein slawisches Volk ein selbständiges staatliches Leben

¹⁾ HÓMAN-SZEKÉNYI: *Magyar Történet*, V. Bd., S. 356—7.

²⁾ Vgl. HERDER: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, Bln. G. Hempel, Vorwort, S. 46, Bd. II S. 96, Bd. III S. 169.

³⁾ Vgl. meine Arbeit: *A szlovák romantika pánszláv jellege* (Der panslawische Charakter der slowakischen Romantik), Apollo, I. Bd., S. 385—407.

führte, daß also alle unterdrückte, einfache, primitive, unraffinierte Völker waren, daß ihre Kultur volkhaft und unberührt war. Als also Herder, dank seiner präromantischen Gesinnung, die kulturelle Zukunft sucht, findet er sie bei den slawischen Völkern. Es ist selbstverständlich, daß die slawischen Völker, als sie mit den romantischen Gedankengängen vertraut werden, beglückt in sich selbst die ihnen von Herder imputierte Zukunft zu finden wähnen, und es ist auch selbstverständlich, daß sie, wie ihr Meister, alle Slawen für ein einziges Volk halten. So entsteht in den ersten Jahrzehnten des 19. Jh.s der Panslawismus, der vorerst nach den Intentionen Herders kulturelle und literarische Ziele verfolgt: er will die gemeinsame literarische Sprache sämtlicher slawischen Völker zustande bringen und jene Wechselseitigkeit innerhalb der Literatur (*vzájemnost* = Wechselseitigkeit), die die zukunftsbildende Rolle der slawischen Völker für Europa, ja, für die ganze Menschheit, sichert¹⁾. Auch ist es verständlich, daß jene slawischen Völker, die wirklich am Anfang des 19. Jh.s zum größten Teil der primitiven Volksschicht angehörten, zuerst in sich die von Herder festgestellten Eigenschaften entdecken. Rußland und Polen, wo durch die geschichtliche Entwicklung verschiedene Gesellschaftsklassen entstanden waren, und wo es neben dem einfachen Volke einen Hochadel, mittleren Adel und ein Bürgertum, die ein selbständiges, staatliches Leben zu führen gewohnt waren, gab, machen sich die panslawischen Ideen erst später zu eigen, als diese sich bereits in politischer Hinsicht zu aktivieren begannen. Im Anfang, bei der Entstehung des kulturellen, von Herder angeregten Panslawismus, spielten in erster Linie die Tschechen, Slowaken, Serben und Kroaten die führende Rolle, alles Völker, deren ursprünglich führende Klassen entweder von der herrschenden Nation assimiliert waren (die Tschechen wurden von den Deutschen, die Slowaken, wie eben bewiesen, von den Ungarn assimiliert), oder die gar keine Gelegenheit und Zeit hatten, sich zu entwickeln, und wo das handel- und gewerbetreibende Bürgertum auch größtenteils fremden Ursprungs war. Hier war die seelische Entfaltung ganz der Schicht des einfachen Volkes überlassen, und es ist zu beobachten, daß auch die slovakischen Romantiker fast ausschließlich aus dem Volke kommen.

Der Anreger des *vzjemnost*-Ideals und sein einflußreichster Vertreter für lange Zeit bei allen slawischen Völkern, war Johann KOLLÁR. Darüber kann man sich, bedenkt man die ganze Lage, auch nicht wundern. Das geistige Leben der Slowaken war, verglichen mit dem seiner benachbarten slawischen Verwandten, das ärmlichste, sein Adel hatte sich an die ungarische nationale Idee angeschlossen, es war also einschichtig und

¹⁾ Die Entwicklung des panslawischen Gedankens siehe unter G. FISCHÉL: *Der Panslawismus bis zum Weltkrieg*, Stuttgart 1919.

entsprach den Herderschen Idealen. Andernteils: der slovakische protestantische Schriftsteller, der den Geist der Aufklärung, der literarischen Tätigkeit Tablics und Palkovičs, sich nicht mehr zu eigen machen konnte, einfach weil ihm der josephinische Rationalismus schon vollkommen fremd war, der Organisation Bernoláks aber wegen der damals noch gähnenden Kluft zwischen slovakischem Protestantismus und Katholizismus ferne stand, reagierte unwillkürlich auf die begeisternden Ideen Herders, und schuf die erste Form des Panslawismus, das Programm der bereits kurz erwähnten kulturellen Wechselseitigkeit. Das Endziel dieses Programms war ¹⁾, eine einheitliche slawische Literatursprache zu schaffen, was seiner Meinung nach, stufenweise fortschreitend zu verwirklichen möglich war. Die erste Stufe: die Sprache jedes kleinen slawischen Volkes wäre in die eines größeren slawischen Volkes einzuschmelzen. Deshalb versucht er seine eigene Sprache, das Slovakische, mit dem Tschechischen zu verschmelzen: er schreibt selbst tschechisch, wozu er bereits in den für ihn vorbildlichen protestantischen literarischen Traditionen die nötigen Vorarbeiten findet, doch will er in diese tschechische Sprache all das einfügen, was er selbst an Wert und charakteristischen Besonderheiten in seiner Muttersprache empfindet. Er schickt dem zur selben Zeit arbeitenden Spracherneuerer Jungmann *Slovakismen* zu hunderten für sein Wörterbuch zu. Jene, die in Kollárs Programm einen Beweis für die tschechoslovakische Einheit sehen, mögen bedenken, daß jene tschechische Generation, die in dieser Epoche bereits ebenfalls ihre nationale Selbständigkeit auszubauen bestrebt ist, sich hartnäckig gegen die Aufnahme von *Slovakismen* wehrt. Die Hinwendung Kollárs zum Tschechischen, sein panslawistisches Kulturprogramm ist eine rein romantische Erscheinung. Wie viel in diesem Programm Illusion ist, bezeugt am klarsten die Geschichte des Panslawismus im 19. Jh. und die Folge dieses Illusionismus ist, daß der erste, der die slovakische nationale Idee formuliert, sagen konnte: seine Heimat ist etwas, das über dem Begriff Heimatboden steht, seine Heimat ist die verbindende Geistigkeit zwischen allen slawischen Völkern.

Eines aber ist sicher: was bisher über Kollár und die ersten Triebe der slowakischen nationalen Idee gesagt worden ist, verrät in keiner Weise den in der Vergangenheit festzustellenden Einfluß der Hungarus-Auffassung. Auf den ersten Blick scheint es, daß sich der slovakische Schriftsteller viel schärfer vom Ungartum getrennt und sich ihm entgegengesetzt habe, als zu erwarten war. Und dies scheint auch von ihrem einzigen, großen dichterischen Werk, dem lyrisch-epischen Gedicht *Slávy dcéra* (*Slavas Tochter*) bestätigt zu werden. In diesem Gedicht, das sehr unter

¹⁾ Johann KOLLÁR: *Über die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slavischen Nation*, Leipzig 1837¹, 1844².

dem Einfluß Vergils und Dantes steht, durchschreitet der Dichter die von Slawen bewohnten Gebiete, klagt weinend, wo ihr slawischer Charakter nur mehr der Vergangenheit angehört, begrüßt mit Freude das Erwachen und Sich-Rüsten einzelner slawischer Völker, verweilt pietätvoll am Grabe slawischer Größen, teilt den Feinden der Slawen Strafen aus, belohnt die Freunde nach Dantes Beispiel und nach den Massen seines romantischen Nationalismus. Diese seine Liebessonette, die ursprünglich für Wilhelmine Schmidt (bei Kollár: Mína), dem tiefsten dichterischen Erlebnis seiner Jenaer Studentenzeit, geschrieben worden sind, werden nur von der etwas trockenen, wissenschaftlichen Grundidee dieser seiner Seelenreise zu einem pseudoepischen Gedicht zusammengeschlossen. Trotzdem gibt es Teile, wo Kollár den unpoetischen Kothurn seiner wissenschaftlichen Grundidee ablegt, und wo sein großes dichterisches Talent zu spüren ist. Die Teile, die nur Liebesgedichte sind, ausgenommen, tritt dies ein, als er auf seiner Reise in die Heimat gelangt. Und während er auf seinem Besuche bei den ausländischen Slawen philosophiert, theoretisch wird — alles in Sonetten —, bemerkt er, als er nach Hause kommt, die Berge, die Bäche und spricht sie an und redet mit ihnen wie mit alten Bekannten. Dies tat er in keinem Teil seiner großen „gemeinsamen“ slawischen Heimat. Der Mittelpunkt dieses Teiles ist sein Geburtsstädtchen, das „švárné mestěčko“ (hübsches Städtchen) Mosóc (Mošovce), und wenn er, allerdings selten, auch hier „wissenschaftlich“ wird, so geschieht es hier doch am Seltensten. Das Bild seiner Heimat aber ist weder düster noch hoheitsvoll wie im Allgemeinen die slovakischen Berge bei den späteren Landschaftsdichtern der slovakischen Literatur, sondern es ist freundlich und warm, ähnlich wie bei den zeitgenössischen ungarischen Romantikern. So wie in der ungarischen Literatur die Schönheit der ungarischen Landschaft erstmalig von der Romantik entdeckt wird, so ist es Kollár, der die oberungarische Landschaft entdeckt. Auch Tokaj besingt er, und da haben wir bereits ein gemeinsames Thema. Die Hügel Hegyaljas packen ihn, wecken ein Echo in seiner Seele, genau wie bei den ungarischen Romantikern, und wie er sie besingt, wird es auch zu einem wolkenlosen, rokokohaften, in Pastellfarben gehaltenen Bild wie die Landschaften der Ungarn BERZSENYI, CSOKONAI und Alexander KISFALUDY. Die charakteristischen Faktoren dieses Bildes sind plätschernde Bäche, schattige Gartenlauben, lustiger Gesang, Gelächter im Schatten der Bäume.

Es ist klar, daß es sich hier wiederum nicht um einen literarischen Einfluß handelt. Ich will nur beweisen, daß zur selben Zeit, als Johann Kollár mit seinem panslawistischen Programm aus politischen Gründen der erklärte Feind des Ungartums wird, der Gemütszustand, aus dem heraus er seine Heimat besingt, dem Gemütszustand der zeitgenössischen ungarischen Dichter adäquat ist.

Die Einleitung (Prědzpěw) sticht vollkommen von dem andern ab, und zwar vom Standpunkt sowohl der Form als auch des Inhalts. Er ruft darin die glorreiche Vergangenheit an, ist voll Pathos, seine Sprache ist erhaben. Die Einleitung ist in Distichen geschrieben. Die Vergangenheit wird zum lyrischen Erlebnis, und seine Gelehrsamkeit, die Konsequenzen der Herderschen Theorie, verschwinden völlig im erhabenen Schwung seiner Distichen, hinter dem Nationalgefühl des Dichters, der in Ekstase geraten ist. „Vor meinen in Tränen gebadeten Augen liegt das Land, einst die Wiege, nun das Grab meiner Nation . . .“, so beginnt das Gedicht. Es ist dasselbe Gleichnis (neben die glorreiche Vergangenheit, die Wiege, wird die Gegenwart als ein trauriger öder Sarg gestellt), das Vörösmarty in seinem Gedicht „Szózat“, das inzwischen zum nationalen Gebet geworden ist, anführt. Und begleiten wir den Gedankengang dieses Vorwortes, so begegnen wir dem Kampf der übernatürlichen mythologischen Elemente (das Schlechte, das Fremde: Teutonia, das Gute: Slava — bei Vörösmarty die Gegenüberstellung Ármány-Hadur), und wir können von Neuem nur feststellen, was wir schon früher sagten: selbst in der Epoche der schärfsten prinzipiellen und politischen Gegensätze stimmen der slovakische und der ungarische Dichter ihre Lieder in derselben seelischen Verfassung an. Es ist selbstverständlich, daß dies ein Ergebnis der bis vor kurzem auch in anderen Beziehungen vorhanden gewesenen Hungarus-Geistigkeit ist.

Heimat und Vergangenheit, sie finden Raum bei Kollár, auch dann, wenn der panslawistische Gelehrte sie verleugnen will. Und er besingt sie mit denselben dichterischen Mitteln, in derselben Tonlage, wie der zeitgenössische ungarische Dichter.

Das andere bedeutende Thema und zugleich Programm der Romantik ist die Volksdichtung. Auch in Kollárs Wechselseitigkeitsprogramm ist das Sammeln aufgenommen, hat doch auch Herder in der Ausbeutung des bisher unangetasteten Volksliederschatzes die zukunftsformende Kraft der Slawen gesehen. Er schließt sich also, wenn er unter dem Titel „Národné zpiewanky“ (Nationale Liedchen) die schönsten Stücke der slovakischen Volksdichtung sammelt, nicht nur dem damals in ganz Europa allgemeinen Programm an, dem Programm, das sich, zur Befruchtung der romantischen Literatur, dem Volkslied zuwendet, sondern er will seine Sammlung auf dem Altar der Slava ausbreiten, als ein Dokument des gemeinslavischen Kulturschatzes. Selbstverständlich übersetzt er seinem Programm getreu seine Lieder ins Tschechische, doch ist es ihm nicht möglich, in den einzelnen Stücken charakteristisch slovakische Wendungen, ja sogar ungarische Ausdrücke, zu vermeiden. Vom inhaltlichen Standpunkt aus aber enthalten diese slovakischen Lieder das Wesentliche der slovakischen Dörfer, die verwegene Welt der Gebirge, die reine ozonreiche Luft der Wälder, und man findet auch sehr viele, mit der ungarischen Volks-

ichtung verwandte Motive in ihnen. Nicht nur weil sie von ungarischen Ausdrücken und Wendungen strotzen, die für die gemeinsame Vergangenheit zeugen (Lovás meštovi; Ej, Ištenem, čože si ja vystanem; dolomán; bukréta; oldomáš) — sondern auch weil sich in den einzelnen Volksmärchen und Sagen zahlreiche Beweise für den eigentlichen Hungarusgeist finden lassen. So unter anderem in den aus dem 16. Jh. erhaltenen Historienliedern und in dem Gedicht Szilágyi und Hajmási. Die Sammlung wurde nicht zum Grundstein der gemeinslawischen Kultur, sondern zum treuen Spiegel der besonderen slovakischen Volksseele, die sogar im Zeitalter der Gegensätze die Spuren der einheitlichen Vergangenheit bewahrte.

Zusammenfassend ist über Johannes Kollár zu sagen, daß durch seine ganze schriftstellerische Tätigkeit eine eigenartige, widerspruchsvolle, zwiespältige Linie führt. Er geht von einer starren Theorie aus, die sein Volk der Kultur des zu schaffenden, geeinten Slawentums anschließen soll. Aber von unserem Standpunkt aus ist seine seelische Haltung, die ihn zwingt, seine Themen in einer bestimmten Art zu behandeln, maßgebend.

VI.

Die Tätigkeit Johannes Kollárs führte zum geistigen Aufschwung des slovakischen Volkes. Wir wollen nun untersuchen, wie seine Nachfolger, die folgende Generation, sich zu der Wechselseitigkeitsidee des Panslawismus stellte, inwiefern sie sich parallel oder entgegengesetzt zum ungarischen Geiste entwickelte¹⁾. Sicher ist, daß Herders Einfluß auch in den 30er und 40er Jahren des 19. Jh.s noch aktiv war, und daß sein Satz von der Volkskraft noch für lange Zeit den höchsten Ansporn für die slovakischen Dichter bedeutete. Die Wechselseitigkeitstheorie stand lange im Mittelpunkt des literarischen Programms, doch konnte man bereits bei der Untersuchung der Kollárschen Volksliedersammlung feststellen, daß damals, als der slovakische Dichter seine eigene Persönlichkeit bzw. die Gesinnung seines Volkes in den Dienst der großen Sache stellte, letzten Endes das Entgegengesetzte erreicht, als ursprünglich mit dem Programm bezweckt wurde.

Jaroslav VLČEK stellt in seiner bereits zitierten Literaturgeschichte fest, daß Kollár die kommende Generation besonders in einer Beziehung beeinflusste: seine Schüler wollten die spezifisch slovakische Geistigkeit entwickeln, um sie in den Dienst der slavischen Gemeinschaft zu stellen. Die slovakische Jugend der 30er und 40er Jahre schloß sich aber nicht nur darin dem Kollárschen Erbe an, sondern folgte seinem Programm auch durch die weitere Verbindung, die sie mit dem deutschen Geist auf-

¹⁾ Erläuterung dieses Kapitels siehe in meiner Arbeit über A. SLÁDKOVIČ, Debrecen 1940.

recht erhielt. Herder und Jena waren es, aus denen Kollár schöpfte: aus Jena brachte er die Anregung, aus der seine Theorie entstand. ŠTÚR und seine Generation besuchten Halle. Halle wurde die Grundlage, auf der sie bauten¹⁾. Und hierin liegt der Grund, weswegen zwischen Kollár und der nach ihm kommenden Generation ein großer Unterschied besteht. Ludwig ŠTÚR, der politische und literarische Schöpfer der slovakischen Selbständigkeit und seine beiden Mitarbeiter Michael-Miloslav HODŽA und Joseph Miloslav HURBAN, wurden zu Schülern Hegels, seiner Lehre vom absoluten Geist, und entwickelten aus dieser Lehre die Grundlagen ihrer nationalen Bestrebungen. Die Lehre vom absoluten Geist, die auf die Theorie von der Thesis-Antithesis-Synthesis aufgebaut, letzten Endes durch die Pflege der Künste, der Wissenschaft, der Religion und der Philosophie zum nationalen Sinn des Lebens führt, die aus Halle von der Generation Štúrs importierte Lehre, bedeutet einesteils ein Plus und andernteils ein Minus gegenüber der Kollárschen Auffassung. Dieser Auffassung gemäß lebt die Nation, um ihre Pflicht dem absoluten Geist gegenüber zu erfüllen, hat sie sie erfüllt, geht sie zu Grunde. Die Anwendung dieser Sätze bei der Tätigkeit Štúrs und seiner Schüler führte zu zwei Ergebnissen: das eine Ergebnis bestand in der puritanischen Strenge, die sie bei ihrer kulturellen Tätigkeit einhielten. Das Ziel aller ihrer Taten war jene Pflichterfüllung, die nötig war, um die Sendung ihrer Nation zu erfüllen. Und mit diesem grenzenlosen Berufungsbewußtsein ging eine grenzenlose sittliche Strenge Hand in Hand, die sie nicht nur in ihrer wissenschaftlichen Arbeit, sondern auch in ihrem Privatleben befolgten. Deshalb kannte diese Schule auch nichts außer der pseudoklassischen, unpersönlichen Kunstdichtung und den Volksliedern, in denen sie den größten nationalen Schatz sahen.

Die andere Folgerung, die sich aus der Anwendung des Hegelschen Satzes als Selbstverständlichkeit ergab, war das Suchen nach realen Verbindungen mit dem Boden, auf dem sie lebten. Der absolute Geist entsteht aus der vollkommenen Entwicklung der Nationalseele: es war also nötig, diese Nationalseele in allen ihren Beziehungen und Offenbarungen zu suchen. Das Programm Štúrs spiegelt ihre Zielsetzungen am Klarsten. Es sind dies: die Kultivierung der Sprache, die Geltendmachung der Volksdichtung innerhalb der Kunstdichtung, und die Rückerinnerung an die Vergangenheit. Dieses Programm steigt also von der theoretischen Höhe Kollárs nieder, und sieht sich gezwungen, die eigenen Verhältnisse in Betracht zu ziehen. Daß Štúr und seine Generation zuerst das slovakische Volksleben zu beobachten begann, ist selbstverständlich. Nicht nur, weil die

¹⁾ Über die Philosophie der ŠTÚR-Generation spricht Samuel Stephan OSUSKÝ: a) *Šturova filozofia*, Preßburg 1936. b) *Hurbanova filozofia*, Myjava 1928. c) *Hodžova filozofia*, Myjava 1932.

Wertschätzung des Lebens des Volkes schon gewissermaßen zur Tradition geworden war, seitdem die slovakischen Dichter Herder kennengelernt hatten, sondern auch, weil die slovakische Nation, wie schon in Verbindung mit Kollár erwähnt wurde, fast ausschließlich aus der Schicht des „Volkes“ bestand. So wurde also zur ersten und wichtigsten Angelegenheit der Preßburger Jugend, neben der Pflege der Philologie und Philosophie, die völkische Kultur kennen zu lernen. Ihre Arbeit schloß nicht mit dem Ende des Schuljahres, denn sie benützten ihre Ferien, um die Lieder, Sagen und Sprichwörter des Volkes kennen zu lernen. Die Berührung mit der Volksdichtung lenkte ihre Aufmerksamkeit schließlich auf das Studium der Vergangenheit, das übrigens sowieso auf ihrem Programm stand, und die sie nun mittels der Volkssagen kennen zu lernen suchten. So bekommen die Volkssagen, nach der Auffassung Štúrs und seiner Generation, einen doppelten Wert, und er und seine ganze Schule sammeln sie mit anhaltendem Eifer ¹⁾. Und hier schließen sie sich dem zweiten großen Strom der Romantik an: dem Kult der Traditionen, denn ihrer Meinung nach kann man das Leben der Nationen nicht ohne Vergangenheit, ohne das Leben der Tradition, denken. Aber die Traditionen, die sie von den Lippen des Volkes abgelauscht hatten, hängen nicht nur mit der Volksdichtung eng zusammen, sondern auch mit dem Land, das sie beschützt. Der Schatten der Preßburger Burg schwebt dauernd vor ihren Augen, wenn sie sich der Vergangenheit zuwenden, und ihr Interesse für die Vergangenheit ist durchaus von der romantischen, zu diesem Zwecke sehr geeigneten oberungarischen Landschaft bestimmt.

Der Weg, der von Kollár ausgeht und die Preßburger Jugend instinktiv zum selbständigen nationalen Gedanken der 30er und 40er Jahre führte, liegt klar vor uns. Zweifellos stand die Ideenwelt des Panslawismus dauernd vor ihren geistigen Augen, doch fand wie bei den Polen, Russen, Serben usw. diese Ideenwelt bei Štúr und seinen jungen Schülern ihre besondere Ausdrucksform. Und so kamen sie wieder zu dem Gedanken, eine selbstständige slovakische Literatursprache zu schaffen. Die Grundlage dieser Literatursprache war der mittelslovakische Dialekt, der bis heute die Literatursprache der Slovaken ist. Sie gelangten aber bei ihrer Tätigkeit auch noch auf andere Wege. Den ungarischen Literarhistorikern ist das Štursche Programm recht bekannt, denn auch die ungarische Jugend bekannte sich, wenn auch nicht von Hegel ausgehend, in den 30er und 40er Jahren zu einem ähnlichen Programm. Bedenkt man, daß die slovakischen Schriftsteller bei ihren Forschungsarbeiten auch auf Stephan den Heiligen, die Kuruzzen, Máté Csák, König Matthias und die Burg von

¹⁾ Siehe auch in dem Briefe Šturs, den er an Samoslav HROBOŇ schrieb. *Sbornik Matice Slovenskej*, Bd. V, S. 124.

Sziget stießen¹⁾, so ist es ohne Zweifel, daß es sich hier um innigere Beziehungen als um eine parallele Entwicklung handelt. Die junge slovakische Schriftstellergarde geriet, ausgehend vom Kollárschen Erbe, von Hegel und den zeitgenössischen tschechischen, polnischen und russischen panslawischen Ideen, schließlich und endlich unter den Einfluß der zeitgenössischen ungarischen romantischen Epik, und gelangte, trotz allen Gegensätzlichkeiten, die sie in politischer Hinsicht von den Ungarn trennte, bei der Definition des ureigensten Gesichtes ihrer Nation unausweislich wieder zu jenem ungarischen Geist, der, zufolge der Hungarustradition, notgedrungen auch der Geist der slovakischen Literatur ist. Zweifellos war der politische Gegensatz, der die Jugend beider Nationen trennte, sehr groß, und in den slovakisch-ungarischen Studienzentren Leutschau, Käsmark, Schemnitz und Preßburg führten diese Gegensätze zu wirklichen Zusammenstößen; Štúr selbst schreibt scharfe Flugschriften gegen die Ungarn — jedoch auf Grund des oben Gesagten scheint mir doch die Behauptung Julius von FARKAS's bestätigt: „... es ist der Kampf zweier verschiedener und doch verwandter Geister...“²⁾.

Und deshalb macht der slovakische Schriftsteller schließlich ein Ende mit dem Gedanken der politischen Gemeinschaft aller Slawen — obwohl er die kulturellen Wechselbeziehungen dauernd betont —, deshalb ist er bestrebt, zu Hause auf dem heimischen Boden die Entwicklung seines Volkes im Hegelschen Sinne, neben dem Ungartum oder, wenn man will, mit dem Ungartum vereint, zu fördern: „Wir glauben, daß auch die ungarische Nation im Interesse ihrer eigenen Zukunft sich mit den anderen Nationen vereinigen muß. Vernichten lassen wir uns nicht, aber Hand in Hand sind wir sogar mit Freude bereit für unser Vaterland zu sterben“³⁾.

Mit diesen wenigen Worten bestätigt Andreas SLÁDKOVIČ⁴⁾, der hervorragendste Vertreter dieser Schule, daß die Traditionen Hungarias in den Tiefen seiner Seele lebendig sind, während das Endziel seiner dichterischen Tätigkeit die Begründung der nationalen Selbständigkeit seines slovakischen Volkes ist. Sein Familienname lautete BRAXATORIS. Die griechischen oder lateinischen Namen wie Braxatoris, Sutoris, Vietoris reichen in die Zeit der Renaissance zurück, und es ist für die eigenartigen ungarischen Verhältnisse bezeichnend, daß man heute diese Namen sowohl bei Ungarn als auch bei ungarländischen Deutschen und auch bei Slowaken findet. Die slovakisch-protestantischen Literaturtraditionen brachte er aus dem

¹⁾ Siehe den unter Anm. 1, S. 126 erwähnten Brief Šturs.

²⁾ J. VON FARKAS: *A fiatal Magyarországi kora* (Die Epoche des jungen Ungarn), Bp. 1932, S. 89.

³⁾ A. SLÁDKOVIČ: *Narodnie školy*, Slovenské Narodnie Noviny, Jahrg. 1846.

⁴⁾ Für die biographischen Angaben Sládkovičs siehe auch noch: Flora KLEIN-SCHNITZOVÁ: *Andrej Sládkovič a jeho doba*, Prag 1928.

Elternhause mit, und daß in den Tiefen dieser Traditionen noch die Spuren der vergangenen einheitlichen Geistigkeit lebendig sind, muß wohl kaum erwähnt werden. Sein erstes großes Werk, ein lyrisches Gedicht, das sich aus selbständigen Versstrophen zusammensetzt und den Titel *Marína* trägt, entstand in Halle, als er sich als Student vollkommen einsam fühlte und an die Liebe seiner Schemnitzer Mittelschuljahre, Marina, zurückdachte und an die wunderschöne Landschaft, in der er damals lebte, an die Heimat. Die voneinander unabhängigen Versstrophen sind aneinander gebunden durch ein großes, romantisches Gefühl, die Sehnsucht nach der Heimat. Auf seine Dichtung wirkte wohl auch Puškin und Byron, doch die seelische Haltung des Dichters ist ganz selbständig und in vielem verwandt mit der Haltung Alexander KISFALUDYS, wie sie uns in seinem Gedicht „Himfy szerelmei“ (Liebe des Himfy) entgegentritt. Auch die lyrischen Verse in dem Gedicht „Himfy szerelmei“ verbindet die Sehnsucht nach der Heimat, die Erinnerung an die Geliebte und die heimische Landschaft, die den im Ausland herumirrenden Dichter befällt: auch hier ist die dichterische Stimmung der beiden Dichter dieselbe, wenn sie die Gestalt der idealen Frau, und insofern auch des Nationalideals, besingen. Wir haben noch keine Beweise, ob Sladkovič, der im Übrigen sehr gut ungarisch konnte, das Werk Kisfaludys kannte. Kannte er es nicht, so wird, was ich sagen möchte, noch plastischer: die geistige Einheit innerhalb Ungarns hört selbst im Zeitalter der politischen Kämpfe nicht auf zu bestehen.

Und dies ist auch in dem andern großen Werk des Dichters, im *Detvan*, zu erkennen. Es ist ein Volksepos voller lyrischer Momente, es beschwört die idyllische, idealisierte Welt eines slowakischen Dorfes herauf, im Mittelpunkt stehen die beiden Helden, Martin und Helena, die sich lieben. Beide sind ideale Typen des slowakischen Charakters, sind Träger jener Tugenden, die der Dichter für wesentlich hält, um die Zukunft seines Volkes gestalten zu können. Das Leben dieser Gestalten ist ein unschuldiges, idyllisches, einfaches Leben, wie Herder es dargestellt hat. Der Dichter wendet häufig das Mittel der dekorativen Volkhaftigkeit, ein spätbarockes Element, an und beweist so von Neuem, daß Puškin ihn beeinflusste. Martin wird zum slowakischen Männerideal, weil er durch seine Tapferkeit, Gerechtigkeitsliebe, seinen Glauben an die Unschuld und seine Geradheit die Sympathien König Matthias' gewinnt, der ihn in seine berühmte schwarze Garde aufnimmt. Also ein slowakischer Schriftsteller, der, bei der schöpferischen Verwirklichung der nationalen Selbständigkeit seines Volkes, König Matthias zum Schiedsrichter ernannt, und sich diesem Richtspruch beugend, seinen Helden zum nationalen Ideal erhebt: ein Vorgang, der nur auf Grund der Hungarus-Geistigkeit möglich ist. König Matthias spielt zweifellos eine bedeutende Rolle in den Traditionen aller Völker, die innerhalb der alten

ungarischen Grenzen lebten ¹⁾). Und der Dichter der slovakischen Unabhängigkeit verwirft diese Traditionen nicht, sondern baut sie ein in das Werk, das zur Grundlage der Selbständigkeit seines Volkes werden soll.

Die Reste der seelischen Übereinstimmung sind offenbar auch in den Zeiten der heftigsten politischen Kämpfe lebendig.

VII.

Inzwischen hatte der ungarische Freiheitskampf (1848—49) die Waffen bei Világos niedergelegt: tödliche Stille senkte sich auf das Land, denn das Haus Habsburg befolgt im Augenblick, als es sich im Sattel fühlt, nicht mehr seinen Wahlspruch „Divide et impera“, sondern unterdrückte alle seine Untertanen gleichmäßig: Ungarn sowohl als Slovaken. Während und nach dem Freiheitskampf entwickelte sich der stärkste Trieb der ungarischen Literatur: der ungarische Klassizismus, dessen hervorragendste Vertreter Alexander PETŐFI und Johann ARANY sind. Es ist hier nicht Raum, um den ungarischen Klassizismus eingehender zu besprechen, es soll hier nur auf das hingewiesen werden, was zum Verständnis der Situation unbedingt nötig ist. Petőfi formte aus dem in ganz Europa herrschenden Freiheitsideal mittels der ihm eigenen Heimatsdichtung den spezifisch ungarischen Freiheitsgedanken: er verbindet den Freiheitsbegriff seines Landes mit seinem eigenen subjektiven Freiheitsbegriff. Auch er geht, wie Johann Arany, vom Realismus der Volksdichtung aus, er schrieb für das Volk und über das Volk: und damit überschreitet ihr Programm den Rahmen der Literatur. Das besondere Problem Ungarns in dieser Zeit ist das Fehlen eines Bürgertums, denn die Türkeninvasion hatte für lange Zeit die Entwicklung des städtischen Lebens unmöglich gemacht. Das 19. Jh. aber ist beherrscht von dem Bürgertum. Petőfi und Arany wollen aus dem Volk mit Hilfe der Literatur ein Publikum, mit anderen Worten, ein gebildetes Element schaffen. Dieses Programm hätte eine lange ruhige Entwicklung gefordert, doch machte dies das rasende Tempo des Jahrhunderts, die zauberhafte schnelle Entwicklung der Städte, besonders Budapests, unmöglich. Die dünne Schicht des Bürgertums ergänzte sich einesteils aus dem verbürgerlichten Element des Adels, andernteils aber aus Fremden, zum großen Teil aus Juden, und dies führte am Ende des 19. Jh.s zu einer tragischen Situation ²⁾). Die ungarischen Traditionen des Klassizismus wurden im darauffolgenden Epigonenzeitalter durch das Eindringen der Assimilierten verbildet, die Generation der Epigonen ahmte

¹⁾ Vgl. E. PERFEKCIJ: *Podkarpatské a haličkoruské tradice o králi Mátyášovi Corvinovi*, Preßburg o. J.

²⁾ Die Synthese dieser tragischen Lage gibt J. VON FARKAS in seinem Buche: *Der Freiheitskampf des ungarischen Geistes*, Berlin 1940.

sie nur formell nach, ja übertrieb ihre Formen. Die charakteristischsten Züge des ungarischen Klassizismus, die Volkhaftigkeit und richtige Einschätzung der realen Welt, wurden einesteils verfälscht, andernteils von ihrer idealen Ebene zu dem zynischsten Materialismus, den die Kaffeehausliteratur einer fremden Gesinnung hervorbringen konnte, verballhornt.

Im gesellschaftlichen Leben des Slovakerntums brachte das 19. Jh. keine so großen Veränderungen wie im Ungarischen. Der slovakische Schriftsteller des Jahrhundertendes lebte in der kleinstädtischen, patriarchalischen, intimen Atmosphäre auch dann noch, als der größte Teil des ungarischen literarischen Lebens schon von dem unglaublich schnell wachsenden Budapest aufgesogen wurde, und dieses kleinstädtische bzw. dörfliche Leben war sehr geeignet, dem Dichter die ihm schon an und für sich verwandte Haltung des volkhafte ungarischen Klassizismus nahezu bringen; und so kommt es, daß einige slovakische Schriftsteller am Ende des 19. Jh.s sich, interessanter Weise, der im reinsten Sinne des Wortes „zweiten Generation“ des ungarischen nationalen Klassizismus anschließen.

Hviezdoslav¹⁾, mit Familiennamen Paul von Országh, der größte Schriftsteller der zweiten Hälfte des 19. Jh.s, ist bis heute die hervorragendste Gestalt der slovakischen Literaturgeschichte. Er gehört dem slovakischen niederen Adel an, trägt einen ungarischen Namen, und in seiner Familie mußten, wenn auch nur instinktmäßig, die Traditionen des ständischen ungarischen Reiches lebendig sein, als in den blutigen Tagen des Jahres 1849, gerade zur Zeit der Kosakeneinfälle, der Dichter geboren wurde. Dies wird noch durch die Tatsache bestätigt, daß seine Lebensform, die ihn neben der Pflege der Dichtung Bezirksrichter werden ließ, in vieler Hinsicht der Gentrykaste, die aus den alten ständischen Traditionen entsprang, ähnlich ist. Im Allgemeinen fühlte er sich von der ungarischen Kultur angezogen: er besuchte die Mittelschule in Miskolc, wo er sich drei Jahre lang aufhielt und die damals unterdrückten und trotzdem zum Sieg gelangenden nationalen ungarischen Ideale, die Ideale Petöfis, in sich aufnahm. Als Schüler der dritten Gymnasialklasse schrieb er seine ersten Verse in ungarischer Sprache, die er bis zu seinem Lebensende nicht vergaß. Als er nach seinen Rechtsstudien aus Eperjes wieder nach Hause zurückkehrte, wurde er zum Vorkämpfer seiner Nation und kam so zu den damaligen Vertretern der ungarischen Staatsmacht in Gegensatz, die, wie bereits erwähnt, zum guten Teil verfälscht oder nur rein formell, die Ideale der ungarischen Klassiker nachahmten, doch blieb ihm die seelische Grundlage, die aus seiner Studentenzeit stammte und die er auch abstammungsmäßig besaß, bis zum Ende seines Lebens von großem Wert;

¹⁾ Vgl. meine Arbeit: *Hviezdoslav*, Arch. Phil., 1938, S. 10—12. Auch als SA vorhanden: Bp. 1939.

auch konnte er die ungarische Literatur niemals vergessen. Dies beweist nicht nur seine fleißige Übersetzungsarbeit an den ungarischen Klassikern, sondern besonders die Auswahl, die er als echter, tiefsinniger Dichter, seinem künstlerischen Erlebnis entsprechend trifft¹⁾. Auf Grund dieser Übersetzungen, unter denen zweifellos MADÁCHS Tragödie des Menschen die größte Leistung bedeutet, wählte die ungarische Kisfaludy-Gesellschaft den Dichter Hviezdoslav zu ihrem Mitglied.

In seiner epischen Dichtung behandelt Hviezdoslav einesteils das slovakische Volksleben (*Hájnikova žena*, *Bútorá a Čútorá*, *Na obňocke* usw.), andernteils aber die Welt der Gesellschaftsklasse, aus der er selbst stammt: den auf dem Dorf lebenden niederen Adel (*Ežo Vlkolinský*, *Gábor Vlkolinský*). Bei der Darstellung des Volkslebens folgt er noch romantischen Traditionen; er behandelt sein Thema häufig, wie derselbe Typus auch in der ungarischen Literatur behandelt wird. Dem schlechten, hinterlistigen, herrschsüchtigen Herrn stellt er den Bauern, der arbeitssam, fleißig und ehrlich, als Hoffnung der Zukunft in seiner idealen Welt lebt, gegenüber; die Seelenkraft und ideale seelische Welt schöpfen diese ideallebenden Völker aus der freien, mutigen Natur, über die er mit seiner Phantasie genau so verfügt und die er mit dem Gedanken der Freiheit ebenso beseelt wie der Ungar Petöfi. Der Unterschied liegt nur darin, daß Hviezdoslav, anders als Petöfi, der in der ungarischen Tiefebene das Land der Freiheit erblickte, die Welt der steilen Berge besingt: seine Landschaftsbilder bedeuten also eine neue Farbe innerhalb der Dichtung des ungarischen Landes, wenn man, auf Grund der bisherigen Ausführungen, die ganze Entwicklung als eine geistige Einheit auffaßt. Was die Charakterisierung seiner Helden anbelangt, ist Hviezdoslav realistischer als seine slovakischen Vorgänger, z. B. *Sládkovič*. Bei der Zeichnung seiner Helden steht ihm nicht nur das, was er ausdrücken will, die im edelsten Sinne des Wortes verstandene dichterische Tendenz, vor Augen, sondern die ewigen Probleme der menschlichen Seele: die Sünde und ihre Vergeltung. In seinem Gedicht: *Hájniková žena* steht im Mittelpunkt der Handlung ein Mord: die Heldin begeht aus Selbstschutz einen Mord, doch stellt der Dichter die Frage: hat die Sünde wohl in dieser Form ihre Berechtigung? Die Strafe ist meist das unruhige Gewissen, genau wie in den Balladen seines Meisters Johann Arany. Aber auch er schreibt meisterhafte Balladen, in denen er mystischen Kräften sinnlicher und übersinnlicher Natur eine große Rolle zuweist, in denen aber doch, wie bei Johann Arany, der tragische Kern, die Strafe durch das böse Gewissen, enthalten ist. Dies alles ist auch durch die tiefgründige und mit großer Beobachtungsgabe gesegnete

¹⁾ Über die Beziehungen Hviezdoslavs zu J. Arany schrieb Pavel BUJNÁK: *Ján Arany v literatúre slovenskej*, Prag 1924.

Gesinnung Hviezdoslavs zu erklären, aber dies ist es auch, was seine tiefe seelische Verwandtschaft mit dem großen ungarischen Dichter verständlich macht. Sie haben auch dieselben Themen zu Balladen verarbeitet: der Gegenstand der Ballade *Vrtohlávka* ist identisch mit dem der Arany'schen Ballade „*Tetemrehivás*“ (Gottesgericht), die Ballade *Krivo-prisažník* ist dieselbe wie „*Hamis tanu*“ (der falsche Zeuge), die Ballade *Ráchel* stimmt sowohl vom Standpunkt des Gegenstandes als auch des Inhaltes überein mit Arany's *Ráchel siralma* (die Klage Rachels), doch kann auch hier nicht von einer einfachen Übernahme die Rede sein, sondern von einer gemeinsamen Problematik, die aus der ähnlichen seelischen Haltung der beiden Dichter erklärbar ist. Und deshalb kann man auch eben bei den Gedichten gleichen Inhalts die besonderen persönlichen Eigenschaften Hviezdoslavs erkennen: seine Neigung zum Mystizismus, seinen eigenartigen Predigerton und seinen, verglichen mit dem ungarischen Dichter breitfließenden, detaillierenden Vortrag. All diese Unterschiede sind durch seine rassisch- und nationalbedingten Charakterzüge und seine im Elternhause bereits aufgenommene biblisch-protestantische Geistigkeit zu erklären. Häufig nähert er sich der ungarischen Literatur, wenn er das Leben des slovakischen niederen Adels beschreibt. Es ist dies dieselbe halbgebildete, die Latinität des alten Reiches nur mehr in sinnlos angebrachten Worten und Ausdrücken bewahrende, etwas leichtfertige, immer politisierende Adelsschicht, die im Laufe des Jahrhunderts von der ungarischen Literatur häufig behandelt wurde. Daß der Dichter die politisierenden Adligen dazu benützt, seine ungarfeindlichen, politischen Ansichten zu äußern, ist nicht zu verwundern, bedenkt man die politischen Verhältnisse des 19. Jh.s, doch weist die verwandte Themenwahl auf eine Gemeinsamkeit der Seelenhaltung hin. Und selbstverständlich sind auch die Motive gemeinsam. Hier möchte ich nur den berühmten Streit der beiden feindlichen Nachbarn in Erinnerung rufen, wie ihn Johann Arany in seinem berühmten, humorvollen Gedicht „*Fülemüle*“ (die Nachtigall) behandelt, das den slovakischen Dichter gerade wegen der ähnlichen gesellschaftlichen Zustände packt.

BUNÁK erklärt in seinem bereits zitierten Werke die seelische Verwandtschaft der beiden Dichter Arany und Hviezdoslav besonders durch die Tatsache, daß beide mit der Bibel aufgewachsen sind. Im Grunde genommen ist diese Behauptung stichhaltig, doch ist zwischen den beiden im Einzelnen ein großer Unterschied. Der Calvinist Johann Arany spricht eine meisterhafte, zurückhaltende, gedrängte Sprache, Hviezdoslav hat wegen seiner evangelischen Natur einen Predigerton. In einem aber stimmen sie überein: es ist die gleiche Seelenstimmung, die sich in ihren lyrischen Gedichten spiegelt. Beide betrachten die Dichtung als eine Flucht vor den Sorgen des Lebens — beide ziehen sich in die Natur, in die Familie,

in das idyllische Leben des einfachen Volkes zurück, wenn von Außen etwas Verletzendes an sie herantritt. Es ist eine eigenartige, für beide charakteristische Haltung, abends oder bei dem Jahreswechsel auf den vergangenen Tag bzw. auf das vergangene Jahr zurückzublicken und daraus seelische Kräfte für den weiteren Kampf zu schöpfen.

In den lyrischen Gedichten nationalen Charakters finden wir bei Hviezdoslav häufig Stimmen, die die zeitgenössische ungarische Staatsführung angreifen, doch ist seine Grundstimmung das Motiv der verwaisten Nation, ein Motiv, das das Bewußtsein in sich schließt, daß die Nation die Kraft zur Selbständigkeit und zum Kampf gegen ihre Feinde nur aus eigener Kraft schöpfen kann. Und dies ist wiederum auf die gemeinsame Hungarus-Haltung zurückzuführen. Der greise Dichter erlebt nach Beendigung des Weltkrieges die Bildung des tschechoslovakischen Staates auf den Trümmern des alten Reiches Ungarn, aber als er starb, lagen die Balladen Johann Arany's auf seinem Tisch, als ein schöner Beweis für die seelische Gemeinschaft.

VIII.

Nach dem Ende des Weltkrieges geschehen auf allen Gebieten des slovakischen Lebens große Veränderungen, geradezu revolutionäre Bestrebungen. Das Slovakentum verläßt plötzlich seine alten Traditionen, verläßt die Welt des Völkischen und wünscht auf neuen Wegen weiterzuschreiten¹⁾. Und wo sucht die junge Nation nach Beispielen? Bei der nächsten Quelle, „dem Brudervolk“ in der Nachbarschaft. Das tschechische geistige Leben beeinflußte von nun an die nach neuen Wegen suchenden Slovakien sowohl in ihren geistigen als auch in ihren politischen Bestrebungen¹⁾.

Was hat das Slovakentum von der tschechischen Literatur bekommen? Etwas, was seiner bisherigen geistigen Entwicklung vollkommen unbekannt war: die kleinbürgerliche und materialistische Denkungsart und Weltanschauung. Diese Anschauung, die ein charakteristischer Zug der Demokratie Benesch's war, bereicherte die Ausdrucksform, die bisher innerhalb der slovakischen Literatur sehr beschränkt war. Die tschechische Lyrik und schöne Prosa, die von den Franzosen beeinflußt war, stellte die junge slovakische Schriftstellergeneration vor Probleme der Form, bzw. der Formdurchbrechung. Dies gedieh der slovakischen Literatur vom Standpunkt der „l'art pour l'art“ zu großem Nutzen. Aber vom Standpunkt des Geistes ist es ein nahezu quälendes Paradoxon, daß die slovakische

¹⁾ Vgl. den Gedankengang und die Anmerkungen dieses Kapitels mit meinem Artikel: *A mai szlovák folyóiratirodalom* (Die heutige slovakische Zeitschriftenliteratur), *Apollo*, Heft 4, S. 170—76.

Lyrik, die programmgemäß nach neuen Wegen sucht und revolutionär gestimmt ist, wenn auch nur zum Teil, aber immerhin die müden, desillusionierten Töne der französischen bürgerlichen Lyrik, der Dekadenz, anstimmt.

Die Folge davon war, daß diese neue, traditionslose slovakische Literatur in nur sehr geringem Maße den Weg zum Publikum findet. Es gibt viele Zeitschriften und Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt, aber die Leser dieser Produktion setzen sich nur aus der Schicht zusammen, aus der auch die Dichter kommen: aus der frischen, wenig zahlreich vorhandenen neuen Generation, die die Vergangenheit künstlich verleugnen will.

In dieser Atmosphäre tritt etwas Unerwartetes ein: der Ungar Andreas ADY gewinnt einen großen Einfluß auf die junge slovakische Dichtung. Nach dem Kriege wird Ady von vielen slovakischen Lyrikern übersetzt und nachgeahmt und es ist nicht übertrieben zu sagen, daß er in der slovakischen Literatur mehr Nachahmer findet als in der ungarischen. Viele dachten, die Adyverehrung sei nichts anderes, als eine Hinwendung zum französischen Geschmack, dem Symbolismus, der Parisbegeisterung der dekadenten Dichtung, die sich zweifellos auch bei Ady findet. Beobachtet man die Adyübersetzungen der zeitgenössischen Zeitschriften, blättert man in den Adyübersetzungen Vojtech MARKOS¹⁾, fällt einem auf, daß mit Vorliebe die französisch beeinflussten Gedichte Adys übersetzt sind. Doch ergreift auch die besondere persönliche Stimmung Adys die slovakischen Schriftsteller und Stephan KRČMÉRY: Andrej Ady v slovenskom zrkadle (Andreas Ady im Spiegel der Slovaken gesehen) zitiert einen Ausspruch Adys, der vollkommen in diese Studie hineinpaßt: „Denn ob ungarisch, walachisch oder slawisch, ist es nur immer ein und derselbe Schmerz“ — und fügt hinzu: „wer so schreibt, erkennt das slovakische Volk als gleichwertig an“²⁾. Und in derselben Nummer der Zeitschrift *Elán* erscheint eine Übersetzung des Adyschen Gedichtes *Esze Tamás komája* (Tamás Eszes Vetter), das aus dem Schicksalsgefühl des großen ungarischen Dichters entsprungen war. Dies ist auf keinen Fall mehr mit dem Kult der Dekadenz, der Parisbegeisterung zu erklären. Die Erklärung der Ady-Begeisterung der Generation der Nachkriegsdichter gab der frühverstorbene slovakische Literaturhistoriker Rudo UHLAR. Wir zitieren nur einige Zeilen aus seiner Studie³⁾, denn auch durch diese wenigen Zeilen kann man das Wesen dieser Arbeit erläutern: „Ady wirkte durch seine starke Persönlichkeit und durch die Tatsache, daß seine Gedankenwelt

1) Ondrej ADY: *Verše*. Vybrané básne. Preložil Vojtech Marko, Neusohl 1934.

2) *Elán*, Jg. V, Nr. 5.

3) R. UHLAR: *Vzt'ahy medzi slovenskou literatúrou a literatúrami susednými*. Detvan 50. rokov v Prahe, 1932, S. 120—54.

größtenteils durch die gemeinsame kulturelle Entwicklung geformt worden war. . . . Der junge slovakische Dichter fand in Ady mehr gemeinsame Züge als sonst in irgend einem anderen Dichter, als in den ihm nahestehenden Dichtern oder Schriftstellern der Nachbarvölker.“ Wenn wir mit Uhlars Zeilen unseren eigenen Gedankengang ergänzen, so müssen wir feststellen, daß die Hungarus-Geistigkeit, die Spur der geistigen Einheit, auch in der Epoche der Aufgabe der Vergangenheit und des Suchens nach neuen Wegen nicht aufgehört hat.

Inzwischen aber merkten die Führer des slovakischen geistigen Lebens, daß sie auf falschen Wegen wandelten. Sie bemerkten, daß die französisch-tschechische, materialistische, kleinbürgerliche Literatur vom Standpunkt der slovakischen Entwicklung aus wurzellos war, und sie fühlten, daß der Weg zu den Traditionen des slovakischen geistigen Lebens zurückführen mußte; zwischen 1935 und 1936 treten immer mehr Dichter auf, die diese Auffassung künden. Vielleicht ist es nicht nötig, an dieser Stelle besonders zu erwähnen, daß dieses Zurückfinden zu den eigenen Traditionen, das Suchen nach der eigenen, individuellen, nationalen Seele, unmittelbar der heutigen slovakischen politischen Unabhängigkeit vorangegangen war; dies ist ein Beispiel dafür, daß große politische Ereignisse durch große Veränderungen des geistigen Lebens eingeleitet werden.

Ungarn und die Kroaten.

Von

Ladislauš Hadrovics (Budapest).

I.

Der gemeinsame ungarisch-kroatische Staat, der mit kleineren Unterbrechungen mehr als acht Jahrhunderte hindurch bestanden hat, hinterließ nicht nur in der politischen, sondern auch in der kulturellen Entwicklung des kroatischen Volkes seine Spuren. In der andauernd gespannten politischen Atmosphäre des vergangenen Jahrhunderts trat eine starke Entfremdung der Ungarn von den Kroaten durch die politischen Kämpfe ein. Es ist also leicht zu verstehen, daß die kroatischen Gelehrten erst in allerletzter Linie an die Erforschung der ungarisch-kroatischen kulturellen Beziehungen dachten. Jeder Versuch, der in dieser Hinsicht vor dem Weltkrieg unternommen wurde, geschah ausschließlich von ungarischer Seite, doch leisteten auch die Ungarn nicht viel auf diesem Gebiete. E. MARGALITS, der erste Professor für kroatische Sprache und Literatur an der Universität Budapest, der erst unlängst verstorben ist, gab in den 90er Jahren ein für die ungarischen Geschichtsforscher sehr nützliches Buch heraus. Es ist dies „A horvát történelem repertórium (Repertorium der kroatischen Geschichte)“, eine Sammlung von Auszügen wissenschaftlicher Artikel nationaler Tendenz, die in kroatischen Zeitschriften und periodischen Veröffentlichungen erschienen sind¹⁾. Diese Arbeit zeugt von dem selbstlosen Fleiß des Gelehrten; ihr Hauptwert liegt darin, daß den ungarischen Gelehrten die Ergebnisse der kroatischen Geschichtsforschung nun auch zugänglich wurden, wenn sie die kroatische Sprache nicht beherrschten. Leider wurde das Werk nicht fortgesetzt. Ein Zeitgenosse Margalits' war L. v. THALLÓCZY, der sich besonders mit kroatischen und serbischen Geschichtsproblemen befaßte, und dessen Name durch seine bosnischen genealogischen Studien und die Veröffentlichung mehrerer Urkunden auch im Ausland bekannt wurde. A. HODINKA, der sich später hauptsächlich mit den ungarisch-russischen Beziehungen beschäftigte, arbeitete

¹⁾ E. MARGALITS: *Horvát történeti repertórium* (Repertorium der kroatischen Geschichte) I—II. Budapest 1900—1902.

zuerst auch über kroatische und serbische Geschichtsprobleme. Diese Gelehrten untersuchten aber eher die politische als die kulturelle Seite der ungarisch-kroatischen Beziehungen. Kurz vor dem Weltkrieg tauchte ein junges, vielversprechendes Talent auf, Joseph M. HAJNAL, der im besonderen die Beziehungen des Ungartums zu den Kroaten studierte, den aber im Jahre 1906 in noch ganz jungem Lebensalter die Schwindsucht dahinraffte. JAGIĆ verabschiedete den jungen Gelehrten pietätvoll in einem kurzen Nekrolog¹⁾. Im Laufe dieser Arbeit werden seine Studien mehrmals zitiert werden. Der Nachfolger Margalits' an der Universität Budapest, R. SZEGEDI, widmete den größten Teil seiner Arbeit der Erforschung der ungarischen Beziehungen zu der kroatischen und serbischen Volksepik. Die Wissenschaft verdankt ihm eine ganze Reihe von Studien über ungarische Helden der südslavischen Volksdichtung sowie eine ausgezeichnete sprachwissenschaftliche Arbeit über die Hungarismen der im Jahre 1651 erschienenen kaj-kroatischen Bibelübersetzung; die Ergebnisse dieser Arbeit sind in diesem Aufsatz aufgearbeitet. Leider weckten die Forschungen Szegedis gar kein Echo in der wissenschaftlichen Literatur der Serben und Kroaten.

Zu gleicher Zeit wandten sich viele ungarische Vertreter der allgemeinen slawischen Philologie auch Problemen der kroatischen Sprachwissenschaft oder Literaturgeschichte zu, so z. B. MELICH, der die ältesten kroatischen Glossen, die mit lateinischen Lettern geschrieben sind, in einem aus dem 14. Jh. stammenden Meßbuch entdeckte²⁾. Der einzige ungarische Spezialist der slowenischen Literatur, A. PAVEL³⁾, befaßte sich ebenfalls mit mehreren Fragen auf dem Gebiete der ungarisch-slovenischen Beziehungen. In die Vorkriegszeit fallen auch die ersten wissenschaftlichen Werke des leider so früh verstorbenen Slavisten J. v. BAJZA. Bajza arbeitete anfangs wohl auf dem Gebiete der ungarischen Literatur und Sprachwissenschaft, ging aber später, unter dem Einfluß des kroatischen Geschichtswissenschaftlers M. v. ŠUFFLAY, den er als junger Beamter der Széchenyi-Bibliothek kennen lernte, zur Slavistik über. Bajza, der aus einer ungarischen Familie stammte und von Hause aus überhaupt keine Vorkenntnisse für das Slawische mitbrachte, arbeitete sich mit bewunderungswürdiger Energie und Ausdauer in das ihm fremde wissenschaftliche Gebiet ein. Es gelang ihm nicht nur, sich die kroatische Sprache fließend anzueignen, so daß es ihm möglich war, ein erstklassiger Fachmann auf dem Gebiet der kroatischen und serbischen Geschichte und Kulturgeschichte zu werden,

¹⁾ Archiv für Slawische Philologie 28 (1906), S. 640.

²⁾ J. MELICH: *Misekönyv a XIV. századból* (Meßbuch aus dem 14. Jh.). Magyar Könyvszemle, N. F., XI (1903), S. 36—64.

³⁾ Vgl. z. B. *Die südslawischen Quellen der Historie von der Tochter Bankós*. Egyetemes Philolog. Közlöny 1913, S. 104—112.

sondern diese ausgedehnten Fachkenntnisse ermöglichten ihm auch einen klaren Überblick über das ganze Balkan-Problem. Als er nach dem Weltkrieg als Nachfolger SZEGEDIS den Lehrstuhl in Budapest erhielt, interessierte er sich nicht mehr nur für die Vergangenheit, sondern auch für die Probleme der Gegenwart. Seine publizistische Arbeit — seine Artikel erschienen zerstreut in verschiedenen ungarischen Zeitschriften und Tageszeitungen — zeugt nicht nur von einem außerordentlichen politischen Scharfblick, sondern auch von tiefem moralischem Verantwortungsbewußtsein. Aber diese seine Tätigkeit auf publizistischem Gebiet hinderte Bajza, auf seinem Fachgebiet Großes zu leisten. Seine Arbeiten, die sich auf dem Gebiet der kroatischen Literatur bewegen, sind sehr sorgfältig und gewissenhaft verfaßt, jedoch blieben sie den kroatischen Gelehrten zum großen Teil unbekannt¹⁾. Seine Studien, die unterrichtenden Charakter haben, erfüllten vom ungarischen Standpunkt aus geradezu eine Mission (z. B. die über GUNDULÍC, BABIĆ-DJALSKI und SENOVA oder über die ungarischen Übersetzungen serbischer Dichter). In diesen Studien versuchte Bajza dem ungarischen Publikum die kroatische und serbische Kultur näher zu bringen. So ist es sein Verdienst, daß in Ungarn auch nach dem Kriege das Interesse für Südslawien wach blieb. Angeregt von Bajza befaßte sich J. v. DEÉR — bereits nach dem Kriege — in mehreren Studien mit dem Problem der Entstehung des ungarisch-kroatischen Staatenbundes und der ersten Jahrhunderte seiner Entwicklung, und auch ich verdanke Bajza die erste Anregung zur wissenschaftlichen Betätigung auf diesem Gebiete.

Während man also in Ungarn von einer bereits mehrere Jahrzehnte umfassenden Tradition der kroatischen Studien sprechen kann, verhält es sich in Kroatien leider im Hinblick auf Ungarn ganz anders. Unter den älteren kroatischen Literaturhistorikern und Philologen findet sich z. B. fast kein einziger, der die ungarische Literaturgeschichte auch nur annähernd gekannt oder die ungarische Sprachgeschichte auch nur mittelmäßig beherrscht hätte. Die kroatischen Geschichtler verwerteten in ihren Arbeiten wohl die Resultate der ungarischen Fachliteratur, doch suchten nur wenige von ihnen die reichen ungarischen Archive auf, um Quellenforschungen anzustellen. Die politischen Kämpfe lähmten bei den Kroaten fast vollständig das Interesse für das ungarische geistige Leben. Es klingt fast unglaublich und doch ist es wahr, daß obwohl der Weltkrieg durch die Auflösung der Staatengemeinschaft die beiden Völker in politischer Hinsicht weit auseinanderbrachte, gerade diese Entfernung die Möglichkeit einer

¹⁾ Z. B. *Horvát éposz Kálmán királyról* (Ein kroatisches Epos von König Koloman). Budapesti Szemle, Bd. 211 (1928), S. 11—50; *Podmaniczky Magyar Benigna a horvát költészetben* (Die Gestalt Benigna Podmaniczky Magyars in der kroatischen Dichtung). Budapest 1935; *A Szigetvári hős a horvát épikában* (Der Held von Szigetvár in der kroatischen Epik) Irodalomtört. Közlemények 48 (1937), S. 10—21.

wissenschaftlichen Annäherung in sich trug. Nachdem die politischen Spannungen der Vorkriegszeit aufgehört hatten, konnte von ungarischer Seite auch mit viel weniger Voreingenommenheit die kulturelle Vergangenheit der Kroaten untersucht und die bisher vernachlässigten ungarischen Einflüsse ohne den Verdacht einer Madjarisierung aufgedeckt werden. Wie sich die Zeiten verändert haben, zeigt der Umstand, daß in jüngster Zeit auch von kroatischer Seite Erfreuliches in dieser Hinsicht geleistet wurde. Und je tiefer man bei diesen neuesten Forschungen in die Vergangenheit des kroatischen Volkes eindringt, um so klarer zeigt sich, daß man, besonders in den an Ungarn grenzenden Gebieten schon seit den ältesten Zeiten mit einem ungarischen Einfluß rechnen muß. Im Geiste dieser Erkenntnis verfaßte D. KNEWALD, der Professor für Liturgie an der Universität Agram, seine neuesten Studien, in denen er den Parallelen zwischen der mittelalterlichen Liturgie Ungarns und der der Kirchenprovinz Agram nachspürt; er erregte damit gerade wegen des Themas in seiner Heimat großes Aufsehen. Diese Arbeit wirkt nicht nur deshalb bahnbrechend, weil in ihr eine ganze Menge neuer Ergebnisse zu Tage tritt, sondern besonders weil Kniewald mit ihr als erster jenen Zauber gebrochen hat, der bisher alle Vertreter der kroatischen nationalen Wissenschaften gefangen hielt.

Zum Schluß des vorigen Jahrhunderts und am Anfang des unsrigen bis zum Ende des Weltkrieges war das zentrale Problem der kroatischen Geschichtsschreibung das Zustandekommen des gemeinsamen ungarisch-kroatischen Staates. Diese Frage wurde sowohl von ungarischer als auch von kroatischer Seite in zahllosen Diskussionen beleuchtet, die häufig schon die Formen beleidigender Pamphlete annahmen, der Wissenschaft jedoch wenig Nutzen brachten. Die Frage an sich war nicht neu, sie war auch nicht aus der Problematik der Geschichtsschreibung entstanden, sondern durch die politischen Kämpfe aufgeworfen worden. Schon früher war sie hier und da in Verbindung mit den politischen Tagesereignissen zur Sprache gekommen, so oft die Kroaten und die Ungarn in ihrer Auffassung über den Charakter ihrer Staatsgemeinschaft in Gegensatz kamen, und so oft sie die aktuellen politischen Probleme und den Ursprung ihrer staatsrechtlichen Beziehungen aufdecken wollten. Inmitten dieser Streitigkeiten politischen Charakters bildete sich langsam eine ungarische und eine kroatische Auffassung heraus, die anstatt sich anzugleichen, immer weiter auseinanderstrebten, um schließlich in einer wissenschaftlichen Polemik zu enden.

Von kroatischer Seite wollte man unbedingt beweisen, daß die Kroaten den ungarischen König immer aus freiem Willen zu ihrem Herrscher gewählt hätten, und daß sie bei dieser Gelegenheit mit ihm einen Vertrag eingegangen seien, in dem ihre Rechte gesichert wurden; erst nach einer

solchen Vereinbarung sei auch der ungarische König Koloman zum König der Kroaten gekrönt worden. Diese rationalistische Erklärung der Entstehung der Staatsgemeinschaft entsprach vollkommen den kroatischen politischen Zielen, insofern auf diese Weise mit geschichtlichen Tatsachen bewiesen werden sollte, daß sie sich nur der Macht der ungarischen Krone unterworfen hätten, nicht auch der des ungarischen Volkes bzw. des ungarischen Reichstages. Dieser Auffassung zufolge hätte zwischen Ungarn und Kroatien keine andere Verbindung außer der Personalunion bestanden, was aber dem staatsrechtlichen Verhältnis der beiden Völker nicht entspricht. Die ungarischen Historiker (z. B. Johann KARÁCSONYI) hingegen blieben bei ihrer Behauptung, daß sowohl Ladislaus der Heilige als auch König Koloman die Kroaten mit den Waffen besiegt und das unterworfen Land besetzt hätten. Diese gleichfalsche Auffassung sollte als Rechtsgrundlage für eine Beschränkung der politischen Rechte der Kroaten dienen. Was dem heutigen Betrachter bei diesen Auseinandersetzungen sofort auffallen muß, ist das Ausmaß, in dem die wissenschaftlichen Probleme der Vergangenheit mit politischen Aktualitäten vermengt waren, daß die einander gegenüberstehenden Parteien aus dem Ergebnis der angeblich wissenschaftlichen Auseinandersetzungen sofort eine Waffe schmieden wollten, die sie in der Tagespolitik gebrauchen könnten. Es ist zu verstehen, daß dieser ganze Problemkomplex in der Zeit der starren staatsrechtlichen Dogmatik und der politischen Spannungen keine befriedigende Lösung finden konnte. Erst nach der Auflösung der Staatsgemeinschaft gestattete die ruhigere Atmosphäre in Ungarn eine Befreiung der umstrittenen Frage vom politischen Ballast und eine Wiederaufnahme des rein wissenschaftlichen Standpunktes. Die Lösung dieser Aufgabe ist das Verdienst J. DEÉRS¹). Deér ging von der Erkenntnis aus, daß die Geschichtsforscher vor dem Kriege sowohl auf ungarischer als auch auf kroatischer Seite stark unter dem Einfluß der Tagespolitik standen. Einfache Tatsache ist, daß sie mit einer bestimmten politischen Tendenz die wissenschaftlichen Probleme lösen wollten, und daß dies in ihrer Methodik eine ganze Reihe von Fehlern verursachte. Befangen in einer einseitigen staatsrechtlichen Dogmatik, wollten sie auch die Fragen der Vergangenheit von deren Gesichtswinkel aus lösen und bemerkten dabei nicht, daß sie Begriffe in eine Zeit zurückverpflanzten, die diese noch gar nicht kannte. So stand es gleichermaßen mit der ungarischen Lehre von einer Eroberung wie mit der kroatischen Auffassung von einem Staatsvertrag und einer Personalunion. Deér beweist vor allen Dingen, daß in der Machtpolitik des frühen Mittelalters die Unterwerfung fremder Länder keine besondere Rolle

¹) Vgl. *Die Anfänge der ungarisch-kroatischen Staatsgemeinschaft*. Arch. Europae Centro-Orientalis II (1936), S. 5—45.

spielte. Der Krieg entstand in den meisten Fällen aus ganz anderen Gründen. Die Herrscher Mittel- und Osteuropas waren miteinander eng verwandt, und durch diese Bande fühlte sich jeder verpflichtet, dem anderen zu helfen, wenn dieser von Feinden bedroht wurde. Das war die sogenannte Familienpolitik, auf die die meisten Kriege zurückzuführen sind, denn „diese Politik des familiären Eingriffs, die sich aus dunklen, aber moralisch bindenden Gefühlen der tatsächlichen und symbolischen Blutsverwandtschaft nährte, erscheint als die herrschende außenpolitische Form des frühmittelalterlichen Osteuropas“¹⁾. Den kroatischen Feldzug des ungarischen Königs Ladislaus muß man auf ähnliche Motive zurückführen. Zeitgenössische Quellenangaben betonen, daß nicht der Durst nach Ruhm oder fremdem Gut den ungarischen König in sein Unternehmen geführt hat, sondern einzig und allein der fromme Wunsch, seiner Schwester, der Witwe des kroatischen Königs Zvonimir, in ihrer bedrohten Lage zu helfen. Durch Feststellung dieser Tatsache rückte Deér den ganzen Fragenkomplex in das rechte Licht und befreite ihn von den erst später hineinprojizierten Charakterzügen staatsrechtlicher Art. Eine zweite wichtige Erkenntnis, nämlich daß sich die mittelalterliche Staatsgewalt auf privatrechtlicher Basis aufbaute, führte zur Richtigstellung des kroatischen Standpunktes. Deér weist im Gegensatz zu der Lehre von der Personalunion darauf hin, daß in dieser Zeit der Begriff des Staates noch eng mit dem persönlichen Machtbereich des Königs verbunden war, und „daß im mittelalterlichen Ungarn der Begriff der staatsrechtlichen Grenze, wie er in der ständischen Epoche aufgefaßt wurde, bis zur Mitte des 13. Jh.s unbekannt war“²⁾. Die Staatsgrenze war also identisch mit der Machtgrenze des Königs, und ohne den König bestand auch keine bestimmte Staatsgrenze. Die beiden Staaten, Ungarn und Kroatien, vereinigten sich auf diese Weise auf rein privatrechtlicher Grundlage zu einer staatlichen Einheit. Und was die Krönung des Königs betrifft, so war diese nur eine Anerkennung der neuen Lage von kirchlicher Seite her.

Es zeigt sich also, daß alle komplizierten staatsrechtlichen Details und Feinheiten, die sich später langsam während des Zusammenlebens der beiden Nationen herausgebildet haben, bei dem Zustandekommen der Staatsgemeinschaft noch gar nicht vorhanden waren. Die Staatsgemeinschaft beruhte zu Anfang nur auf der Personalunion, dieser Zustand entsprach vollkommen der frühmittelalterlichen Auffassung vom privatrechtlichen Staat. Erst später, als sich die staatsrechtliche Funktion der Begriffe „rex“ und „regnum“ differenzierte, entwickelte sich zwischen Ungarn und Kroatien aus der privatrechtlichen Bindung eine Lebensgemeinschaft, die auch staatsrechtlich geregelt wurde.

¹⁾ A. a. O. S. 19.

²⁾ A. a. O. S. 23.

Diese Erklärungen entsprechen den Verhältnissen des frühen Mittelalters viel mehr als irgendwelche früheren dogmatischen Theorien, aber man darf daneben nicht außer acht lassen, daß die Schaffung einer ungarisch-kroatischen Staatsgemeinschaft noch nicht das Ende der kroatischen Staatlichkeit bedeutete. Als die Kroaten in die Staatsgemeinschaft eintraten, waren sie zweifellos eine ältere Staatsnation als die Ungarn, mit ausgesprochenem Willen zur Macht, mit einer Staatsauffassung, die der mittelalterlichen und mitteleuropäischen Entwicklung gerade entsprach, und außerdem ein Volk mit nationalem Gefühl. Die kroatische Staatlichkeit bestand weiter, auch innerhalb des mittelalterlichen ungarischen Reiches, mit dem sie nicht verschmolz. Die kroatische Staatlichkeit überlebte auch die schwersten Versuchungen der Türkenzeit, einer Zeit, in der an der Grenze von Krain entlang nur ein schmaler Streifen vom türkischen Joch freigeblichen war: „reliquiae reliquiarum incliti olim regni Croatiae“. Dieser „Rest der Reste“ rettete den kroatischen Staatsgedanken, und seit der Zeit der nationalen Erneuerung hat sich dieser Staatsgedanke als Ausdruck des politischen Lebenswillens der Kroaten stärker erwiesen als die zeitweise auftauchenden politischen Fiktionen vom Illyrismus eines GAJ oder vom Jugoslavismus der STOSSMEYER und RACKI; heute gar ersteht der kroatische Staatsgedanke vor unseren Augen zu neuem Leben.

Diese Erörterung mußten wir der eigentlichen Studie vorausschicken, um zu zeigen, daß sich in dem Nachkriegsungarn auch auf diesem Gebiete der nationalen Wissenschaften eine Revision vollzogen hat.

II.

Schon lange vor der Entstehung der ungarisch-kroatischen Staatsgemeinschaft hatte sich in Ungarn das christliche Königtum, die einheitliche zentrale Organisation der Staatsmacht, entwickelt. Die Tatsache, daß die Ungarn sowohl der Staatsform als auch dem Glauben nach zu dem Westen gehörten, machte es möglich, daß die staatliche Vereinigung mit dem Kern der ebenfalls seit langem zu dem Westen gehörenden Kroaten zu Stande kam, und daß aus dieser Vereinigung keine inneren Krisen entstanden. Die Grundlagen der Staatsgemeinschaft und Bürgen des acht Jahrhunderte währenden Bundes waren die kulturelle Verwandtschaft und die geopolitische Lage der beiden Länder. Die kulturelle Verwandtschaft bestand selbstverständlich nur im Wesentlichen, in den Einzelheiten zeigten sich große Verschiedenheiten, doch muß man bedenken, daß auch die kroatischen Gebiete untereinander nicht auf ein und demselben kulturellen Niveau standen.

Das Kroatentum fand, als es sich an der Küste des Meeres ansiedelte, ein lateinisches Element städtischer Kultur vor, mit dem es sich vermischte,

und das ihm eine viel schnellere Entwicklung auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet ermöglichte, als z. B. dem Teil der Kroaten, der sich im Inneren des Landes niederließ. Die Entwicklung der Küstenstädte führte zur Bildung von kleinen Stadtstaaten, deren Stadtform vollkommen von dem Charakter der ungarischen Städte abstach. Während nämlich in Ungarn und im Inneren des Landes die Städte von einer starken einheitlichen und zentralen staatlichen Organisation zusammengehalten wurden, einer Organisation, die ihnen zugleich auch den gemeinsamen Schutz bot, hatten sich die Küstenstädte zu selbständigen kleinen staatspolitischen und strategischen Einheiten entwickelt, für die nur insofern eine Zugehörigkeit zu einem größeren Staatswesen Geltung hatte, als sie abwechselnd die Oberhoheit des byzantinischen Reiches, Venedigs oder Ungarns anerkannten. Ihre Bürger hatten also von vornherein nicht das Bewußtsein, zu einem Land, zu einem Reich zu gehören, ein Bewußtsein, das dem ungarischen Volke von Anfang an durch die starke Zentralgewalt vermittelt wurde. Gerade deshalb ist es interessant, daß im Mittelalter das ungarische Wort für „Land“ und für „Reich“ *ország* sich zusammen mit dem Begriff bis an die fernsten Stellen der Meeresküste verbreitete. Die ältere Form des Wortes *uruszág* (in der das Wort „Herr“ *úr* enthalten ist, und deren Bedeutung daher mit „Herrschaft“ gleichzusetzen ist) gelangte in der Form *rusag* schon im Mittelalter in das Kroatische, und dies nicht nur in den Urkunden der Küstengebiete, sondern auch in solchen des mittelalterlichen Bosnien. Die neuere Form *ország* fand besonders in dem Gebiet von Agram weitere Verbreitung, als ein Synonym des kroatischen Wortes für Land *zemlja*. Eine ähnliche Expansion nach Süden wurde auch dem ungarischen Begriff „Stadt“ zuteil. Das ungarische Wort für „Stadt“ *város* wurde nicht nur von der serbokroatischen Sprache übernommen, sondern verbreitete sich weiter über den ganzen Balkan und ist auch im Albanischen zu finden. Die weite Verbreitung solch eines ungarischen Wortes besagt natürlich noch nicht, daß der Einfluß der ungarischen Stadtkultur tatsächlich so groß gewesen sei. Das Zeugnis einzelner Wörter bedeutet vom kulturhistorischen Standpunkt aus nicht sehr viel, weil deren Verbreitung von den verschiedensten Kräften abhängt, und weil sie durch die merkwürdigsten Vermittlungen hindurchgegangen sein können.

Wenn die Lehnwörter aber auf einem bestimmten Gebiet in großen Mengen auftreten, und wenn sich in ihrem Gebrauch Jahrhunderte hindurch eine gewisse Folgerichtigkeit zeigt, so beanspruchen sie eine ganz andere Beurteilung. Lehnwörter solcher Art bewahren die Spuren der kulturellen Berührungspunkte zweier Völker. Wie z. B. die bulgarotürkischen, slawischen, lateinischen und deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache ein lebendiges Archiv bilden, das von der längeren Beziehung der Ungarn zu diesen Kulturen zeugt, so sprechen die ungarischen Ausdrücke,

die die kroatische Sprache übernommen hat, von dem Ausströmen der ungarischen Kultur in die kroatische seit dem Mittelalter. Diese Lehnwörter kommen selbstverständlich in den einzelnen kroatischen Gebieten nicht in gleichen Mengen vor, auch ist ihr Gebrauch verschieden häufig. Mangels genauerer sprachgeographischer Forschungen kann man von der Verbreitung einzelner Wörter nur in großen Zügen ein Bild geben. Am seltensten sind die ungarischen Lehnwörter in solchen kroatischen Gebieten, die nur zeitweise besetzt waren, oder die als Lehnsfürstentümer in engerer oder lockerer Beziehung zu dem ungarischen Reich standen, diesem aber niemals für eine längere Dauer angehörten. Abgesehen von ihrem nördlichsten Teil gilt dies z. B. für die ganze dalmatinische Küste, einschließlich der kleinen Republik Ragusa.

Im mittelalterlichen Bosnien verhinderte die feindliche Haltung der Bogumilen gegen den Katholizismus Ungarns eine kulturelle Austauschmöglichkeit und zur Zeit der türkischen Besetzung zerrissen die Beziehungen zu Ungarn ganz, auch traten große Veränderungen in den kulturellen Verhältnissen Bosniens ein. Einesteils trat nämlich der größte Teil des bosnischen Adels vom bogumilischen Christentum zum Islam über und wurde auf diese Weise westlichen Kultureinflüssen vollkommen unzugänglich, andernteils veränderte sich die Zusammensetzung der Bevölkerung durch den Zugang des orthodox-serbischen Elements und das durch die dauernden Kämpfe verursachte Abnehmen oder Auswandern der katholischen Kroaten. Diese bedeutenden religiösen und völkischen Bewegungen fegten die mittelalterlichen ungarischen Kultureinflüsse hinweg. Die kroatische Literatursprache bosnischen Ursprungs, die in verschiedenen Denkmälern erhalten ist, ist zwar von ungarischer Seite noch nicht durchforscht worden, scheint aber, soweit man aus einem oder zwei Denkmälern schließen kann, von ungarischen Wörtern fast frei zu sein (so z. B. die Bibelübersetzung aus dem 17. Jh. von BANDULAVIĆ).

Der größte Teil der dalmatinischen Küste entwickelte sich in kultureller Hinsicht nach italienischem Muster. Und selbst Ragusa, das während des 14. und 15. Jh.s enge Beziehungen zu Ungarn hatte, von denen später noch die Rede sein wird, wurde in seiner inneren Entwicklung von der ungarischen Herrschaft nicht berührt. Im allgemeinen wurde die dalmatinische Küste südlich Zengg von den ungarischen Kultureinflüssen nicht mehr erreicht und auch die ungarischen Lehnwörter sind südlich dieser Grenze kaum anzutreffen. Selbstverständlich werden nur die tiefgehenden, auf allen Gebieten des Lebens anzutreffenden Einflüsse in dieser Studie verfolgt, denn in einem weitergefaßten Sinne ließe sich sagen, daß die politischen Beziehungen der Kroaten zu den Ungarn auch in der Seele der ganzen Küstenbevölkerung eine lebhaftige Nachwirkung hinterlassen haben.

Ein ganz anderes Bild findet man im nordwestlichen und westlichen Teil des kroatischen Siedlungsgebietes (in den Komitaten Agram, Waraschdin und Körös), desgleichen an den nördlichen Teilen der Küste im čakavischen Mundartgebiet. Diese Landesteile waren es, die vom Beginn bis zum Ende des ungarisch-kroatischen Staatenbündnisses, also mehr als 800 Jahre lang, mit nur wenigen Unterbrechungen die engsten Beziehungen zu Ungarn hatten. Diese gleichen Gebiete waren es aber auch, die am wenigsten unter der türkischen Besetzung zu leiden hatten, so daß also hier die Bevölkerung weder in ethnischer noch in kultureller Hinsicht von so großen Volksbewegungen, wie z. B. Bosnien sie erlitten hatte, gehemmt wurde. Es steht also fest, daß hier durch die dauernden politischen Beziehungen bedingt, der ungarische Kultureinfluß am stärksten war und am erfolgreichsten aufgedeckt werden kann. Im allgemeinen stehen uns diese Gebiete vor Augen, wenn im Laufe dieser Studie von ungarischen Einflüssen innerhalb der kroatischen Kultur die Rede sein soll.

Die wichtigste Folge des ungarischen Kultureinflusses im Mittelalter war die Umformung des staatlichen, rechtlichen, gesellschaftlichen und religiösen Lebens nach ungarischem Muster und die Weiterentwicklung des kroatischen Volkes in Übereinstimmung mit dem ungarischen. Die sprechendsten Beweise für diese Anpassung stellen solche ungarische Lehnwörter dar, die in beiden kroatischen Dialekten im Ča- und im Kajkavischen bereits in den ältesten Sprachdenkmälern zu finden sind. Diese Lehnwörter zeigen, daß dieser Teil der Kroaten zum großen Teil durch ungarische Vermittlung die Begriffe, die sich auf zahllose Einrichtungen einer höheren Kultur beziehen, kennen gelernt oder seine alten diesbezüglichen Begriffe zum guten Teil unter dem ungarischen Einfluß umgeformt hat. Den intensiven Charakter dieses Einflusses bezeugt der vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus wichtige Umstand, daß zusammen mit den neuen Begriffen nicht nur Substantiva, sondern auch viel schwerer eindringende Verba übernommen wurden. Neben den bereits erwähnten Wörtern *ország* (*rusag, orsag*) „Land, Reich“ und *város* (*varos, varas*) „Stadt“ zeigt auch die Übernahme des Ausdrucks für Komitat: *vármegye* (*varmedja, gradskamedja*), daß sich die administrative Einteilung des mittelalterlichen Kroatien nach dieser spezifisch ungarischen Form entwickelt hat. Doch stammte nicht nur diese administrative Einteilung des Landes aus Ungarn, sondern, da der ungarische königliche Hof auch zugleich der kroatische war, gingen auch die Ausdrücke für die verschiedensten höfischen Würden aus dem Ungarischen ins Kroatische über wie z. B. *herceg* (*herceg*) „Herzog“, *nádorispán* (*nanderspan*) „Palatin“, *lovázmester* (*lovasmester*) „Stallmeister“, *tárnokmester* (*tarnokmester*) „Schatzmeister“, *fejember* (*fember*) „Magnat“ usw. An Ausdrücken des Rechtslebens wurde übernommen: *biró* (*birov*) „Richter“, *bírság* (*bírsag*) „Strafgeld“, *tanács* (*tolnac*) „Rat“, *vallani* (*valu-*

vati) „gestehen“ *vallás* (*valuvas*) „Geständnis“, *bántani* (*bantuwati*) „beleidigen“, *menteni* (*mentuwati*) „befreien“, *áldomás* (*aldomas*) „der (bei den früheren Käufen unausbleibliche) Schmaus“ mit der Weiterbildung *aldomasni*. Man begegnet aber auch Lehnübersetzungen wie *vekovicina* „Erbteil“, das entsprechend dem ungarischen Wort *örökség* von einem Adjektiv mit der Bedeutung „ewig“ abgeleitet ist (ungar. *örök*, kroat. *vekovecni*). Für viele Begriffe der primitiven mittelalterlichen Wirtschaft findet man ungarische Wörter im Kroatischen, z. B. *vám* (*vam*) „Zoll“, *harmincád* (*harmica*) „Dreißigstamt“, *mérték* (*mertuk*) „Maß“, *-féle* (*fela*) „Art, Sorte“, ebenso die Bezeichnung des Geldes, die aus dem Deutschen stammt, aber vom Ungarischen vermittelt wurde: *filjer* < ung. *fillér* < dtsh. *Vierer*.

Die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens vollzog sich in den kroatischen Gebieten ebenfalls nach ungarischem Vorbild, und so findet man nicht nur im Mittelalter, sondern auch später in Kroatien dieselben Gesellschaftsklassen, besonders Hochadel, Landadel und Leibeigene. Das ungarische Wort für „Grundbesitzer“: *földesúr*, dessen eigentlicher Inhalt nur von dem gleichgebildeten lateinischen terminus technicus „*dominus terrestris*“ getreu wiedergegeben wird, findet sich im Kroatischen genau so als *zemaljski gospodin* bzw. *zemeljski gospon*. Besonders die kroatische Übernahme vieler ungarischer Wörter, die sich auf das Leben des Adels beziehen, verdient unsre Aufmerksamkeit, so der Name eines seiner wichtigsten Kennzeichen, des Wappens: ungar. *cimer* (kroat. *cimer*), daneben die Wörter *inas* (*inas*) „Diener“, *kocsi*, *hintó* (*kocija*, *hintov*) „Wagen“, *kocsis* (*kocijas*) „Kutscher“, *lovász* (*lovas*) „Reitknecht“. Hierher gehören noch aus dem Gebiet der Sachkultur die Namen einiger Gewebearten wie z. B. *atlac* (*atlac*) „Atlas“, *bársony* (*barsun*) „Sammt“, *gyolcs* (*djoldj*) „feines Leinen“ usw. Nach diesen Ausdrücken ist es vielleicht am Platze, die bekanntesten Lehnwörter des Kroatischen, die in der Alltagssprache dauernd wiederkehren, besonders solche, die die verschiedenen Berufszweige bezeichnen, anzuführen. Solche Wörter sind z. B. ungar. *beteg* „krank“ (kroat. *beteg* „Krankheit“), *ezer* (*jezer*) „tausend“, *falat* (*falat*) „Stück, bißchen“, *gyöngy* (*djundj*) „Perle“, *hegedüs* (*hegedus*) „Geiger“, *kép* (*kíp*) „Bild“, *kincs* (*kinc*) „Schatz“, *koldus* (*koldus*) „Bettler“, *pajtás* (*pajdas*) „Gefährte, Freund“, *példa* (*pelda*) „Beispiel“, *sipos* (*sipus*) „Pfeifer“ *szabó* (*sabol*) „Schneider“, *tolvaj* (*tolvaj*) „Dieb“.

Die Übernahme dieser Lehnwörter geschah zum größten Teil im Mittelalter. Im Čakavischen, aus dem wir viele mittelalterliche Denkmäler besitzen, ist schon im 14. und 15. Jh. ein großer Teil dieser Wörter zu finden; im Kajkavischen stammen die ältesten Denkmäler erst aus der zweiten Hälfte des 16. Jh.s, sie enthalten dann aber die genannten Lehnwörter so regelmäßig, daß man deren Aufnahme nicht den einzelnen Schriftstellern

zuschreiben kann, sondern voraussetzen muß, daß diese Wörter schon im Mittelalter in den Sprachgebrauch eingedrungen sind. Dahin weist auch die geographische Lage des kaj-kroatischen Gebietes, denn es ist wahrscheinlich, daß die neuen Begriffe und mit ihnen die ungarischen Lehnwörter früher in die angrenzenden Gegenden von Varasd und Körös eingedrungen sind als in die nördlicher liegenden Gebiete. Für die Erforschung und Ausdeutung dieser alten Lehnwörter, die ja kulturhistorische Quellen sind, wurde weder von ungarischer noch von kroatischer Seite bisher etwas getan. Ihre gelegentliche Beobachtung ergab sich nur zufällig und im Zusammenhang mit der literarhistorischen und sprachwissenschaftlichen Untersuchung der Werke kaj-kroatischer Schriftsteller¹⁾. Diese Untersuchungen geben aber ein sehr einseitiges Bild von den ungarischen Lehnwörtern, um so mehr, da sich die Tätigkeit der kaj-kroatischen Schriftsteller allein auf das religiöse und juristische Gebiet beschränkt, und in ihrem Wortschatz die Ausdrücke des täglichen Lebens fehlen. Eine gründliche Arbeit müßte außer den gedruckten Denkmälern den Wortschatz des täglichen Lebens aufarbeiten, außerdem die alten kroatischen Urkunden, Briefe, Kaufverträge, Testamente usw., die ein außerordentlich großes Material liefern würden und reich an Ausdrücken des täglichen Lebens sind; nur durch ihre Untersuchung würden wir ein wahres Bild von der Tiefe und Vielseitigkeit der kulturellen Einflüsse und von ihrer Jahrhunderte alten Kontinuität gewinnen. Parallel damit müßte man auf Grund der geschichtlichen Quellen alle Wege erforschen, auf denen die ungarischen Kulturwerte den Kroaten zugetragen worden sind. Ohne diese Teilarbeiten bleibt jede Synthese (wie auch diese bescheidene Skizze) nur ein Versuch. Das einzige Gebiet, auf dem in dieser Richtung von kroatischer Seite her in neuester Zeit bahnbrechend gearbeitet wurde, ist das des religiösen und kirchlichen Lebens, deshalb ist es der Mühe wert, sich mit diesen ungarischen Beziehungen ausführlicher zu beschäftigen.

Die in ihrer heutigen Heimat siedelnden Kroaten trafen an der Meeresküste mit einem uralteinischen Christentum zusammen, unter dessen Einfluß sie auch selbst bald das Christentum annahmen. Die in der Nähe der Küste wohnhaft gewordenen Kroaten verharrten bis zuletzt in dieser Form des Christentums und blieben der römischen Kirche treu. Rom lag sehr nahe, und das Christentum der dalmatinischen Bevölkerung war von Ur-

¹⁾ Über den Wortschatz einiger kaj-kroatischer Schriftsteller vgl. F. FANCEV: *Beiträge zur historischen serbo-kroatischen Dialektologie*. Archiv f. Slaw. Philologie 33 (1912) S. 20-51. W. JAGIĆ: *Nochmals Juraj Habelics und seine literarische Tätigkeit im 17. Jh.* *Ebenda* 31 (1910), S. 529-553; R. SZEGEDY: *Adalékok a horvát kajnyelv-járárs hungarizmusai történetéhez (Petretics Péter evangéliumosa könyve)* = Bemerkungen zu den Hungarismen des kajkroatischen Dialektes (Das Evangelienbuch des Peter Petretics). *Nyelvtud. Közlemények* 44 (1915), S. 35-66.

zeiten her tief eingewurzelt, so daß keine Einmischung der ungarischen Kirche oder Staatsgewalt notwendig war, als Dalmatien unter ungarische Herrschaft gelangte. So gab sich z. B. der ungarische König Koloman, als er im Jahre 1105 die am Meere liegenden kroatischen Städte (Zara, Spalato usw.) eroberte, damit zufrieden, daß diese unter ihren Vorrechten auch das Recht der selbständigen Bischofswahl behielten¹⁾. Diese Küstenstädte wechselten häufig ihre Herren, waren häufig der Grund von Kriegen zwischen Venedig und Ungarn; so hatte Ungarn auch nicht viele Möglichkeiten, in religiöser Hinsicht anleitend zu wirken.

Ganz anders verhielt es sich aber im Inneren des Landes auf dem Gebiet der Kaj-Kroaten. Hier ging die Christianisierung nur langsam vor sich und konnte keine tieferen Wurzeln schlagen, denn das Volk war, wie aus zeitgenössischen Quellen hervorgeht, in den alten heidnischen Glauben zurückgefallen. Als dieses kroatische Gebiet mit dem ungarischen Reich in engere politische Beziehung gelangte, war in Ungarn das Christentum bereits gefestigt, hatte Ungarn doch der römischen Kirche zu dieser Zeit bereits Heilige gestellt. Die Staatsgewalt sah sich also genötigt, in das religiöse Leben des damaligen Slavonien lenkend einzugreifen. Zur Unterdrückung des verbreiteten Götzendienstes gründete Ladislaus der Heilige das Bistum Agram, „damit“, wie ein späterer Brief besagt, „der Bischof alle, die die Verirrung des Götzendienstes vom Dienste Gottes abgebracht hat, durch seine Fürsorge auf den wahren Weg zurückführe . . .“²⁾. Dieses Bistum unterstellte Ladislaus der Heilige dem Erzbischof von Bács (Kalocsa) und knüpfte dadurch das kirchliche Leben der Kroaten eng an das ungarische.

Die liturgischen Bücher, deren das Bistum bedurfte, wurden sofort nach dessen Gründung — oder wenig später — aus Ungarn nach Agram gebracht. Die neuesten Forschungen des ausgezeichneten kroatischen Professors und Sachverständigen auf dem Gebiet der Liturgie, D. KNIEWALD, ergaben, daß sich die Liturgie des Bistums Agram von Anfang an parallel der ungarischen entwickelt hat, und durch ihn wissen wir auch, daß die Handschriften des noch erhaltenen ältesten Agramer Liturgiebuches in Ungarn verfaßt oder zum mindesten durch ungarische Vermittlung und unter eindeutiger Beeinflussung durch die ungarische Liturgie nach Kroa-

¹⁾ Vgl. J. KARÁCSONYI: *Magyarország egyháztörténete* (Kirchengeschichte Ungarns). Veszprém 1929², S. 23.

²⁾ „ut . . . quos error idolatriae a dei cultura extraneos fecerat, episcopalis cura ad viam veritatis reduceret“. *Monumenta Ecclesiae Strigoniensis* I, S. 85. Das Gründungsjahr ist aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen 1087 und 1090 anzusetzen. Vgl. B. HÓMAN: *A zágrábi püspökség alapítási éve* (Das Gründungsjahr des Bistums Agram). Turul. 28 (1910), S. 100—113, wo man auch die frühere Literatur angeführt und kritisch besprochen findet.

tien gelangt ist. Ähnlich wurde z. B. das sogenannte „Missale antiquissimum“ das älteste, aber nicht vollständige Meßbuch ungefähr um das Jahr 1100 in Ungarn für Bischof Hartwig von Raab geschrieben und nicht viel später, nach der Gründung des Bistums Agram, dorthin gebracht. Ein aus derselben Zeit stammendes Benediktionale ist ebenfalls ungarischer Abstammung, und man kann sogar genau nachweisen, daß es ursprünglich für das Erzbistum Gran geschrieben war. Auch das älteste Agramer Sakramentarium (aus der zweiten Hälfte des 11. Jh.s) ist in Ungarn verfaßt worden und zwar für die nach der Heiligen Margarethe genannte Abtei der Gemeinde Hahót im Komitat Somogy, und gelangte erst später nach Kroatien, wo den speziellen Verhältnissen des Bistums Agram entsprechend, einige Änderungen vorgenommen wurden¹⁾.

Diese eindeutig ungarischen Einflüsse, die beim Studium der Liturgie des Bistums Agram zu Tage traten, werden noch ergänzt von den Schlüssen, die man aus den ungarischen Elementen der kirchlichen Terminologie der kaj-kroatischen Literatursprache ziehen kann. Auch hier eröffnet das Studium der sprachlichen Entlehnungen, wie auf anderen Gebieten des kulturellen Lebens, eine weite Perspektive für die Erkenntnis der kirchlichen Beziehungen. Man findet zahllose Fachausdrücke, die entweder eine Übernahme echtungarischer Wörter sind, oder aber aus noch andern Sprachen stammen, in ihrer Lautform oder Bedeutung jedoch eine ungarische Vermittlung erkennen lassen. Solche Wörter sind z. B.: *aldov* (ungar. *áldó*) „Opfer“ mit den Ableitungen *aldovnik* „Priester“ und *aldovati* „opfern“, *valuvati* (ungar. *vallani*) „bekennen“, *batriti* (ungar. *bátorítani*) „trösten“, *ersek* (ungar. *érsek*) „Erzbischof“, *jesprist, jasprist* (ungar. *esperes*) „Dechant“ *remeta* (ung. *remete*) „Einsiedler“, *zoltar* (ung. *zsoltár*) „Psalm“ usw. Auch unter den Taufnamen findet man etliche ungarischer Herkunft, wie z. B. *Ferenc* (ungar. *Ferenc*) „Franz“, *Mihalj* (ungar. *Mihály*) „Michael“ usw. Neben den völlig übernommenen Wörtern sind auch hier wieder die wörtlich aus dem Ungarischen übersetzten Ausdrücke wichtig, für die sich sonst keine Übereinstimmung findet, weder in andern benachbarten Sprachen noch im Lateinischen. Dazu gehört das kroatische Wort *hištvo* „Ehe“, nach dem Vorbild des ungarischen Ausdrucks *házasság* abgeleitet von dem Begriff „Haus“ (ungar. *ház*, kroat. *hiža*); entsprechend beruht kroat. *hižni tovaruš* „Ehegefährte“ auf dem ungarischen *házastárs* (*ház* = Haus, *társ* = Genosse, Gefährte). Eine ähnliche Lehnübersetzung ist das kroatische *dušno spoznanje* „Gewissen“, gebildet wie der ungarische Ausdruck *lelkismeret* (*lélek-duša* = „Seele“, *ismeret-spoznanje* = „Wissen, Erkenntnis“).

¹⁾ Über diese ältesten liturgischen Bücher vgl. man die zusammenfassende Studie von D. KNEWALD: *Zagrebački liturgijski kodeksi XI.—XV. stoljeća. Codices liturgici manuscripti Zagradienses a saeculo XI. usque ad finem s. XV.* Zagreb 1940 (S. A. Croatia Sacra 1940, Nr. 19).

Diesen Bildungen gegenüber finden wir im Lateinischen *connubium*, *matrimonium*, *conjux*, *conscientia*, die auf ganz andere Anschauungen zurückzuführen sind. Aber auch die vielen lateinischen Wörter, die durch ungarische Vermittlung ins Kroatische gelangt sind, müssen erwähnt werden. Als solche kann man teilweise die Wörter betrachten, in denen sowohl im Kroatischen als auch im Ungarischen an Stelle des lateinischen *s* ein ungarisches *s* (Lautwert: sch) gesprochen wurde. Solche Wörter sind: *artikulus*, *modus*, *titulus* usw. In diesem Fall muß man aber auch mit der kroatischen Aussprache des Lateinischen rechnen; bei der Erörterung der kroatischen Orthographiesysteme wird davon noch die Rede sein. Die auf *-um* endenden lateinischen Wörter gelangten aber zweifellos durch ungarische Vermittlung ins Kroatische, wie z. B. *capitulum*, *decretum*, *evangelium*, *sacramentum*, die in der kroatischen Form *kaptolom*, *dekretom*, *evangeliom*, *sakramentom* bereits die im Ungarischen vor sich gegangene Lautveränderung *u > o* zeigen. Besonders interessant sind von diesem Standpunkt aus zwei geographische Namen: *Egiptom* und *Ciprom*, denn diese lauteten in der lateinischen Originalform: *Egyptus* und *Cyprus*, wurden aber im Ungarischen in der Akkusativform verbreitet und so auch dem Kroatischen weiter vermittelt¹⁾.

Neben diesen liturgischen Denkmälern und den Wortentlehnungen, in denen sich der ungarische Einfluß wieder spiegelt, darf man auch die kroatischen Beziehungen des einzigen geistlichen Ordens ungarischen Ursprungs nicht vergessen. Es ist dies der Paulinerorden, der auch bei den Kroaten während des ganzen Mittelalters bis zum 18. Jh. eine wichtige kulturelle Mission erfüllte. In Ungarn reicht der Paulinerorden bis in die zweite Hälfte des 13. Jh.s zurück, als Eusebius, Kanonikus von Gran, die eifrigen, in die Einöde flüchtenden Anhänger und Nachfolger des heiligen Einsiedlers Paul in einem Orden zusammenfaßte. Im Jahre 1295 wählten die Einsiedler, die auf dem Gebiet des Graner Erzbistums lebten, bereits einen gemeinsamen Prior, und seit 1308 verpflichteten sie sich mit Erlaubnis des Papstes Klemens des V., die Regeln des heiligen Augustin zu befolgen. Aber erst 1327 wurden sie zu einem eigentlichen Orden, als der Papst auf Bitten des ungarischen Königs Karl Robert die Pauliner von der Rechtsunterordnung unter die Bischöfe befreite, und ihnen ein unmittelbar unter der päpstlichen Gewalt stehendes Oberhaupt gab. Schon im 13. und 14. Jh. hatte dieser Orden eine beträchtliche Anzahl von Klöstern in Ungarn, und von hier verbreitete er sich auch nach Kroatien²⁾.

¹⁾ Die Hauptprobleme der kaj-kroatischen Terminologie erörtert KNEZSA in *Magyar hatás a kaj-horvát keresztény terminológiában* (Die ungarischen Einflüsse in der kaj-kroatischen christlichen Terminologie). *Nyelvtudom. Közlemények* 50 (1936), S. 191—199.

²⁾ J. KARÁCSONYI a. a. O. S. 71f.

Die ersten Paulinerklöster Kroatiens befanden sich im alten Slavonien, die bedeutendsten unter ihnen sind: Remete (bei Agram), Garič, Strez, Lepoglava (1400), dazu kam später Svetice (bei der Burg Ozalj), dann viele Klöster an der Küste, deren großer Teil sich allerdings noch vor der Auflösung des Ordens entvölkerte oder während der Türkeninvasion zu Grunde ging. Das bedeutendste und für die Entwicklung der kroatischen Kultur maßgeblichste war das Kloster Lepoglava, das seit 1586 zum Mittelpunkt des ganzen Ordens geworden war. Hier hatten die Pauliner seit 1503 ein auch für die weltliche Jugend offenes Gymnasium errichtet, das aber zur Zeit der Blüte des Jesuitengymnasiums von Agram geschlossen wurde (1644). Für die Kleriker ihres eigenen Ordens wurde aber in Lepoglava bald sowohl ein philosophisches als auch ein theologisches Seminar eröffnet¹⁾. Der Paulinerorden wurde in Kroatien einer der volkstümlichsten Orden; in seiner Tätigkeit bildete sich der nationale Charakter plastisch heraus, aus den Reihen seiner Mitglieder gingen viele bedeutende kroatische Schriftsteller hervor, wie z. B. im 17. Jh. der Verfasser eines Wörterbuchs, I. BELOSTENEC, im 18. Jh. der Übersetzer der *Vita Sanctorum*, H. GASPAROTTI und ein Vorläufer der kroatischen nationalen Erneuerung, der ausgezeichnete Komödiendichter T. BREZOVAČKI.

Infolge dieser engen Verbindung des kroatischen und ungarischen kirchlichen und religiösen Lebens wurde die Verehrung der ungarischen Heiligen auch bei den Kroaten heimisch. Da besonders die Liturgie des Bistums Agram eine der ungarischen parallele Entwicklung nahm, zogen die ungarischen Heiligen wie König Stephan (der auch König der Kroaten gewesen ist), Herzog Emmerich, König Ladislaus und die Heilige Elisabeth in die Liturgiebücher der Kroaten ein und wurden sämtlich auch für die Kroaten zu Nationalheiligen. Ihre Legenden fanden auch hier Verbreitung, anfangs selbstverständlich nur unter den Geistlichen und Klerikern in lateinischer Sprache, später, als die religiöse Literatur in kroatischer Sprache ihren Anfang nahm (infolge von Predigten vielleicht schon früher), auch unter dem Volke. Zusammen mit den Legenden der ungarischen Heiligen gelangten auch die frommen Sagen von den ungarischen Königen in die kroatische Literatur. Eine Detailarbeit auf dem Gebiet der Literaturgeschichte könnte die unmittelbaren Quellen dieser ungarisch-kroatischen Beziehungen noch aufdecken.

Da diese Detailforschungen noch fehlen, kann hier auf Grund der bekannten Daten nur im allgemeinen darauf hingewiesen werden, daß besonders in der Literatur in kaj-kroatischer Sprache viele Sagen und Legenden ungarischen Ursprungs zu finden sind. Man findet sie bereits in der Postille des A. VRAMECS (1588) und noch eher bei dem Jesuiten

¹⁾ Narodna Enciklopedja III S. 366.

G. HABDELIČ (18. Jh.), z. B. in dessen Werk *Zercalo Mariansko* (Marienspiegel), erschienen 1662 in Graz. Er bearbeitete die Sage von König Ludwig dem Großen und die Legende von dem heiligen Gerhard, er beschreibt in demselben Werk den Marienkultus in Ungarn sehr genau, und er hielt, was besonders interessant ist, die Verwüstung Ungarns durch die Türken für eine Strafe Gottes, weil die Ungarn durch die Reformation vom Marienkultus abgekommen seien. Ein Zeitgenosse Habeličs ist B. MILOVEC, ebenfalls Jesuit, der in seinem Werk *Dvoj dušni kinč* (Zweifacher seelischer Schatz, Wien 1661) die lateinischen Werke des ausgezeichneten ungarischen Dominikaners PELBART von Temesvár zitiert und eine der Legenden von der heiligen Elisabeth von Ungarn in seine Betrachtungen aufnimmt. Am Anfang des 18. Jh.s finden wir in der großen Predigtsammlung des Kapuzinermönchs STEPHANUS de Zagrabia Predigten auf die Tage Stephans des Heiligen, des heiligen Emmerich und des heiligen Ladislaus, in die meist auch die Legenden dieser Heiligen eingeflochten sind. Aber die kroatischen Versionen der ungarischen Heiligenlegenden fanden nicht nur auf dem Gebiet des Bistums Agram ihre Verbreitung, sondern gelangten in manchen Fällen bis an die nördlichen Teile der Meeresküste. So bringt z. B. der Franziskanermönch Fr. GLAVINIČ, der den größten Teil seines Lebens in dem Kloster Tersatto oberhalb Fiumes verbracht und auch seine Werke dort geschrieben hat, in seinem Buche über das Leben der Heiligen (*Cvit Svetih = Flos sanctorum*, Venedig 1628) auch die Lebensbeschreibung König Stephans.

III.

Während in diesen politisch ständig und eng zu Ungarn gehörenden Gebieten die Übernahme der ungarischen Kultur schon vom Mittelalter an tiefe und verzweigte Spuren hinterließ, haben die Einflüsse auf die südlicheren Gebiete der Küste, die nur zeitweise, und auch dann nur sehr locker zu Ungarn gehörten, ganz anderen Charakter. In diesen fernen Gebieten Kroatiens, deren Kultur sowohl was Alter als auch was Vielfältigkeit anbelangt — man kann dies ohne Weiteres behaupten — bei weitem die Durchschnittskultur des mittelalterlichen Ungarn übertraf, würde man auch umsonst ungarische Einflüsse religiöser, rechtswissenschaftlicher oder literarischer Art suchen, wie sie für die kaj-kroatischen Gebiete angedeutet wurden. Die kroatische Bevölkerung dieser Küstengebiete lernte die Ungarn, gerade wegen der Lockerheit der politischen Beziehungen, fast ausschließlich als Eroberer, Krieger und Gesandte kennen und empfing so vom mittelalterlichen Reich der Ungarn statt Eindrücke aus dem wirklichen Leben nur Anregungen für ihre Phantasie. Auf die Seelen der handeltreibenden Bevölkerung dieser Stadtstaaten machten besonders die politische und militärische Kultur, die zentrale Organisation des aus-

gedehnten, mächtigen Reiches, die königliche Gewalt, der Glanz und Pomp des Hofes und die in den dauernden Kämpfen hochentwickelten ritterlichen Tugenden der Ungarn Eindruck. Dies bezieht sich besonders auf die kleine Republik Ragusa, in deren späterer Literatur man zahllose Erinnerungen an das mittelalterliche Ungarn findet, aus denen eine ausgesprochene Hochschätzung, ja Bewunderung spricht.

Ragusa wurde nach dem zweiten Kriege Ludwigs des Großen mit Venedig von dessen drückender Herrschaft befreit und erkannte im Frieden von Zara (1385) die Oberhoheit des ungarischen Königs an; dieser Zustand währte bis zur Schlacht von Mohács (1526)¹⁾. Zweifellos fällt die größte Blüte Ragusas in die Zeit seiner Botmäßigkeit unter ungarischer Herrschaft. Venedig fürchtete für seine Interessen in der Adria, und versuchte deshalb mit allen Mitteln, die Handelstätigkeit der kleinen Republik Ragusa einzuengen. Die Interessen Ungarns und Ragusas hingegen stießen an keiner Stelle aneinander, und so konnte der ungarische König Ragusa für eine Jahressteuer die vollkommene politische und wirtschaftliche Freiheit gewähren. Die Ragusäer erkannten diesen Unterschied und waren bestrebt, noch im Jahre des Friedensschlusses alle Erinnerungen an die alte Botmäßigkeit zu beseitigen. Sie beschlossen, als die letzten Vertreter der venezianischen Macht die Stadt kaum verlassen hatten, die Namen des heiligen Markus und Venedigs in den vor 1358 ausgestellten Urkunden durch die Namen des heiligen Blasius (des Schutzpatrons der Stadt) und Ragusas zu ersetzen. Ähnlich verfahren sie mit anderen Erinnerungen an Venedig. 1326 gestattete König Ludwig den Ragusäern, sich selbständig einen comes zu wählen, mit der Bedingung, daß dieser weder ein Venezianer noch ein anderer feindlich gesinnter Mann sein dürfe: „... vobis duximus annuendum, ut comitem, quem undecunque pro vobis eligere volueritis, exceptis Venetis et ipsis adherentibus ac aliis quibuslibet inimicis et emulis nostris, liberam eligendi et recipiendi habeatis facultatem“²⁾. Man sieht also, daß die Anerkennung der ungarischen Oberhoheit fast nur eine formelle Angelegenheit war, und daß die kleine Republik eine fast unbeschränkte Freiheit genoß.

Diese politische Beziehung zwischen Ungarn und Ragusa wurde auch später nicht fester. König Sigismund war der Stadt zu tiefem Dank verpflichtet. Nach der unglücklichen Schlacht von Nikopol (1396) floh er nach Ragusa, und die Republik verhielt sich sehr hilfsbereit, sie versah den König reichlich mit allem und gelobte ihm von neuem die Treue. Der

¹⁾ Reichhaltiges Quellenmaterial in der von J. GELCICH und L. v. THALLÓCZY herausgegebenen Urkundensammlung: *Ragusa és Magyarország összeköttetésének oklevéltára. Diplomatarium relationum reipublicae Ragusanae cum regno Hungariae.* Budapest 1887.

²⁾ A. a. O. S. 15.

König erhob den Rektor zum Ritter vom goldenen Sporn, schenkte ihm eine goldene Halskette, ein Schwert und goldene Sporen. Außerdem gestattete er den Ragusäern, ihr Geld mit seinem Bilde zu versehen¹⁾. Auch später nahm er immer die Partei dieser Stadt, so verschaffte er ihr auf der Baseler Synode die Erlaubnis des freien Orienthandels, einen Wunsch, den sie schon lange hegte²⁾. Zur Zeit Johannes Hunyadis bestanden zwischen Ungarn und Ragusa ähnliche freundschaftliche Beziehungen, Ragusa nützte Hunyadi besonders durch die Nachrichten, die es von den Türken überbrachte. Zur Zeit Mathias Hunyadis lockerten sich die Beziehungen merklich; der durch seine Kriege im Norden in Anspruch genommene König konnte sich um die kleine Republik nicht kümmern, die sich daher immer fester den Türken anschloß. Schließlich machte die Niederlage von Mohács der ungarischen Oberhoheit ein Ende, und nach 1526 suchten die Ragusäer immer eifriger den Schutz des türkischen Sultans.

Diese kurz berichteten Beziehungen zwischen Ungarn und Ragusa hinterließen nicht nur in Ragusa selbst, sondern auch in der Umgebung so tiefe Eindrücke, daß nicht einmal die Türkenzeit imstande war, diese zu verwischen. Die großen Kämpfe des 15. und 16. Jh.s machten es nötig, daß sich die Ungarn und Kroaten zusammenschlossen, und so kam bei beiden Völkern das klare Bewußtsein des gemeinsamen Schicksals zustande. In dieser Zeit findet man in der ragusäischen und auch sonst in der dalmatinischen Literatur viele Anspielungen auf das gemeinsame Schicksal. Der hervorragende ragusäische Dichter M. VETRANIC (1482—1576) erinnert sich als erster an den Fall von Belgrad (1521) und schreibt über die Besetzung Ofens (1541) eine längere Elegie. Ein unbekannter zeitgenössischer kroatischer Dichter verfaßte ein Gedicht über die Tragödie von Mohács. Die Belagerung der Burg Sziget (1566), das Symbol der ungarisch-kroatischen Schicksalsgemeinschaft, fand in dem Soldatendichter D. KARNARUTIC aus Zara ihren ersten Dichter. Kleinere Heldentaten wie z. B. die Rückerobertung der Stadt Raab von den Türken (1598) fanden bei den Kroaten ebenfalls ein literarisches Echo³⁾.

In diesen literarischen Werken des 16. Jh.s findet man das wahre, leidende, von den Türken geknechtete Ungarn in einer realen Schau, wenn es auch aus den vielen stereotypen dichterischen Bildern, aus den zahllosen aus der italienischen Dichtung stammenden Gemeinplätzen nur schwer herauszuschälen ist. Das Ungarnbild macht aber in der kroatischen Literatur des 17. Jh.s eine Entwicklung durch. In dieser Zeit hat Ungarn schon

1) A. a. O. S. XLV—XLVI.

2) „ . . . privilegium navigationis ad infidelium partes, per nos iam diu optatum . . . “ a. a. O. S. 382.

3) Vgl. L. HADROVICS: *A magyar sors a régi horvát költészetben* (Das ungarische Schicksal in der altkroatischen Dichtung). Apollo IV (1938), S. 82—86.

aufgehört, der Schauplatz großer Taten allgemein-christlichen Charakters von europäischer Bedeutung zu sein. Die Kraft des Landes ist erschöpft, die Kämpfe zwischen Ungarn und Türken sind auf Aktionen örtlicher Bedeutung beschränkt, deren Ruhm nur selten an die Küste dringt. Und gerade weil die entferntesten kroatischen Gebiete in dieser Epoche kaum mehr etwas von den wahren Kämpfen der Ungarn wissen, verlieren die großen Erinnerungen an die Erschütterungen des 16. Jh.s, an die Tragödien von Mohács und Ofen, ihre Lebendigkeit. Das Bild des zerstückelten, leiden und kraftlosen Ungarn verblaßte in der Erinnerung der Kroaten an der Küste, und an seiner Stelle erstand von neuem die Erinnerung an das mittelalterliche Reich, an Ludwig den Großen, Sigismund, Johannes Hunyadi und Matthias, und ging märchenhafter ausgeschmückt in die Literatur ein. In diesen späten Erinnerungen entfalten sich an Hand der zu literarischen Themen verblaßten geschichtlichen Ereignisse des Mittelalters noch einmal jene Einflüsse, die das Ungartum auf die Kroaten der Küste einst ausgeübt hatte. Von diesem Standpunkt aus sind besonders lehrreiche literarische Denkmäler die Dramen PALMOTIĆs.

J. PALMOTIĆ (1606—57), der Dramatiker der Blütezeit der ragusäischen Literatur, schrieb neben mehreren klassischen Stücken auch nationale Dramen. Den Gegenstand seiner Dramen nahm er aus der kroatischen und ungarischen Geschichte, er behandelte die geschichtlichen Personen und Ereignisse durchaus frei im Geiste seiner Zeit, spickte die geschichtlichen Grundmotive mit allgemein bekannten märchenhaften Motiven der zeitgenössischen italienischen Literatur, durch die seine Werke fast zu Operetten wurden. Solche Werke sind *Pavlimir*, *Danica*, *Captislava* und *Bisernica*, unter denen die drei letzten durch ihre ungarischen Beziehungen uns sehr interessant sind¹⁾.

Die Handlung des Dramas *Danica* vollzieht sich auf bosnischem Gebiet, und der Autor spinnt die Fäden des Märchens sehr geschickt, wenn man von den chronologischen Widersprüchen absieht: der tapfere Jüngling *Matijas* aus Ragusa liebt *Danica*, die Tochter des bosnischen Königs *Ostoja* und würde sie auch zur Gattin erhalten, wenn nicht der stolze kroatische Banus *Hrvoje* ebenfalls um sie wüerbe. *Hrvoje* täuscht Liebe für *Jerina*, Danicas Kammerfrau vor, um auf diese Weise *Matijas* und *Danica* einander zu entfremden. Er bewegt *Jerina*, eines Abends die Kleider ihrer Herrin anzuziehen, und so ihn, *Hrvoje*, durch das Fenster in ihr Zimmer zu lassen; ebenso beredet er *Matijas*, seine Geliebte zu belauschen und besonders an jenem Abend hinter einem Gebäude versteckt zu beobachten, wen *Danica* durchs Fenster empfängt. Scheinbar gelingt auch die

¹⁾ Erschienen in der Reihe alter kroatischer Dichter: Stari pisci Hrvatski, Bd. XII und XIII.

Täuschung; der verzweifelte Matijas zieht sich in seinem Leide von den Menschen zurück und stürzt sich in die Donau. Nun steht Hrvojes endgültigem Siege nur mehr die mitwissende Kammerfrau im Wege, die er ermorden will. Da aber erscheint *Mihajlo Svilojević*, der Gesandte König Sigismunds, der sich eben in Ragusa aufhält, er schützt Jerina und tötet Hrvoje im Duell. Inzwischen taucht auch Matijas auf, der sich aus der Donau gerettet hat, weil ihm im Kampf mit den Fluten plötzlich der Verdacht einer Überlistung gekommen war.

Es fällt nicht schwer, die geschichtlichen Entsprechungen zu dieser Handlung zu suchen, und es lohnt nicht, dem Dichter Vorwürfe wegen der chronologischen Widersprüche zu machen, wie es die alte kroatische Literaturgeschichte getan hat. Es ist klar, daß Palmotić nicht um die modernen Anforderungen an ein geschichtliches Schauspiel wissen konnte; er stellte die historischen Personen in eine märchenhafte, unterhaltende Handlung hinein und fand seine Aufgabe damit völlig gelöst. Matijas und die Nebenperson *Vojvoda Janko*, die in dem Drama als ein tapferes Ragusäer Geschwisterpaar auftreten, sind die in der kroatischen Volksdichtung sehr frei umgedichteten und überaus volkstümlich gewordenen Gestalten Johannes und Matthias Hunyadis, in *Mihajlo Svilojević*, der in dem Stück als Gesandter König Sigismunds auftritt, finden wir Michael Szilágyi, den Schwager Johannes Hunyadis und Onkel des Königs Matthias, eine bekannte Gestalt der kroatischen Volksdichtung. In dem Namen *Ulaks*, eines Boten des *Mihajlo Svilojević*, haben wir wohl eine Reminiszenz an die Familie *Újlaki* vor uns, die aus der Geschichte in Verbindung mit den Hunyadis wohlbekannt ist¹⁾.

Der Dichter geht mit den geschichtlichen Personen so frei um, daß er in einem einzigen Stück Anklänge an verschiedene Zeiten des ungarischen Mittelalters zusammendrängen kann. Zunächst ragt die Erinnerung an den Aufenthalt König Sigismunds in Ragusa hervor (1396). Der Bote erzählt dem bosnischen König Ostoja, daß der König von Ungarn und Böhmen, der gewählte römische Kaiser, in Ragusa von seiner Niederlage gegen die Türken ausruhe (Schlacht von Nikopol). Die Herren der Stadt trachten ihm zu Gefallen zu sein, und auch er erweist ihnen seine Huld. Zum Zeichen seiner großen Wertschätzung hat er den Rektor (Knez) der Stadt zum Ritter vom goldenen Sporn erhoben, ihm goldene Sporen, eine goldene Halskette und ein vergoldetes Schwert geschenkt, mit dem Wunsch, daß von nun an alle Rektoren in würdigem Pomp als Ritter Ungarns auftreten möchten²⁾. Auf den Aufenthalt Sigismunds in Ragusa spielt das Drama

¹⁾ Über die Identifizierung dieser Namen mit den historischen Persönlichkeiten vgl. L. HADRÁVSKÝ: *Ungarische Helden in den Dramen von Junje Palmotić*. Arch. Eur. Centro-Or. IV (1938), S. 515—522.

²⁾ Stari Pisci XII S. 345.

noch an einer anderen Stelle an¹⁾, was darauf schließen läßt, daß es für die Ragusäer eine große Auszeichnung gewesen sein muß, den ungarischen König und deutsch-römischen Kaiser innerhalb ihrer Mauern als Gast begrüßen zu können.

Die Erinnerungen an die Epoche Sigismunds verschmelzen in dem Stück mit dem Auftreten der Hunyadis. Selbstverständlich konnte der geschichtliche Michael Szilágyi im Jahre 1396 nicht der Gesandte Sigismunds sein, der Dichter machte ihn nur um der vornehmen Rolle willen dazu. Es ist interessant, daß in dem Stück alle aus ungarischen Erinnerungen gestalteten Personen, wie Matijas und Vojvoda Janko, sympathische Erscheinungen sind, aber alle werden sie von Mihajlo Svilojević übertroffen, der als Verkörperung aller ritterlichen Tugenden auftritt. Diese dem ungarischen Gesandten beigelegten edlen, ritterlichen Eigenschaften werden von dem Dichter einzeln hervorgehoben und auf die Ungarn im allgemeinen übertragen. König Ostoja richtet nach dem Zweikampf zwischen Hrvoje und Svilojević lobende Worte an den Sieger, in denen er Ungarn verherrlicht: auf der herrlichen ungarischen Erde werden immer noch Ritter geboren, die mit ihrem Schwerte für die Wahrheit kämpfen und den Unglücklichen helfen:

Sred ugrske lijepe strane
vitezi se svedj radjaju,
ki s oružjem pravdu brane
i nesrećne pomagaju.

Noch zwei andre Dramen des Dichters verweben ungarische Stoffe in romantischer Weise, die *Captislava* und die *Bisernica*. Beide Stücke spielen in einer unhistorischen Zeit, die Personen sind Märchengestalten; das erste Stück spielt in Epidaurum, das zweite (seine Fortsetzung) in Ofen. Ein ungarischer Königssohn, *Gradimir*, verläßt das Schloß seines Vaters in Ofen und geht auf Abenteuer aus. Auf seinen Reisen hat er eine wunderschöne Amazone kennen gelernt, *Captislava*, die Tochter des Königs von Epidaurum. Er zieht noch einmal nach Epidaurum, um *Captislava* zur Frau zu gewinnen, trifft hier aber den serbischen Königssohn *Bojnislav*, der in der gleichen Absicht am Hofe weilt. Nach vielen Schwierigkeiten entführt *Gradimir* die Prinzessin, die ihm selig in die Ofner Burg folgt. Auf den Rat *Sjevernicas*, der Fee der Nacht, geben sich die Eltern mit dieser Schicksalswendung zufrieden und gewinnen *Bisernica*, die Tochter des ungarischen Königs, für ihren Sohn *Vladimir* zur Frau. So wird in Ofen eine Doppelhochzeit gefeiert, bei der ein großes ritterliches Turnier stattfindet. Auf dem Turnier erscheint auch *Oritries*, der Khan der Tataren, und will mit Hilfe eines Zauberers *Bisernica* rauben, aber *Captislava*, die

¹⁾ Stari Pisci XII, S. 338.

von der Fee der Nacht ein geflügeltes Pferd mitbekommen hatte, holt auf diesem den Zauberer ein und befreit das Mädchen.

Der märchenhaften Handlung fehlt natürlich jeder historische Hintergrund, auch die Namen sind zum größten Teil erdichtet. Und doch verdienen die Stücke wegen ihrer ungarischen Beziehungen unsere Beachtung. Die erdachte Gestalt des ungarischen Königssohnes Gradimir erscheint mit allen ritterlichen Tugenden ausgestattet. Unter seinen Abenteuern wird die Beziehung des bösen Vučistrah gerühmt, der in der Gegend von Szendrő (Smedervo) die Frauen geraubt hatte. Gradimirs eigener Frauenraub spiegelt eine Ursitte der Slawen (!) wider, er steht unter dem Schutze der gutmütigen Nachtfee Sjevernica. Uns interessiert besonders, daß der Dichter, um den märchenhaften Glanz zu steigern, den Schauplatz des zweiten Stückes in die königliche Burg von Ofen verlegt und hier ein ritterliches Turnier zu Ehren Captislavas veranstalten läßt. Die junge Braut ist von der großartigen Vorführung ganz geblendet, sie genießt besonders den Anblick der vorbeiziehenden Ritter und bewundert, wie sich die ungarischen Jünglinge in der Handhabung der Lanzen und Schwerter, im Reiten, Laufen und Springen vor allen Rittern der Welt auszeichnen. „Von solchen Rittern umgeben“, spricht Captislava zu ihrem Bräutigam, „würde ich in kurzer Zeit die ganze Welt unter meiner Macht vereinigen“¹⁾.

Man könnte sich noch eingehender mit den Stücken des Palmotić beschäftigen, die den mittelalterlich-ungarischen Erinnerungen Ragusas lebendigen Ausdruck verleihen. Er ist aber nicht der einzige Dichter von der Küste, der die ungarischen Beziehungen in solch märchenhafter Art behandelt. P. KANALEVIĆ, der um ein ganzes Menschenalter jünger ist und von der Insel Cursola stammt, verlebendigt in seinem großen Epos vom *Heiligen Ivan*, dem Bischof von Trau, das Andenken des ungarischen Königs Koloman²⁾. Aber ungarische Beziehungen finden wir auch bei einer

1)

Ja sam veoma uživala,
verni družo moje sriće,
bojnu mladost punu hvala
plemenite Ugričiće:

.....
ko se s hvalom svi viteškom
ukazaše u dan ovi
s kopjem, s mačem, s tijekom, skokom
prvi od svijeta vitezovi.

S junacim bih ovakijeme,
moj drag, moja kruno mila,
s tobom vas svijet kratko vrijeme
pod vlas moju podložila.

(Stari Pisci XIII, S. 317.)

²⁾ Vgl. die bereits erwähnten Studien von J. VON BAJZA.

ganzen Reihe anderer Dichter, z. B. in J. KAVANJINS langem Epos über den biblischen Lazarus. Dies Werk im einzelnen zu erforschen, seine Quellen anzugeben und seinen Sinn richtig zu deuten, wäre eine Aufgabe für die ungarische Slavistik.

Aus den hier zitierten Beispielen ist klar zu ersehen, daß die ungarisch-kroatischen Beziehungen auch in den Teilen des kroatischen Küstenlandes, in die der reale Einfluß Ungarns bzw. seiner mittelalterlichen Kultur nicht mehr hingelangte, eine lebendige Nachwirkung hinterlassen haben. In diesen entlegenen Gegenden blickten die Kroaten auch nach vielen Jahrhunderten mit ehrlicher Bewunderung auf die mittelalterlich-ungarische Politik und Kriegsmacht zurück. Aber ein Echo dieser ungarfreundlichen Gefühle finden wir nicht nur bei einzelnen Dichtergestalten, sondern, was noch wichtiger ist, auch in der Volksdichtung. Natürlich kann es nicht unser Ziel sein, hier sämtliche ungarischen Anklänge in der kroatischen und serbischen Volksdichtung aufzuzählen, um so weniger als sich darunter auch viele von fern entlehene Motive befinden. Wir wollen nur darauf hinweisen, daß die Hauptzyklen der kroatischen und serbischen Volksepik schon um die Wende des 16. und 17. Jh.s ausgebildet waren, und daß wir dort neben Marko Kraljević und den anderen Nationalhelden auch die mittelalterlichen Könige und Heerführer Ungarns verherrlicht finden.

Wir berufen uns hier auf den größten Dichter der Kroaten, einen älteren Zeitgenossen Palmotićs, auf den ebenfalls aus Ragusa stammenden I. GUNDULIĆ (1588—1638). Von den serbischen und kroatischen Volksliedern (*bugarkinja* oder *bugarštice*) und den darin besungenen Helden spricht Gundulić im dritten Lied seines Epos *Osman*: „Dort (in den Heldenliedern) strebten sie nach einem Ruhm, in dem sie selbst die glänzende Sonne nicht zu beneiden brauchten, die Helden *Mihajo Svirolević* und *Marko Kraljević*. Aus diesen Liedern singt ihr ganzer Ruhm und erfüllt die Welt, durch diese Lieder werden auch die Taten des kühnen *Lauš* bekannt, der in Ofen und in Krakau eine Krone empfing. Diese Lieder preisen *Janko Vojevoda*, der zum Beschützer und Befreier der ungarischen Krone wurde; allen Ländern, sogar den entferntesten, verkünden sie den unbesiegbaren Namen des größten Königs aller gewesenen und kommenden Zeiten, den Namen König *Matijas*¹⁾. Nach diesem Zeugnis des Dichters

¹⁾ Prosvietlit se u njih haj' o,
ne zavideć sunce žarko
Svilojević još Mihajo
i Kraljević junak Marko.

U njih jošte vas sviet puni
glas, i bojna djela slovu
od Lauša, ki se kruni
u Budimu i Krakovu.

waren also um diese Zeit die Gestalten Ludwigs des Großen, Johannes Hunyadis, König Matthias' und Michael Szilágyis bereits beliebte Helden der südslawischen Volksepen. Hier findet all das eine weitere Bestätigung, was wir über das Fortleben ungarischer Erinnerungen bei den Kroaten ausgeführt haben. Dieses in Charakter und Kultur den Ungarn so verwandte Volk betrachtete die Helden Ungarns auch als seine eigenen.

IV.

Wenn sich gerade in der Zeit, wo die rein religiöse, lateinische Kultur Ungarns langsam einem nationalen und ungarischsprachigen Geistesleben zu weichen beginnt, wenn gerade einige Jahrzehnte nach dem Tode Matthias Hunyadis (1490) das gutorganisierte mittelalterliche Reich sich langsam auflöst und unter der türkischen Herrschaft seinem Ende entgegengeht, so darf man wohl von einer besonderen Tragödie der ungarischen Nationalkultur sprechen. Die Katastrophe von Mohács und die darauffolgende Unterwerfung unter türkische Herrschaft brachen die geradlinige staatliche und völkische Entwicklung ab und zerstörten den kulturellen Aufstieg. Im mittleren Teil des Landes war der Türke Alleinherrscher, im Osten entwickelte sich ein Lehnstürstentum unter türkischer Oberhoheit, der dauernden Angriffen ausgesetzte Westen aber war nicht stark genug, das politische und kulturelle Erbe des alten Reiches weiterzuentwickeln. Dadurch verlor die ungarische Kultur viel von ihrer Expansivkraft, was sich auch auf den Süden auswirkte. Auch vom Kroatienreich gelangte der größte Teil unter die Herrschaft der Türken, so Bosnien schon 1463 und die Herzegovina 1482; andre Stücke gelangten unter die Herrschaft Venedigs, wie z. B. einige Teile von Dalmatien. Nur östlich von Österreich blieb ein schmaler Streifen von der Nordküste der Adria bis hinauf zu den Karpathen, das alte Kroatien, Slavonien und Ungarn, frei von türkischer Herrschaft. Soweit man in dieser Epoche also von einem Einfluß der ungarischen Kultur auf die kroatische sprechen kann, bezieht sich dies nur auf die übriggebliebenen Reste beider Länder. Und auch dieser kulturelle Einfluß bedeutet nicht mehr als die Möglichkeit einer parallelen Entwicklung, die uns besonders in der eben entstehenden kaj-kroatischen Literatur ent-

U njih Janko vojevoda
visoko se uzvisio,
da je obrana i sloboda
od ugarske krune bio.

Svaka strana, ka je najdalja
svako doba, svako vrime
Matijaša sliša kralja
nedobitno u njih ime.

(Stari Pisci IX, S. 313.)

gegentritt. Da ihre ersten Denkmäler hauptsächlich dem kirchlichen und rechtlichen Lebensbereich angehören, so wirft eine Untersuchung der Literatur auch auf den Stand dieser Kulturzweige ein helles Licht.

Das älteste gedruckte Denkmal der kaj-kroatischen Literatur ist das Werk des Notars von Warasdin I. PERGOŠIĆ: *Decretum coterogaie Verbewczy István diachki popiszal . . . Stampan v Nedelišču . . . 1574*, nichts anderes als eine kroatische Übersetzung von Werböczys berühmtem *Tripartitum*. Werböczys Kodifikationsarbeit hatte an der Wende des 15. und 16. Jh.s den Ausgangspunkt für alle ungarische Rechtsbetrachtung gebildet und nach der ersten lateinischen Ausgabe (Wien 1520) hatte sein *Tripartitum* mehrere Auflagen in ungarischer Sprache erlebt. Daß eine kroatische Übersetzung dieses Werkes überhaupt benötigt wurde, ist nur verständlich, wenn in Ungarn und Kroatien eine parallele Entwicklung vor sich gegangen war, und wenn die Rechtsordnungen Ungarns auch in den kroatischen Komitaten gültig waren; beachten wollen wir auch, daß die Übersetzung nicht auf das lateinische Original zurückgeht, sondern auf die 1565 erschienene ungarische Version von Blasius VERES, was darauf hinweist, daß Pergošić unbedingt gut ungarisch verstand. Die kroatische Übersetzung erschien in Nedelišće auf der Murinsel, auf dem Gut Georg ZRINYIS (des Sohnes des Helden von Szigetvár), der hier eine Druckerei errichtet hatte¹).

Auch die andern beiden kaj-kroatischen Schriftsteller der Zeit stammten aus Warasdin: VRAMEC und ŠKRINJAVIĆ. Vramec wurde besonders durch zwei Werke bekannt, durch seine Weltchronik (*Kronika vezda znovich zpravljena kratka szlonenzkim iezikom . . . v Lublane . . . 1578*)²) und durch seine Postillen (*Postilla* I, II. Warasdin 1586). Die Quellen der Postillen sind bis heute noch nicht aufgedeckt, von der Chronik aber hat N. RADOJČIĆ in einer gründlichen Studie bewiesen, daß Vramec neben italienischen Quellen auch reichlich aus lateinisch geschriebenen Geschichtswerken Ungarns geschöpft hat³). Škrinjarić gibt in dem Vorwort zu seinem Buche über das Osterlamm selbst an, daß dieser Studie zum großen Teil die Aufzeichnungen zugrunde liegen, die er als Student nach Ausführungen seines ungarischen Lehrmeisters niedergeschrieben habe⁴).

¹) M. HAJNAL: *Iván Pergošić*. *Nastavni Vjesnik* XV (1907), S. 321—327; K. KADLEC: *Stephana Verbecija Tripartitum*. Beograd 1909 (*Zbornik za Istoriju, Jezik i Književnost Srpskoga Naroda*, I. odeljenje, Knj. 5); F. FANCEV a. a. O. 31 (1910), S. 373—375; über Pergošićs Sprache neuerdings: R. ALEKSIĆ, *Prilozi istoriji kajhauškog dijalekta*. *Južnoslovenski Filolog* XVI (1937), S. 1—98.

²) Neu herausgegeben von V. KLAIĆ in *Monumenta Spectantia historiam Slavorum Meridionalium*, Bd. XXXI.

³) *O izvorima Vramčeve Kronike* (1578). *Rad Jug. Akad.* (Agram), Bd. 255 (1928), S. 26—49.

⁴) „Fateor autem laborem hunc partim meum esse (has siquidem explicationes, ipse ex ore loquentis et in gymnasio suo profitentis docti cuiusdam viri praeceptoris

Wir sehen also, daß die ersten drei Schriftsteller der kaj-kroatischen Literatur ausgesprochen unter ungarischem Einfluß standen. Die ungarische Kultur hatte auch in diesen schweren Zeiten ihre expansive Kraft nicht ganz verloren. Bei den Warasdiner Schriftstellern zeigt sich gleichzeitig ein gewisser Einfluß des Humanismus und der Reformation, obzwar sie grundsätzlich ihre Zugehörigkeit zum Katholizismus noch durchaus betonen.

Die Gegenreformation verhalf der ungarischen Literatur zu neuem Aufschwung. Der Führer der Gegenreformation, Péter PÁZMÁNY, findet mit seinen Predigten, seinem Gebetbuch und seinen polemischen Schriften nicht nur im ungarischen Sprachgebiet Verbreitung, sondern auch bei den Völkern, die mit den Ungarn staatlich vereint sind. So ist z. B. bekannt, daß sein Werk *Igazságra vezérlő kalauz* (Führer zur Wahrheit) an zwei verschiedenen Orten unabhängig voneinander ins Slowakische übersetzt worden ist, doch blieben beide Übersetzungen ungedruckt. Bei den Kroaten hatte die Reformation keine solche Verbreitung gefunden wie in Ungarn, daher konnte auch die Reformation — von einigen Anfängen in den westlichen Teilen des Küstenlandes abgesehen — keine große literarische Bewegung nach sich ziehen und die religiöse Streitschriftenliteratur, die in Ungarn im 16. und 17. Jh. in so großer Blüte stand, fehlt bei den Kroaten ganz. Die literarischen Erzeugnisse der ungarischen Gegenreformation hingegen blieben auch auf die Kroaten nicht ohne Einfluß. Die Werke der Ungarn PÁZMÁNY und KÁLDI waren den kroatischen Geistlichen bekannt, besonders den Jesuiten, außerdem finden wir sie in den Bibliotheken der kroatischen Paulinerklöster. Die Universitätsbibliothek Budapest besitzt in mehreren Exemplaren die Kataloge zu den führenden Büchereien dieser beiden gegen Ende des 18. Jh.s aufgelösten Orden, nämlich zu den jesuitischen Bibliotheken in Agram und Požega und zu der paulinischen Bibliothek in Lepoglava; sie bilden eine beachtenswerte Quelle für die Beurteilung der damaligen Klosterkultur. Diese Kataloge bezeugen, daß die Jesuiten in Agram neben vielen anderen Büchern in ungarischer Sprache die 1636 erschienene Preßburger Ausgabe von Pázmánys *Predigten* sowie die Bibelübersetzung (Wien 1626) und die *Predigten* (Preßburg 1631) von Georg Káldi besaßen¹). Die in den Büchern angegebenen Erscheinungs-

mei, ante annos plurimos, cum fuissem adolescens, in Hungaria primum audivi, et celeriter, quantum notando consequi potui raptim excepi, ac in hanc formam, quasi in manipulos, singulari industria et studio redegí . . .); zitiert nach V. Klaić a. a. O., S. XXXVI.

¹) *Catalogus Bibliothecae Coll. Soc. Jesu Zagrabienensis* (in zwei Exemplaren in der Handschriftensammlung der Budapester Universitätsbibliothek vorhanden unter Sign. I Lo. 20): Nr. 4. *Biblia Sacra in Hungaricum a Georg KÁLDI soc. Jesu translata in fol. 1626. Viennae*, Nr. 2359. PÁZMÁNY (Petri soc. Jesu s. Rom. Eccl. Card.) *Coctiones. Hungarice in fol. 1636. Posonii*, Nr. 2360. KÁLDI (*Georg. Soc. Jesu*) *Coctiones. Hungarice in fol. 1631. Posonii*.

jahre sind besonders wichtig, denn sie beweisen, daß, obwohl der Katalog erst gegen Ende des 18. Jh.s angefertigt worden ist, diese Bücher bereits in der ersten Hälfte des 17. Jh.s zum Buchbestand der Bibliothek gehörten. Es wäre nämlich sonst nicht zu verstehen, daß bei Büchern, die später in zahlreichen Auflagen erschienen sind, so frühe Exemplare in den Besitz der Bibliothek gelangt sind. Noch mehr ungarische Bücher aus der Zeit der Gegenreformation finden wir in der Bibliothek des Paulinerklosters Lepoglava. Ihr Katalog entstand um die Mitte des 18. Jh.s, aber die Mehrzahl der ungarischen Bücher reicht auch hier ins 17. Jh. zurück. Ich will nur die wichtigsten erwähnen, wie z. B. die *Predigten*, polemischen Schriften und besonders den *Kalauz* (Führer) Pázmáns, die Bibelübersetzung Káldis, die Evangelienübersetzung eines unbekanntenen ungarischen Autors, eine ebenfalls anonyme Predigt, eine polemische Schrift Michael VERESMARTYS usw.¹⁾ In den Akten des Paulinerklosters von Svetice befindet sich aus der Mitte des 18. Jh.s ein Verzeichnis der zum Buchbinder geschickten Bücher, auch hier stoßen wir auf Werke von Pázmány und Káldi²⁾.

Wenn die ungarische Literatur der Gegenreformation in den kroatischen Gebieten so bekannt war, ist es verständlich, daß auch im 18. Jh. die ungarischen Einflüsse in der kaj-kroatischen Literatur andauern. Schon die erste gedruckte kaj-kroatische Evangelienübersetzung entstand nach ungarischem Muster. Dies so dringend benötigte Werk schuf für das Bistum Agram der Bischof Peter PETRETIĆ in Gemeinschaft mit dem Jesuitenpater KRAJAČEVIĆ-SARTORIUS. Wie er selbst angibt, ist Petretić unter dem Einfluß Pázmáns zu Werke gegangen. Aber nicht nur in der Anregung, sondern auch in der Ausführung stand die Arbeit unter ungarischen Einflüssen. Im Vorwort heißt es ausdrücklich, der Übersetzer habe nach lateinischen und ungarischen Texten gearbeitet (*iz Dijacskoga te Vugerszkoga textussa*). Die ungarische philologische Forschung hat ermittelt, daß der neben der Vulgata benutzte ungarische Text die bereits erwähnte Bibelübersetzung des Jesuitenpaters Georg Káldi aus dem Kreis Pázmáns war. Rudolf SZEGEDI hat den kaj-kroatischen Text des Sartorius mit der Vulgata und mit der ältesten gedruckten Evangelienübersetzung des Kroatischen überhaupt (1495) verglichen; dabei ergab sich, daß der

¹⁾ *Catalogus librorum bibliothecae conventus Lepoglavensis ordinis S. Pauli primi eremitae. Ex mandato A. R. P. Nicolai BINGER prioris provincialis conscriptus . . . anno D(omi)ni MDCCLIV* (Sign. I 5). Die genannten Bücher finden sich dort der Reihe nach auf den Seiten 180, 98, 5, 6, 185, 102.

²⁾ *Acta Paulinorum* im Ung. Staatsarchiv, Fasc. 747, Nr. 72. *Specificatio Librorum apud Compactorem Existentium* (ohne Jahreszahl, wahrscheinlich aus der Mitte des 18. Jh.s). Unter den Büchern werden genannt: Georgij KALDI in folio libri 4. Cardinalis Pazmani in fol. liber I“.

kaj-kroatische Text in seinen Ausdrücken überall genau der Ausdrucksweise der ungarischen Evangelien folgt¹⁾.

An diesem Buche interessiert uns noch besonders, wie der Übersetzer im Anhang darlegt, daß er dem Beispiel der ungarischen Rechtschreibung Peter Pázmány's folgend, einige Neuerungen in die kroatische Rechtschreibung eingeführt habe, besonders, indem er den Laut *č* statt durch das alte *ch* durch das neuerdings in der ungarischen Orthographie verbreitete *cs* oder *cf* darstelle. Hierauf werde ich im Zusammenhang mit der Geschichte der kroatischen Orthographie noch zurückkommen. Unter den Kirchenliedern, die sich der Evangelienübersetzung anschließen, gibt es mehrere, die eine Verwandtschaft mit zeitgenössischen ungarischen Liedern zeigen, doch geht das auf gemeinsame lateinische Quellen zurück. Die tatsächlichen Übereinstimmungen und Übernahmen könnte nur eine genaue philologische Untersuchung an Hand ungarischer Gesangsbücher bestimmen.

In dieser Zeit übernehmen die Kroaten auch schon Anregungen aus der profanen Dichtung Ungarns. Wohl hat die bedeutendste dieser literarischen Brücken ihren Grund in Familienbeziehungen, es bleibt aber trotzdem interessant, daß ein aus dem Ungarischen übersetztes Epos bei den Kroaten ein Lesepublikum fand. Die Werke Nikolaus ZRINYI'S, darunter auch das Epos über die von seinem Großvater verteidigte Burg Szigetvár (*Adriai Tengernek Szirénája* „Die Sirene des Adriatischen Meeres, Wien 1651), werden von dem Bruder des Dichters, Peter, ins Kroatische übersetzt (*Adrianskoga mora sirena*, Venedig 1660). So erhielten die Kroaten eine zweite dichterische Bearbeitung jener Tat, die die ungarisch-kroatische Schicksalsgemeinschaft bezeugt. Peter Zrinyi stellte die kroatischen Helden in den Mittelpunkt und versuchte auch die Versform des Gedichts der kroatischen Tradition näherzubringen. Er formte die vierzeilig gereimten Strophen des ungarischen Originals um, indem er auch in der Mitte der Zeile bei der Zäsur einen Reim einführte. Dadurch unterbrach er den ruhigen Fluß des Epos, doch war der Gebrauch des Mittelreimes in der kroatischen Dichtung alteingewurzelt²⁾.

Aber nicht nur die Werke der bedeutendsten ungarischen Geister wie Pázmány, Káldi und Zrinyi finden bei den Kroaten Widerhall, sondern was noch charakteristischer ist, es gibt in dieser Zeit auch verschiedene Übersetzungen mittelmäßiger ungarischer Autoren. Die poetisch-religiösen Werke eines der gelesensten katholischen Dichter des 17. Jh.s, Matthias VÖRÖS von Dyék, nämlich sein *Dialogus*, eine Darstellung des Streites

¹⁾ N. HAJNAL: *Nikolaus Krajačević — Peter Petretić. (Ein Beitrag zur Geschichte der kaj-kroatischen Literatur.)* Arch. f. Slav. Philologie 28 (1906), S. 315—321; R. SZEGEDY a. a. O.

²⁾ B. VODMIK: *Povijest hrvatske književnosti* I. Zagreb 1913, S. 277—284.

zwischen Körper und Seele in breiten barocken Versen, und sein *Tintinabulum*, eine Betrachtung über die vier letzten Dinge, den Tod, das Gericht, die Hölle und das Himmelreich — beides beliebte mittelalterliche Motive — waren zu seiner Zeit sehr berühmt, obwohl ihr dichterischer Wert recht gering ist. Der *Dialogus* ist von einem unbekanntem kroatischen Dichter übersetzt worden, doch blieb diese Übersetzung ungedruckt¹⁾. Das *Tintinabulum* übersetzte Mathias MAGDALENIĆ ins Kroatische und gab es 1670 heraus, von Magdalenić wurde auch eine Schrift eines anderen mittelmaßigen ungarischen Dichters übertragen, nämlich die gereimte Paraphrase über das Gleichnis vom verlorenen Sohn des Johannes Bodó von Szent Márton²⁾. Am Ende des 17. Jh.s erscheint wieder die Übersetzung eines bedeutenderen ungarischen Werkes in der kaj-kroatischen Literatur. Es ist die fromme Schrift Paul ESZTERHÁZYS *Az Boldogságos Szüz Mária Szombattja* „Der Samstag der seligen Jungfrau Maria“ übersetzt von einem unbekanntem Jesuiten und herausgegeben von der Gräfin Maria DRASKOVICH geb. Nádasdy (*Sobotni kinč blažene Device Marie*, Zagreb 1696³⁾).

Gegenüber dieser weiten Verbreitung der ungarischen Literatur im 16. und 17. Jh., zeigt das 18. Jh. ein ausgesprochenes Zurückgehen. Das liegt nicht nur daran, daß in der kroatischen Literatur der in Betracht kommenden Gebiete der deutsche Einfluß immer stärker wird, mit dem der ungarische den Wettbewerb nicht aufnehmen kann, sondern auch daran, daß die ungarische Literatur selbst bis gegen Ende des Jahrhunderts nichts Bedeutendes hervorbringt. Erschöpft von den Türkenkriegen und Freiheitskämpfen, konnte sich die ungarische Nation schwer erholen, und ihre Kultur eroberte erst langsam wieder die zentrale Stellung, die sie einst im Donaubecken inne gehabt hatte. Dieser Rückfall des ungarischen kulturellen Lebens und der Zusammenbruch seiner Expansivkraft waren auch im Süden stark zu spüren. Wenn auch die Kenntnis der ungarischen Sprache bei den Kroaten vielleicht nicht abnahm — der Jesuit JAMBREŠIĆ gab 1742 ein lateinisch-kroatisch-deutsch-ungarisches Wörterbuch heraus — so sucht man in der Literatur doch umsonst nach einer Wirkung ungarischer Werke. Wenn man überhaupt einen Widerhall findet, so geht dieser von unbedeutenden Schriften aus. Für diese ganze Zeit ist ein Fehlen der befruchtenden großen geistigen Bewegungen wie der Reformation oder Gegenreformation kennzeichnend. Trotzdem mehrt sich die kroatische Literatur und der Niederschlag ungarischer Einflüsse auch jetzt um eine neue Note.

¹⁾ L. HADROVICS: *Eine ungarische und kroatische Variante der „Visio Philiberti“*. Arch. Eur. Centro-Or. III (1937), S. 317—324.

²⁾ L. HADROVICS: *Die ungarischen Vorlagen eines alten kroatischen Dichters*. Budapest 1939. (Ostmitteleurop. Bibliothek, Nr. 23, S. A. Arch. Eur. Centro-Or. V.)

³⁾ B. VODNIK a. a. O. S. 272.

Nach den Freiheitskämpfen zu Ende des 18. Jhs beginnt auch in Slawonien ein literarisches Leben, anfangs nur im Kreise der Geistlichen (Franziskaner und Jesuiten), später aber schließen sich immer mehr weltliche Elemente dieser Bewegung an. Bedeutende slawonische Werke erscheinen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, und in dieser Zeit ist auch der Einfluß der ungarischen Kultur wieder stark genug, um sich fühlbar zu machen. Der bedeutendste weltliche Schriftsteller Slawoniens ist M. A. RELJKOVIĆ (1732—1798), der als österreichischer Offizier der Militärgrenze am siebenjährigen Krieg (1756—63) teilnahm, in Gefangenschaft geriet und nach Frankfurt an der Oder gelangte. Nachdem er hier die deutsche und französische Aufklärung kennen gelernt hatte, widmete er, in seine Heimat zurückgekehrt, seine ganze Arbeitskraft der Hebung der traurigen Zustände Slawoniens auf ein europäisches Niveau, wobei er sich nicht auf eine rein literarische Tätigkeit beschränkte, sondern sich auch mit wirtschaftlichen Fragen befaßte. Reljković übersetzte u. a. ein lateinisches Schulbuch, das in Ungarn gebräuchlich war, ins Kroatische (*Institutiones juris naturalis = Bostanac naravne pravice*, Eszék 1794), „zum Gebrauch der Schulen Slavoniens und zum nutzbringenden Vergnügen der Patrioten“¹⁾.

M. P. KATANČIĆ (1750—1825), einen der bedeutendsten Wissenschaftler Slawoniens im 18. Jh., banden viele Beziehungen an die ungarische Kultur. Katančić stammte aus einer einfachen slawonischen Familie, besuchte die Schule in Ungarn, trat noch jung in den Franziskanerorden ein und setzte seine Studien später in der Heimat, in Esseg, fort. Die Jahre 1778—79, in denen er im Auftrag seines Klosters in Ofen studierte, erhielten für die geistige Entwicklung des jungen Mönches eine entscheidende Bedeutung. Damals erwachte in Ungarn das nationale Gefühl zu neuem Leben, es war die Zeit einer Erneuerung der ungarischen Literatur. Ofen und Pest waren nach der Stille des 18. Jhs zum Mittelpunkt eines schäumenden wissenschaftlichen Auftriebs geworden. In dieses gärende literarische Leben gelangte nun Katančić, der sich schon früher an lateinischen Versen versucht hatte. Zwischen den verschiedenen literarischen Strömungen war es in Ofen selbstverständlich die pseudoklassische (*deákos*) Schule, der er sich, seinem Beruf entsprechend, anschloß. Wie er selbst in verschiedenen Gedichten erwähnt, entwickelte sich an der Universität zuerst seine lateinische Dichtung der neuen Schule entsprechend und zwar unter dem Einfluß G. A. SZERDAHELYIS und seiner Beschäftigung mit der Ästhetik. Was früher „duriusculum, rude“ gewesen war, verfeinerte sich nach dem Vorbild Szerdahelyis, unter dessen Leitung er lernte, „aures mulcere sonitu

¹⁾ RELJKOVIĆ'S Werke wurden von T. MATIĆ in mustergültiger Form neu herausgegeben: Stari Pisci, Bd. 23.

novo¹⁾). Leider blieb kein einziges Jugendgedicht Katančićs erhalten, da der Dichter es nicht für nötig hielt, sie in seine 1791 erschienene Sammlung aufzunehmen; vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt aus wäre es sehr interessant, wenn man sie mit seinen späteren Schöpfungen vergleichen könnte. Auch um den Einfluß Szerdahelyis auf den kroatischen Dichter festzustellen bedürfte es noch philologischer Detailarbeiten. Szerdahelyi, bis zur Auflösung des Ordens (1773) Jesuit, war einer der hervorragendsten Lehrer an der Universität in Tyrnau, mit der zusammen er 1777 nach Ofen und 1783 nach Pest übersiedelte. Da er auch selbst viele lateinische Gedichte schrieb, hat er zweifellos nicht nur durch seine theoretische Führung, sondern auch durch seine Praxis auf Katančić eingewirkt. Ein näheres Studium der theoretischen und dichterischen Werke Szerdahelyis würde ein interessantes Licht auf den Entwicklungsgang seines kroatischen Schülers werfen und wahrscheinlich zeigen, daß Katančićs vornehmer und gezielter Ton, seine gesuchte und künstelnde Ausdrucksweise, die auf den heutigen Leser so fremd wirken, nur allgemeine Erscheinungen im literarischen Geschmack dieser Zeit und nicht persönliche Eigenarten des Dichters waren.

Aber die Jahre in Ofen beeinflussten nicht nur die lateinische Dichtertätigkeit Katančićs. Zur Zeit seines Universitätsstudiums gewann die ungarische Nationalliteratur wieder an Kräften, und es entstanden, je nach der landschaftlichen, konfessionellen und kulturellen Zugehörigkeit

1) „Raucum, quiquid edis, tu cheli redderes
 incultoque sono pectora pelleres
 ni caro nimium chorda Patri foret
 curae, ni Pater hanc colat

 atque idem digitos sedulus adplicet
 nervis, nique rudem dirigat ansulam
 iugique harmonicos ni Pater optimus
 conatu faciat sonos.

A. R. ac .Cl. D. Georgio Aloysio SZERDAHELY, Moderatori suo suavissimo, Onomasticon VIII. Kal. Maii.“ (Stari Pesci, Bd. 26, S. 271. (Einen ähnlichen Gedanken bringt das Gedicht *Ad Lectorem* zum Ausdruck:

Sed almus ille Mercurii Cultor rudes
 ubi ductare coepit ardenti manus
 plectrum atque pollicem adplicare chordulis
 et aures mulcere sonitu novo, chelis
 enimvero tum nostra, quam iuvenuli
 rudi pectente novimus ferire, — tum,
 inquam, quid suave, quid penetrans, quid sacrum
 sonare!

der einzelnen Dichter, verschiedene literarische Schulen. Neben den Richtungen, die französischen oder deutschen Vorbildern nacheiferten, bildeten andere Dichter, die vielfach weltlicher Herkunft, aber in geistlichen Anstalten erzogen waren, eine „pseudoklassische“ Schule, von deren hervorragendsten Vertretern wir DÁVID SZABÓ von BARÓT, JOSEPH RÁJNIS, NIKOLAUS RÉVAI und für die spätere Zeit BENEDIKT VIRÁG nennen. KATANČIĆ'S Versuche in der kroatischen quantifizierenden Dichtung stehen wahrscheinlich unter dem Einfluß dieser ungarischen Dichterschule. Einige seiner Oden und Pastoralen stellen einen interessanten Versuch dar, die lateinische Prosodie auf die kroatische Sprache anzuwenden, worin er bei den Kroaten aber keine Nachfolger fand.

Zweifellos stand KATANČIĆ bei seinem Versuch, im Kroatischen antike Versformen einzuführen, in erster Linie das Vorbild lateinischer Dichter vor Augen, doch zeigt sein Vorgehen außerdem von einem Einfluß der klassizistischen Dichtkunst Ungarns. Die ungarische Literatur konnte damals bereits auf beachtliche Traditionen der pseudoklassischen Richtung zurückblicken und es hatte sich ergeben, daß die ungarische Sprache für die Übernahme der lateinischen quantifizierenden Dichtung überaus geeignet ist. Die im Ungarischen gut vernehmbare und phonologisch wirksame Quantität machte es möglich, das Metrum nach lateinischer Art auf der Länge und Kürze der Silben aufzubauen und entthob von der Notwendigkeit, nach deutschem Muster den Wechsel betonter und unbetonter Silben prosodisch auszuwerten. Da das lateinische Metrum aber dem Geist der kroatischen Sprache nicht entspricht, so mußte KATANČIĆ bei seinen Versuchen offenbar der im Ungarischen so gut bewährte Brauch vorschweben, was um so wahrscheinlicher ist, als er selbst bekennt, ungarische Verse geschrieben zu haben. Von diesen ungarischen Gedichten KATANČIĆ'S ist nur eines erhalten, ein Gelegenheitsgedicht zur Einsetzung des Grafen JOHANN ERDŐDY als Banus (1790); der Dichter brachte es in ungarischer und lateinischer Fassung zugleich dar. Obwohl dieses Gedicht keinen dichterischen Wert hat und außerdem verrät, daß der kroatische Dichter die ungarische Sprache nur unvollkommen beherrschte, ist es doch als Zeugnis der ungarisch-kroatischen Bruderschaft um so interessanter. Am Vorabend der erwachenden Nationalidee im modernen Sinne ist vielleicht KATANČIĆ der letzte kroatische Dichter, in dem noch die ungarisch-kroatische Schicksalsgemeinschaft nach Ausdruck verlangte. Der Dichter spricht zu seiner schon eingerosteten Harfe: „Erwache, vielleicht kannst du noch singen! Der Ungar hört dich gerne: Er liebt den Kroaten als guten Freund, denn er hat mit ihm zusammen gelebt wie mit einem Stück seiner selbst. Kroate und Ungar nehmen beide nach den Gebräuchen ihrer Nation würdig das Vermächtnis auf, das ihnen die Ahnen hinterließen, als sie mit wenigen Kriegern tapfer und verwegen den Türken von ihrer Grenze

jagten“¹⁾. Den gleichen, in unbeholfenem Ungarisch ausgesprochenen Gedanken, die Erinnerung an die gemeinsamen kroatisch-ungarischen Verteidigungskämpfe gegen die Türken, bringt die lateinische Fassung dieser Ode zum Ausdruck, wenn sie den neuen Banus als den Befreier vom Türkenjoch und den Wiederbringer eines glücklichen Friedens besingt:

Hic militis Illyrii,
iunctis Hungariae viribus, impetu
prosternet valido barbarum et agmina
 arcebit fera Bosporo;
vos vinclis redimet paceque condita
crabit Superum cultum et amabiles
Pimpleas revocabit . . .²⁾.

Der kroatische Dichter sang diese Verse von der ungarischen Freundschaft in demselben Jahre, als sich die beiden Nationen in den politischen Streit über die Amtssprache verwickelt hatten. Aber nur ausnahmsweise hatte sich Katančić noch einmal als Dichter vernehmen lassen, da er sich bereits seit zehn Jahren nur noch der Wissenschaft widmete. Das Studium der antiken Geographie und Archäologie brachte ihm viel Erfolg ein, im Jahre 1795 verschaffte es ihm einen Lehrstuhl an der Universität Budapest und gleichzeitig die Ernennung zum Kustos der Universitätsbibliothek. Im Jahre 1800 mußte er infolge einer Krankheit in den Ruhestand treten, aber seine geistigen Kräfte blieben ungebrochen. In seiner einsamen Zelle im Franziskanerkloster von Ofen arbeitete er ununterbrochen bis zu seinem Tode (1825) weiter. Seine umfangreichen Manuskripte, die hauptsächlich die antike Geographie darstellen (wie z. B. *Geographia Herodoti*, *G. Homeri*, *G. Strabonis*, *G. Moysis*) stehen in der Universitätsbibliothek Budapest, ohne bisher aufgearbeitet zu sein; daneben steht auch das großangelegte, kroatisch-lateinische etymologische Wörterbuch (*Pravoslovnik*), das aber leider im Buchstaben S stecken geblieben ist. Die Laufbahn Katančićs zeigt deutlich die kulturelle Anziehungskraft, die die ungarische Haupt-

¹⁾ „Kelj föl: Talán még szólhatod. A magyar jó kedvvel hallgat szózatod; ő szeret horvátot, úgymint jó barátját: mert vele mint felejével élte mind eddig. Horvát és magyar egyben az, nemzetnek aki régi szokás szerint fölvesz ma tisztséget dicsően, mellyet ési karokon viseltek bajnok s vitéz szívvel törököt kevés hadnéppel üzvén a haza széliről.
(A. a. O. S. LXIVf.)

²⁾ A. a. O. S. 280.

stadt im 18. Jh., als sie sich langsam von der Türkenherrschaft zu erholen begann, auf die Kroaten ausstrahlte. Der kroatische Dichter und Wissenschaftler hat an der Universität Budapest die Vollendung seiner Laufbahn gefunden.

V.

Dem Entwicklungsgang des kroatischen Schrifttums müssen wir noch eine Geschichte der dortigen Rechtschreibung anschließen, in der es an ungarischen Einflüssen gleichfalls nicht fehlen wird. Die alte kroatische Rechtschreibung bis zur Gajschen Reform im 19. Jh. zeigt ein sehr buntes Bild. Die ältesten Sprachdenkmäler vom nördlichen Küstenstreifen und von den Quarnero-Inseln sind in glagolitischen Buchstaben geschrieben. Diese Schrift war in der Missionsarbeit der beiden Mähren CYRILL und METHOD im 9. Jh. entstanden und wahrscheinlich von deren Schülern an die kroatische Küste gebracht worden, wo sich dann die ursprünglich runde Form der Buchstaben in eine eckigere verwandelte. Das glagolitische Alphabet hat sich nach der heute vorherrschenden Auffassung aus der griechischen Kursivschrift entwickelt; da die Lautbezeichnung dort völlig von der lateinischen abweicht, kommt die glagolitische Schrift für unsre Untersuchung nicht in Betracht. Ebenfalls aus der griechischen Schrift hat sich das cyrillische Alphabet gebildet, das von Bulgarien nach Serbien und Bosnien weiter wanderte. Die kroatischen Dichter Bosniens schrieben noch im 17. Jh. cyrillisch, für ungarische Einflüsse aber fehlen auch dieser Schrift die Voraussetzungen. Die Rechtschreibung der übrigen kroatischen Gebiete beruht auf dem lateinischen Alphabet und hat sich in zwei Richtungen entwickelt, nämlich in Anlehnung einmal an das Italienische, einmal an das Ungarische¹⁾.

Von Anfang an dominierte in den reichen literarischen Denkmälern des Küstenlandes außerhalb der glagolitischen Gebiete das italienische Rechtschreibungssystem, das später (vom Anfang des 17. Jh.s an) nach Bosnien wanderte und dann von den Franziskanern nicht nur nach Slawonien und in die Batschka, sondern auch zu den Kroaten in Ofen gebracht wurde. Die besonderen Merkmale einer Rechtschreibung kommen einerseits bei solchen Buchstaben zum Ausdruck, die in den lateinischen Kirchentexten des Mittelalters von Land zu Land verschieden gelesen wurden, andererseits bei der Darstellung solcher Laute des kroatischen, die im Lateinischen völlig fehlen, während sie dem Italienischen bekannt sind. So kennzeichnet sich die italienische Schreibweise des Kroatischen u. a. durch folgende Lautbezeichnungen: $s = s$, $z = s$, $\check{s} = sc$, $\check{z} = x$, $lj = gli$,

¹⁾ Über die Geschichte der kroatischen Rechtschreibung in lateinischen Schriftzeichen vgl. T. MARETIĆ: *Istorija hrvatskoga pravopisa latiniskijem slovima*. Zagreb 1898.

nj = gn. Die kroatischen Wörter *danas* „heute“, *zato* „darum“, *duša* „Seele“, *žena* „Frau“, *ljubav* „Liebe“, *njega* „ihn“ erscheinen in der italienischen Rechtschreibung in der Gestalt: *danas, sato, dusca, xena, gliubav, gnegā*.

Ganz abweichend davon bildete sich in den Teilen Kroatiens, die in dauernder politischer Verbindung mit Ungarn standen, eine Rechtschreibung ungarischen Stils heraus; es ist dies der Teil des čakavischen Gebiets, in dem weder die glagolitische Schrift noch die italienische Schreibweise Fuß gefaßt hatten, und das ganze kaj-kroatische Sprachgebiet. Die ungarische Rechtschreibung war aus der in Ungarn üblichen Aussprache des Kirchenlateins hervorgegangen und hat außerdem im Mittelalter französische und in der Neuzeit deutsche Einflüsse empfangen, wodurch ein von der italienischen Rechtschreibung völlig abweichendes Gesamtbild entstand. Diese ungarische Orthographie treffen wir sowohl in den eingestreuten kroatischen Wörtern der lateinischen Urkunden in den angegebenen Gebieten wie auch in den früher besprochenen ältesten kaj-kroatischen Drucken und zum Teil in der protestantischen Literatur des Čakavischen. Hier liegt die folgende Lautdarstellung zugrunde: *s = z* oder *sz*, *z = z*, *š = s* (am Wortende oder neben einem Konsonanten) oder *ss* (zwischen zwei Vokalen), *š = s*, *lj = ly*, *nj = ny*, und die Beispielwörter treten uns mit ganz anderm Aussehen entgegen: *danas = danasz*, *gospodin = „Herr“ = gozpodin*, *zato = zato*, *imaš „du hast“ = imas*, *duša = dussa*, *žena = sena*, *ljubav = lyubav*, *njega = nyega*.

Die Intensität des ungarischen Einflusses kommt darin zum Ausdruck, daß auch in der Weiterentwicklung der kroatischen Rechtschreibung ungarische Spuren deutlich zu erkennen sind. Als Pázmány neue Lautbezeichnungen aufnimmt, bringt der unter seinem Einfluß stehende kaj-kroatische Schriftsteller N. KRAJAČEVIĆ-SARTORIUS ähnliche Neuerungen in die Rechtschreibung seiner Evangelienübersetzung, in erster Linie die Darstellung des č-Lautes durch *cs* statt durch die früher (unter französischem Einfluß) in Ungarn gebräuchlich gewesene Buchstabengruppe *ch*.

Das ungarische und das italienische Rechtschreibesystem stehen sich aber nicht so fern, daß nicht auch verschiedentlich Vermischungen vorkommen könnten, so z. B. im Laufe des 18. Jh.s im čakavischen Sprachgebiet und in Slawonien und in der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts sogar in Bosnien. Von diesem Standpunkt aus geben die slawonischen Drucke des 18. Jh.s ein besonders anschauliches Bild für das Zusammentreffen und den Kampf der beiden Traditionen gegeneinander. Die Rechtschreibung ungarischen Ursprungs ist hier durch die Vermittlung der Kaj-Kroaten, hauptsächlich durch die Kulturarbeit der Jesuiten eingedrungen und findet sich z. B. bei den Schriftstellern MULIH und A. KANIŽLIĆ¹⁾. Das Besondere an dieser

¹⁾ J. MULIH ist zwar ein geborener Kajkave, einige religiöse Bücher hat er aber für das slawonische Volk im echten slawonischen Dialekt geschrieben.

Schreibweise ist, daß die Laute *lj* und *nj* vollkommen im Sinne der ungarischen Tradition durch die Buchstabengruppen *ly* und *ny* bezeichnet werden, während z. B. der Laut *ž* noch *x* geschrieben wird. Eine andere Rechtschreibform wurde durch die Ansiedlung der bosnischen Franziskanermönche in Slawonien verbreitet und hat dort bis zur Mitte des 18. Jh.s ein ganz italienisches Gepräge bewahrt. Am Ende des Jahrhunderts verschmolzen die beiden Systeme langsam miteinander, und so entwickelte sich eine vereinfachte Rechtschreibung, die z. B. von KATANČIĆ oder ČEVAROVIĆ in ihren Werken angewandt wurde, und die von allen älteren kroatischen Rechtschreibungen (einige kurzlebige Versuche abgerechnet) der heute gültigen Form am nächsten steht.

*

*

*

Schon diese skizzenhafte Geschichte der ungarisch-kroatischen Beziehungen genügt, um die in der Einleitung aufgestellte Behauptung zu beweisen, daß bis zum Anfang des 19. Jh.s der Weg nach Kroatien allen ungarischen Kulturleistungen offen stand. Als aber seit 1790 jene staatsrechtlichen Kämpfe um die Amtssprache und um die Autonomierechte Kroatiens entbrannten, da fanden sich die beiden Nationen in einem politischen Gegensatz zueinander und die Kroaten brachen Schritt für Schritt die Verbindungen mit Ungarn ab. Die Sprachreform GAJS verdrängte den mit ungarischen Elementen durchtränkten kaj-kroatischen Dialekt aus der Literatur und erhob zur einheitlichen kroatischen Schriftsprache einen herzegovinischen Dialekt. Durch die Einführung diakritischer Zeichen schwanden die zur Bezeichnung einiger Konsonanten bis dahin gebrauchten Buchstabengruppen aus der Rechtschreibung und mit ihnen auch die alten Erinnerungen an die italienische oder ungarische Schreibweise. Dies alles geschah nicht ohne politische Tendenz. In die schöne Literatur zog gleichzeitig an Stelle der alten Befruchtung durch ungarische Vorbilder als Ergebnis der politischen Kämpfe ein ungarnefeindlicher Ton ein. So finden wir bei den Kroaten z. B. kaum die Spuren einer Wirkung der großen ungarischen Dichter und Schriftsteller des 19. Jh.s Petőfi, Arany, Madách und Jókai, wie es z. B. in der slowakischen und serbischen Literatur der Fall ist.

Die seelische Entfremdung zwischen den Ungarn und Kroaten, die in dieser Zeit eingetreten war, konnte aber jene Einflüsse, die im Laufe des sieben Jahrhunderte langen Zusammenlebens in die Seele des kroatischen Volkes eingedrungen waren, nicht verwischen. Wenn auch die Einzelheiten dieses Zusammenlebens in Vergessenheit geraten sind, so dürfen doch die beiden in ihrem völkischen und kulturellen Wesen aneinander gewöhnten Völker auch nach der politischen Trennung das Gefühl der geistigen Zusammengehörigkeit nicht verlieren.

Die Autorschaft der literarischen Werke Franz Liszts.

Von

Emil Haraszti (Budapest).

Franz Liszt ist eine der am schwierigsten zu erfassenden Gestalten der neueren Musikgeschichte¹⁾. Wir kennen nicht nur das Leben der Klassiker des 18. Jh.s, sondern auch das der fahrenden Spielleute des 16. Jh.s besser, und wir sehen auch die Einflüsse, die ihre Musik formten, viel klarer. Die Fülle der Probleme, die in der Musik Liszts verborgen liegen, hat man bis heute noch nicht versucht, durch methodische historische Forschung zu erfassen. Die Generation vor uns stand ganz unter dem Zauber der wunderbaren Persönlichkeit Liszts. Von ihr können wir keinerlei kritische Auffassung erwarten, auch war ja ein Großteil der Quellen noch nicht herausgegeben. Liszt spielte als Romanheld in der europäischen öffentlichen Meinung eine große Rolle. In Ungarn idealisierte man ihn zu einer Jókai-gestalt. Die Verfasserin der ersten umfangreichen Lisztbiographie, Lina RAMANN, stützte sich bei der Abfassung ihres Werkes auf das geschwächte Gedächtnis des alten Liszt und die Phantasie der Herzogin SAYN-WITTGENSTEIN. Ihr Material ist unverlässlich, ihre Methode unwissenschaftlich. Das Porträt, das die Ramann entwirft, hat sehr wenig

¹⁾ Für meine Arbeit benutzte ich das Material der Pariser *Archives Nationales*, das Archiv der Pariser Oper und die Bibliothek des Pariser Konservatoriums, das Familienarchiv Daniel OLLIVERS, die Lisztsammlung des Grafen BERENGER de FITZ-JAMES, die Bibliothek von Versailles, das Weimarer Lisztmuseum und die Landesbibliothek, im Thüringer Archiv das Archiv der Großherzogin Maria Pawlowna von Sachsen-Weimar, Stücke der Bayreuther Richard-Wagner-Gedenkstätte und das Material des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, sowie ungarischer Sammlungen.

Ich habe meine Abhandlung 1935 in der Juni-Vortragsreihe der *Université Libre* in Brüssel, im April 1936 auf dem Internationalen Musikhistorischen Kongreß in Barcelona, in demselben Jahr im Juni auf der Sitzung der Pariser *Société Française de Musicologie*, endlich im Januar 1937 auf der Sitzung der Ungarischen Historischen Gesellschaft vorgetragen. Siehe noch Emil HARASZTI: *Liszt à Paris. Quelques documents inédits*. Revue Musicale. Paris, 1936 avril-juillet-août. Gleichfalls von mir: *Le problème Liszt*. Acta Musicologica. København. Vol. IV. Fasc. III—IV. und Vol. X. Fasc. I—II. Das IV. Kapitel meiner Abhandlung.

mit dem wahren Liszt gemein²⁾. Die dreibändige Arbeit der Ramann war noch nicht vollständig erschienen, als LA MARA Liszts Briefe zu veröffentlichen begann. ³⁾ Dann geschah Jahrzehnte hindurch nichts.

Erst gegen Ende der fünfzig Jahre, die auf Liszts Tod folgten, fing man an die Umrise seiner wahren Persönlichkeit einigermaßen zu ahnen, da jetzt die Quellenausgaben zu erscheinen begannen, deren Ergebnisse jedoch die Lisztforscher noch immer nicht verwandten. Die Reihe eröffnete Daniel OLLIVIER, der Enkel Liszts und der Gräfin d'AGOULT, mit den Memoiren seiner Großmutter, im Jahre 1927⁴⁾; in demselben Jahr

²⁾ In meiner Arbeit *Le problème Liszt* habe ich an zahlreichen Beispielen die Schwächen der Arbeitsweise der RAMANN nachgewiesen, wie sie nicht abgehaltene Konzerte lobt, wie sie sich auf Zeitungen beruft, die am angeführten Zeitpunkt schon längst eingestellt waren usw. Liszt hatte keine Ahnung, was für eine wertlose Arbeit die Ramann ausführte. Als die Französische Akademie „die Renaissance“ des Grafen GOBINEAU mit einem Preise krönt, fragt er die Herzogin naiv (13. Aug. 1878), ob die Biographie der Ramann nicht auf eine ähnliche Auszeichnung Anspruch hätte. (Que ne puis-je valoir un succès de ce genre à Lina Ramann?)

³⁾ LA MARA hat neun Bände mit Briefen Liszts herausgegeben. Acht dieser Bände erschienen von 1893—1904. Die ersten beiden Bände und der als Anhang zu diesen hinzukommende achte Band enthalten die Briefe Liszts an seine Zeitgenossen, der III. Band die Briefe an Agnes STREET KLINDWORTH, der IV.—VII. Band die Briefe an die Herzogin SAYN WITTEGENSTEIN, der IX. Band, der nicht in der Serie herausgekommen ist, veröffentlichte dann viel später, im Jahre 1918, Briefe, die er an die Mutter geschrieben hatte. Die Ausgabe von La Mara ist keine kritische, sie ist voll willkürlicher Veränderungen. Ich hatte Gelegenheit, in das Manuskript der Briefe an Agnes Street Klindworth hineinzuschauen. Wo von Liebe die Rede ist, ist überall gestrichen worden. Ein noch schlechteres Los fanden die Briefe Liszts an seine Mutter, die nicht im französischen Originaltext erschienen sind, sondern in der deutschen „Übertragung“ Cosimas, wie das Vorwort sagt, und zwar mit stilistischen Veränderungen. Die Anmerkungen La Maras sind fehlerhaft und ungenau. Bezugnahmen auf Ungarn sind humoristisch. So verwechselt sie den Londoner Gesandten Paul Esterházy mit Nikolaus Esterházy, bei dem Adam Liszt in Diensten stand. (Briefe an die Herzogin, Band IV, Anmerkung zum 123. Brief.) Sie verwechselt weiter den Grafen Gabriel BETHLEN, den Siebenbürger Abgeordneten, den Freund Liszts, mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Brief an Georg Freiherr von SEYDLITZ (16. Januar 1847) (VIII. Band) in der Anmerkung. — Größere Briefausgaben sind noch der Briefwechsel Liszt-Wagner (I.—III. Band. Leipzig 1887), dann der Briefwechsel mit Bülow (Leipzig 1898) und die Briefe an den Großherzog Karl Alexander, auch in der Ausgabe La Maras. Eine wichtige Sammlung sind die Briefe der Zeitgenossen an Liszt (Briefe hervorragender Zeitgenossen an Fr. Liszt, Leipzig 1895—1904, Band I—III). Von den Briefwechseln, die nach Ungarn gingen, ist nur einer in einem selbständigen Bande erschienen: Die Briefe an den Baron Antal AUGUSZ in der Ausgabe von Wilhelm CSAPÓ (Budapest 1911).

⁴⁾ Die Erinnerungen der Mme d'AGOULT-Daniel STERN finden wir in zwei Bänden. Der Titel des ersten lautet: *Souvenirs* (1880), der des zweiten: *Mémoires* (1927). Über das erste Buch berichtet Richard Wagner Ludwig dem II. (Mein allerherrlichster Freund und erhabener Weltentrost), im Briefe vom 7. Juli 1879, in dem er den Band „die trefflichste Schrift“ nennt. (Otto STROBEL: *König Ludwig II. und Richard Wagners Briefwechsel, Karlsruhe* 1936, III. Band, S. 156).

erscheint auch das Tagebuch der Mme BOISSIER, der Mutter eines der Schüler Liszts⁵⁾. Marcel HERWEGH, der Sohn des deutschen Dichters Georg Herwegh, veröffentlichte aus seinem Familienarchiv viele interessante Stücke über Mme d'Agoult, Liszt und ihre Kinder⁶⁾. Es folgen der fragmentarische Briefwechsel der Gräfin d'Agoult mit Louis RONCHAUD⁷⁾, die Briefe zwischen der Gräfin, Liszt und dem Schweizer Major Adolphe PICTET⁸⁾, der Briefwechsel der Gräfin mit Liszt⁹⁾ und der Briefwechsel Liszts mit seiner Tochter Blandin¹⁰⁾. Vor kurzem kam auch der Briefwechsel der Lisztkinder mit der Tochter der Herzogin Sayn-Wittgenstein, Maria, zur Veröffentlichung¹¹⁾. Diese Angaben entbehren freilich der kritischen Methode. Einzelne Manuskripte von großer Wichtigkeit sind verloren gegangen. Nach dem Tode der Gräfin (1876) hatte ihr Vertrauter Louis Ronchaud, der Kustos des Louvre, den Großteil des Nachlasses geerbt — der übrige Teil gelangte in den Besitz des unmündigen Enkels Daniel Ollivier — und gar bald begann die Herausgabe der Briefe. Einige Stücke freilich wollte Ronchaud zu Lebenszeiten Liszts noch nicht veröffentlichen. Kaum ein Jahr nach dem Tode Liszts (28. Juli 1887) starb auch Ronchaud. Der Jungeselle Ronchaud hatte im Louvre gewohnt. Auf die Kunde von seinem Tode eilte eine Verwandte, eine alte Dame mit sehr puritanischer Gesinnung, in seine Wohnung, um die Papiere der Gräfin zu verbrennen. Zum Glück kam einer der Kustoden des Louvre, der bekannte Kunsthistoriker G. LAFENESTRE, hinzu und konnte verhindern, daß der ganze Nachlaß einem dummen Autodafé zum Opfer fiel. Doch waren schon ganze Kapitel aus den Memoiren der Gräfin verloren, sogar auch zahlreiche Stücke ihres Briefwechsels mit Liszt. Ein Teil der erhalten gebliebenen Manuskripte gelangte in den Besitz der Familie Ollivier¹²⁾. Viele wertvolle zeitgemäße Schriftstücke sind verloren oder liegen ver-

⁵⁾ *Liszt pédagogue de piano. Leçons données à Mlle Valérie Boissier à Paris en 1832.* Paris 1937. Ferner: *La Comtesse Agenor Gasparin et sa famille. Correspondance et souvenirs publiés par Barbey Boissier.* Paris 1902.

⁶⁾ Marcel HERWEGH: *Au Printemps des Dieux.* Paris 1929. Auch die beiden anderen Bände Herweghs sind wichtig: *Au Banquet des Dieux.* Paris 1832; *Au Soir des Dieux.* Paris 1934.

⁷⁾ Paul FLEURIOT DE LANGLE: *Frans Liszt et Daniel Stern ou les Galériens de l'Amour.* Paris, Mercure de France, 1. Februar 1929.

⁸⁾ Robert BORY: *Une retraite romantique en Suisse. Liszt et la Comtesse d'Agoult. Seconde édition considérablement augmentée.* Paris 1930.

⁹⁾ *Correspondance de Liszt et de Mme d'Agoult, publiée avec une introduction par Daniel Ollivier.* Paris 1933—34. Vol. I—II.

¹⁰⁾ *Correspondance de Liszt et de Blandine Ollivier, publiée avec introduction par Daniel OLLIVIER.* Paris 1936.

¹¹⁾ Robert BORY: *Liszt et ses enfants d'après une correspondance inédite avec la princesse Marie Sayn Wittgenstein.* Paris 1936.

¹²⁾ Paul FLEURIAU DE LANGLES zitierte Abhandlung.

steckt, andere werden erst nach Jahrzehnten zugänglich sein (Ramannachlaß). Den Briefwechsel Adam Liszts mit seiner Gattin in der Zeit vom Sept. 1824 bis zum Aug. 1827 kennen wir nicht, ebensowenig die Briefe zwischen Anna Liszt und ihren Verwandten. In manchen Familienarchiven Frankreichs, vielleicht auch in der Schweiz, in amerikanischen Privatsammlungen und in Bayreuth oder Weimar liegen noch viele wertvolle Stücke verborgen¹³). Die namhafteren Antiquariatskataloge bringen ständig Anzeigen von Lisztbriefen, besonders aus seiner Pariser Zeit, von der die Ausgabe La Maras nur wenig enthält¹⁴).

Die Biographen standen ganz ratlos vor der undurchschaubar komplizierten Persönlichkeit Liszts, selbst ein so entschlossener Revolutionär wie Wagner hatte ihm gegenüber ein Gefühl der Furcht. Man wußte nicht, was man mit seiner unruhigen geistigen Entwicklung beginnen sollte, auf die nur spät die Festigung seiner Persönlichkeit als Komponist folgt. Die psychologischen Kenner seiner Zeit fühlen, daß es fast unmöglich ist, in die Tiefe der romantischen Seele zu dringen. Liszt ist in der Tat ein Wesen mit tausend Gesichtern, aber seine echte, menschliche Physiognomie kann man nur schwer hinter der romantischen Maske erblicken. Er nennt sich halb einen Franziskanermönch, halb einen Zigeuner (zur Herzogin, am 13. Aug. 1856). Zu dieser aufrichtigen Selbstcharakterisierung können wir die bitteren Worte der Gräfin d'Agoult hinzufügen: halb ein Gaukler, halb ein Taschenspieler, der in seinem Rockärmel Gedanken verschwinden läßt (Gräfin d'Agoult an Georg Herwegh, am 28. Mai 1844). Dieses Kind eines bunten und vielschichtigen Zeitalters, ein wahres enfant de siècle, ist empfänglich für Mystifikation und Phantasie, die es nach Belieben zu regeln vermag und betrügt oft auch sich selbst.

In der Geschichte des menschlichen Geistes verwirren wenig Lebensläufe mit soviel Fragezeichen wie gerade der von Franz Liszt. Seine mächtige, rezeptive Persönlichkeit zeigt sich als völliger Inbegriff des Zeitalters. Der Ausspruch, mit dem Liszt seinem Abgott, Napoleon III., huldigt: „Majestät, Sie sind das ganze Jahrhundert“ (zur Herzogin, am 28. Mai 1861), gilt auch für ihn selbst. In den Gedanken und Gefühlen Liszts spiegeln sich die Strömungen der französischen Romantik. Die Ausbildung seiner Persönlichkeit fällt in die Zeit zwischen den beiden französischen

¹³) Die in der *Revue Musicale* 1927 erschienene Lisztnummer enthält auch unveröffentlichte Quellen. Julien TIERSOT publizierte in verschiedenen Musikzeitschriften, besonders in der *Rivista Musicale Italiana*, viele Lisztbriefe, aber recht unvollkommen, größtenteils auf Grund der Mitteilung des Katalogs des Handschriftenantiquariats CHARAVAY. Nach seinem Tode erschienen die Briefe in einem Bande: *Lettres des musiciens écrites en français*. Paris 1936.

¹⁴) Siehe den Katalog von Otto HAAS (Nr. 7) *Autograph Letters and Manuscripts*. London 1937.

Revolutionen, zwischen Juli- und Februarrevolution. Dies ist der wichtigste Abschnitt in Liszts Leben, und ihn kennen wir am allerwenigsten. Weimar und Rom sind nur die Verwirklichung des Pariser Programms.

Liszts Charakter blendet durch seine Widersprüche. Er ist eine tapfere Seele, ein in das Ideal verliebter Mensch, aber da es ihm an kritischem Sinn mangelt, finden in seiner Seele Idealismus und Geschäft, die Dantesymphonie und die Produktion einträglicher Transkriptionen, nebeneinander Platz. Nur aus dem romantischen Liberalismus können wir die unserer unromantischen Gegenwart rätselhaft erscheinenden Schwankungen und inneren Bekehrungen in der Entwicklung Liszts verstehen. Vorstoß und Zurückschrecken, Oberflächlichkeit und Vertiefung, Ausdauer und Ermattung — Rationalismus und Mystizismus, vereint mit rohen Angriffen auf die Kirche und Verherrlichungen des Kommunismus — Selbstaufopferung und ein Egoismus, dem auch seine Kinder schonungslos zum Opfer fallen — revolutionäre und konservative Haltung, österreichischer Zentralismus und ungarischer Patriotismus — all das gerät auch nicht einen Augenblick in Konflikt miteinander. Zur Zeit der Kämpfe um die deutsche Einheit begründet er in Weimar die Neudeutsche Schule, aber gleichzeitig informiert er die Organe Napoleons III. vertraulich über die Ereignisse in Deutschland, über die Einstellung politischer Persönlichkeiten und ist schließlich wegen der Katastrophe von Sedan ganz verzweifelt.

Hinter dem überraschenden Nacheinander seiner scheinbar zusammenhanglosen Handlungen verbirgt sich eine Fülle verwickelter und schwer aufzudeckender Motive. Daß Geheimnis von Liszts Persönlichkeit kann die Musikgeschichte allein nicht enträtseln. Ohne daß wir diesen mächtigen Instinktmenschen zu einem „Denker“ oder „Intellektuellen“ verzerren möchten, aus der Atmosphäre des Bürgerkönigtums und des liberalen Kaisertums dürfen wir ihn nicht herausreißen. Liszt lebte in einer Zeit, deren Gedankenwelt voller Assoziationen war, in der Literatur, Musik, Malerei, Religion, Politik und die Metaphysik und Technik der Kunst organisch zusammenhängen. Darum ist das Lisztproblem auch so komplex und unzerlegbar, wie auch seinen Charakter ein einheitlicher Grundton bestimmt. Wollten wir die einzelnen Schichten getrennt untersuchen, so würden wir niemals zu seiner Seele, zu seinen seelischen Formen durchdringen.

Hinter seiner von der Zeit geprägten Geistigkeit sind in der Persönlichkeit Liszts — bewußt in den Hintergrund gedrängt — noch fremde Energien tätig. Sie machen sich nicht offen bemerkbar, doch ihren Willen tun sie unerbittlich kund. Die intellektuelle Welt Liszts ist seinem Gefühlsleben unterworfen. Eifersucht, Intrigien, Ehrgeiz, Nervenkrisen zerrütten unaufhörlich sein Leben, von dem viele für seine Kunst bedeutungs-

volle Momente noch immer in Dunkel gehüllt sind. Vom Hinterrund heben sich zwei interesssante Frauenantlitze ab: die bestrickend schöne Marie de FLAVIGNY (Gräfin d'Agoult) und die eher häßlich zu nennende Caroline IVANOVSKA (Herzogin Sayn-Wittgenstein). Liszt ist sein Leben lang das Spielzeug dieser beiden Frauen, oft auch weniger aus Liebe als nur aus Bequemlichkeit. Die Gräfin ist der geistige Vormund Liszts, sie gibt seinem Denken die Richtung, mit mütterlicher Zärtlichkeit erzieht sie ihren fünf Jahre jüngeren Geliebten. In den Jahren des gemeinsamen Glückes — obwohl ihre Liebe bis zum Ende ein unaufhörlicher Kampf zweier starker Persönlichkeiten bleibt —, doch auch später bis zum völligen Bruch stimmen sie in ihrer Denkart harmonisch zueinander. In ihren Ansichten, in ihren Auffassungen von Dingen und Menschen, in ihren politischen Meinungen — die Politik spielt im Leben beider eine führende Rolle — pflegen sie sich zu treffen. Als ihre Herzen schon längst nicht mehr füreinander schlagen, vereint sie ihr Verstand doch noch als Gleichgesinnte. Die protestantische Gräfin, die mütterlicherseits jüdischer Abstammung ist (BETHMANN¹⁵) und die von Nonnen erzogen wurde, sieht in der Februarrevolution die Erfüllung ihrer kosmopolitischen und sozialistischen Grundsätze. Liszt, der den „bourgeois“-Geist der Julimonarchie geringschätzt und verachtet, läßt seine romantischen Gesinnungsgenossen nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember im Stiche und schließt sich den Verherrlichern Louis Napoleons an. In der Haltung der Liebenden dieser Zeit finden wir wenig Aufrichtigkeit und viel Gekünsteltes. Die Gräfin, diese „wütende Sozialstin“ (*Le Corsaire*, am 17. September 1849), bleibt doch bis zu ihrem Tode die vornehme Dame vom Faubourg Saint Germain — Liszt, der alte romantische Katholik, sucht sogar noch unter der Herrschaft der Reaktion auf dem Wege des Liberalismus eine Verbindung von Demokratie und Religion.

Im Jahre 1847 trägt die vierzehn Jahre jüngere Rivalin, die Herzogin Sayn-Wittgenstein, endgültig den Sieg über die Gräfin d'Agoult davon. Sogleich beginnt der Kampf um die Kinder, der das Leben aller vergiftet und die Mädchen dem Vater entfremdet. Aber auch die Herzogin, die den Sieg davongetragen hatte, muß gar bald erfahren, daß man das unge-

¹⁵ Damals betrachtete man die Bethmannfamilie als jüdische Familie. Ritter Cussy, der zusammen mit Maurice de FLAVIGNY, dem Bruder der Mme d'Agoult, im Jahre 1820 auf der französischen Botschaft in Berlin seinen Dienst ausübte, spricht in seinen Memoiren darüber, daß Flavigny jeden provozierte, der vor ihm als Anspielung das Wort Jude aussprach. (*Souvenirs du Chevalier Cussy, publiés par le Comte Marc de Germiny*, Paris 1909, Vol. I, S. 177.) Wenn wir GÖLLERICH Glauben schenken könnten, so hat auch Liszt selbst die Vorfahren der Gräfin von mütterlicher Seite als von jüdischer Herkunft betrachtet. (*Franz Liszt*, Berlin 1908.) In der Sammlung der Bayreuther Richard-Wagner-Gedenkstätte ist der Stammbaum von Cosima Liszt zu sehen (zusammengestellt von Karl KIEFER), auf dem kein Jude vorkommt.

zügelte Temperament Liszts nicht in Schranken zwingen kann. Ihre weibliche Verschlagenheit rät ihr, sich um die flüchtigen Abenteuer ihres gefeierten Freundes nicht weiter zu kümmern, auch um die Weimarer Liebschaften nicht, die von längerer Dauer waren. Die Herzogin verlegt ihre Herrschaft aus der Gefühlssphäre in den Bereich des Intellekts.

Die selbstverleugnende Liebe der Gräfin, mit der diese ihre mannigfache Begabung in den Dienst Liszts stellte, und die kämpferische Persönlichkeit der Herzogin mit einem Ehrgeiz, der ihre unbedeutende Begabung weit übertraf, erklären es, warum Liszts Leben und Wirksamkeit verworren sein müssen, warum erhöhte Vorsicht notwendig ist, wenn wir feststellen wollen, wann irgendein Einfall oder eine Anregung von Liszt selbst stammt, wann von den beiden Frauen und wann von irgendeinem anderen Mitarbeiter.

Gerade deshalb muß die Lisztforschung auf Grund der zeitgenössischen Quellen und Werke völlig von vorn beginnen, und zwar mit strengster Kritik. Der grundlegende Fehler der bisher erschienenen wissenschaftlichen Arbeiten und Bücher ist die Vernachlässigung einer historischen Behandlungsweise des Problems¹⁶⁾. Franz Liszt ist eins der interessantesten Genies des 19. Jh.s. Seine Größe verlangt es, daß wir seine schöpferische und reproduzierende Kunst, seinen Katholizismus, sein politisches Glaubensbekenntnis der Wirklichkeit entsprechend aufzeigen, indem wir ihn in die Zeit hineinstellen, in der er lebte. Hier knüpft sich an die Fülle der allgemeinen Lisztprobleme die Frage seiner „literarischen Werke“ an.

I.

Die Untersuchungen über Liszts Rolle als Schriftsteller und Denker auf Grund seiner „literarischen Werke“ zählen zu den größten Irrtümern der Musikwissenschaft, der Literaturgeschichte und der Kunstphilosophie.

¹⁶⁾ Von den zahlreichen Lisztmonographien verdienen nur wenige Erwähnung. Das Buch von ERNEST NEWMANN (*The man Liszt. A study of the tragi-comedy of a soul divided against itself.* London 1934) ist eine harte Reaktion gegen das Buch der Ramann, nicht mit historischer, sondern analytischer Methode. Peter RAABES zweibändiges Werk: *Franz Liszt.* Stuttgart 1931 (Zur Rezension dieses Buches: Siehe das II. Kapitel meiner Abhandlung *Le problème Liszt*) ist nicht die Arbeit eines Historikers. Sein Verdienst besteht darin, daß er auf die Rolle CONRADIS und RAFFS bei den Orchesterwerken Liszts hingewiesen hat. Aufmerksamkeit verdient das kleine Büchlein von HANS ENGEL: *Franz Liszt.* Potsdam 1936. Eine bahnbrechende Arbeit vom familiengeschichtlichen Standpunkt ist das Werk STEPHAN CSEKEYS: *Liszt Ferenc származása és hazafisága* (Die Abstammung und der Patriotismus Franz Liszts). Budapest 1937.

Für Detailarbeiten siehe meine oben zitierte Abhandlung. Die ungarische Lisztliteratur ist in der Zusammenstellung von LUDWIG KOCH im *Anzeiger der Budapester Hauptstädtischen Bibliothek* (1936) erschienen.

Die Lisztforscher lassen nicht ab, die vor 1846 unter dem Namen Liszt in französischer Sprache erschienenen Schriften zu zitieren, obwohl die neuerdings größtenteils von mir aufgefundenen Zeugnisse keinen Zweifel mehr darüber lassen, daß diese Schriften Werke der Gräfin d'Agoult sind, die die Literaturgeschichte heute mit Recht als die erste wissenschaftliche Schriftstellerin Frankreichs betrachtet. Wie war diese Irreführung möglich, von der schon die Zeitgenossen wußten, und wie konnte sie so lange Glauben finden? Muß man sich doch die literarische Mystifikation Liszt-d'Agoult von ein paar Stücken so vorstellen, als ob die Werke der George Sand unter Chopins Namen erschienen wären.

Die Neubegründung von Liszts Schriftstellerruhm ist das Werk der Herzogin Sayn-Wittgenstein. Auf Betreiben der Herzogin gab Lina Ramann die gesammelten Schriften Liszts als fünfbändiges Werk heraus, in teils eigener, teils fremder Übersetzung (CORNELIUS, La Mara usw.), die jedoch eher eine Umarbeitung zu nennen wäre, so willkürlich und fehlerhaft ist sie¹⁷⁾. Vor 1846 waren Liszts Schriften hauptsächlich in der *Revue et Gazette Musicale* von SCHLESINGER erschienen¹⁸⁾. Ramann kannte nur diese, die Herzogin oder Liszt hatten sie ihr zur Verfügung gestellt. Doch bringt die Gesamtausgabe selbst die hier erschienenen Aufsätze nicht in vollständiger Zahl. Schon Peter RAABE hat darauf hingewiesen, daß die Auseinandersetzung über die soziale Stellung der Künstler fehlt, die Liszt 1835 in dieser Zeitschrift mit Germain LEPIC geführt hatte, ebenso ein Bericht über 3 Klavierstücke Alkans im Jahrgang 1837¹⁹⁾. Gleich vergeblich suchen wir Liszts Aufsatz über den Perseus des Benvenuto Cellini (*Gazette* vom 15. Jan. 1839). Auch in anderen Zeitungen erschienen unter dem Namen Liszts Artikel, von deren Vorhandensein weder die Ramann, noch Raabe Kenntnis besitzen. Nach dem Lisztzentennarium gab CHANTAVOINE unter dem Titel *Pages Romantiques* die Artikel der *Gazette et Revue Musicale* heraus (1912). Dies ist die erste Ausgabe im Originaltext, die mit einigen brauchbaren Anmerkungen versehen ist, aber sie ist noch fehlerhafter als

¹⁷⁾ *Franz Liszts Gesammelte Schriften*, herausgegeben von Lina RAMANN. Leipzig 1880—83. Band I. *Friedrich Chopin* (1852). Band II, 1835—37. 1. *Essays*. Band II. 2. *Reisebriefe eines Baccalaureus der Tonkunst* (1835—40). Band III. 1. *Dramaturgische Blätter*. Band III. 2. *Dramaturgische Blätter*. Band IV. *Aus den Annalen des Fortschritts*, Band V. *Streifzüge*, Band VI. *Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn* (1859).

¹⁸⁾ Der Musikverleger Maurice SCHLESINGER läßt 1834 die Zeitschrift *Gazette Musicale* erscheinen. Die im Jahre 1826 gegründete *Revue Musicale*, die Zeitschrift FÉTIS', wird nachdem ihr Redakteur 1833 zum Direktor des Konservatoriums in Brüssel ernannt worden war, mit dem Blatt Schlesingers vereinigt. Die Nr. 24 aus dem Jahre 1835, die die Lisztbiographie von d'ORTIGUE veröffentlicht, trägt noch den Titel *Gazette Musicale*, aber von Nr. 44 ab heißt die Zeitschrift dann *Revue et Gazette Musicale*.

¹⁹⁾ Peter RAABE: Zitiertes Werk, Band II, VI. Kapitel. Liszt als Schriftsteller.

die der Ramann. Er kennt nicht nur den Alkanartikel nicht sondern er bringt auch die Polemik gegen Thalberg-Fétis nicht, sowie den Artikel 'Des publications à bon marché' (Billige Ausgaben) betitelten Artikel aus der 1. Nummer des Jahrgangs 1836. Von den Artikeln der Zeitschrift Schlesingers erschienen einige auch in der Zeitung 'Le Monde', die eine kosmopolitische Tendenz verfolgte und deren einer ihrer Hauptmitarbeiter lange Zeit LAMENNAIS war. Diese Zeitung brachte auch andere Artikel von Liszt, und zwar solche, die hier zum erstenmal erschienen waren. So finden wir in der Nummer vom 11. Dezember 1836 ein Feuilleton *Concert de M. Berlioz* mit dem Namen Liszts, in der Nummer vom 8. Januar 1867 brachte sie ein langes Feuilleton mit Liszts Namen: *Revue Musicale de l'année 1836*. Auch in dem so wichtigen Sprachrohr der Romantiker, im *L'Artiste*, brachte Liszt einen Reisebrief unter: *Gênes et Florence* (Sept.—Dez. 1839, Seite 153—157). In der Sammlung der Bayreuther Richard-Wagner-Gedenkstätte fand ich einen unveröffentlichten Brief Anna Liszts ohne Jahresangabe an den Direktor der Zeitschrift *L'Artiste*. Im Auftrage ihres Sohnes bittet sie um das mit Jules Janin vereinbarte Honorar für den Artikel *Venise*. Die Schriften aus der Weimarer Epoche sind teils selbstständig erschienene Bücher, teils Studien aus der *Neuen Zeitschrift für Musik* von BRENDL oder der *Weimarer Zeitung* oder von anderswoher. In dieser Gruppe sind auch einzelne wissenschaftliche Abhandlungen zuerst in französischsprachigen Zeitschriften erschienen, so das Chopinbuch im Jahrgang 1850 der Zeitschrift *La France Musicale*, während einige Kapitel des Buches über die Zigeuner in den Juli- und Augustnummern des Jahres 1859 derselben Zeitschrift erschienen. Zuguterletzt erschien im Memoirenbande der Gräfin d'Agoult das *Journal de Zyo* (Liszts Kosename), und unter dem Titel *Liszts Tagebuch* die rhapsodischen Aufzeichnungen aus dem Februar 1839, in einem Umfang von sieben Seiten (Seite 175—180).

Von den Schriften Liszts konnten wir vieles in englischer, deutscher, italienischer und auch in ungarischer Sprache lesen, immer auf Grund der Überarbeitung der Ramann. Die Forscher, die die neuerdings publizierten Quellen nicht kennen oder außer Betracht lassen und die sich auf die „literarischen Werke“ Liszts als authentische Werke stützen, entnehmen ihnen das Material für die Untersuchung von Liszts seelischer Eigenart, aber auch seiner Werke, ja sogar unabhängig von den Musikkompositionen würdigen sie Liszt als „Denker und Schriftsteller“. Im öffentlichen Bewußtsein begann Liszt als ebenbürtiger Partner mit Wagner, dem systematischen Denker, und mit Berlioz, dem unübertrefflichen Stilisten, eine Rolle zu spielen. Julius KAPP stellte aus den „Gedanken“ Liszts ein Breviarium zusammen²⁰⁾. ÁKOS PAULER wollte auf Grund der literarischen Werke ein

²⁰⁾ *Liszt-Brevier*. Leipzig 1910.

Porträt Liszts entwerfen²¹⁾. Ernst BÜCKEN, der deutsche Geschichtsschreiber der Musikromantik, räumt den literarischen Arbeiten Liszts in seinem Werke einen ansehnlichen Platz ein²²⁾. Peter RAABE zeigt an mehreren literarischen Arbeiten der Weimarer Epoche, daß sie — was auch sonst schon Julius Kapp aufzuweisen begann²³⁾ — unter der „forcierten“ Mitwirkung der Herzogin zustande kamen, aber bei den einzelnen Details geht er nicht weiter, obwohl er feststellt, daß auch Arbeiten das Tageslicht erblickten, die eine dritte Person geschrieben hat. Diejenigen, die sich neuerdings mit den Schriften Liszts beschäftigt haben: Rudolf KÓKAI²⁴⁾, Margit PRAHÁCS²⁵⁾, Marion BAUER²⁶⁾, Johannes HANKISS²⁷⁾, Koloman ISOZ²⁸⁾ kennen das französische Originalmaterial und die Ergebnisse der bisherigen Forschungen nicht. Die Schriften der Pariser Epoche hat auch niemand studiert, und jener Umstand ist der Aufmerksamkeit der Forscher entgangen, der gegen die Echtheit der Werke Liszt selbst den entscheidendsten Beweis liefert. Chantavoine hat zwar schon vor 30 Jahren — freilich nur ganz willkürlich und ohne Beweise — den Gedanken der Mitwirkung der Gräfin d'Agoult angenommen. Seitdem hat Daniel OLLIVIER in der Ausgabe der Memoiren vom Jahre 1927 auf einige Seiten hingewiesen, die mit den *bachelier*-Briefen im Text identisch sind. Paul FLEURIAU de LANGLE hat nun gerade vor 10 Jahren festgestellt, daß der *bachelier* und *musique* (so nannte die Artikelserie der *Revue et Gazette* Liszt) auch gar nicht *bachelier*, sondern *bachelière* heißt. Der Verfasser der Artikel ist demnach kein Mann, sondern eine Frau.

II.

Wir wissen, daß Franz Liszt außer seiner Privatkorrespondenz und einigen seitenlangen, briefartigen Tagebuchaufzeichnungen nichts geschrieben hat. Die unter seinem Namen bekannten literarischen Werke stammen weder dem Inhalt noch der Form nach von ihm. Denn zur Erörterung wissenschaftlicher Thesen hatte Liszt auch weder Kenntnisse, noch die schriftstellerischen Fähigkeiten. Es ist also völlig unsinnig, von

²¹⁾ *Liszt Ferenc gondolatvilága* (Die Gedankenwelt Liszts). Budapest 1922.

²²⁾ *Die Musik des XIX. Jahrhunderts*. Handbuch der Musikwissenschaft. Potsdam 1932, S. 205.

²³⁾ *Franz Liszt*. Berlin 1911.

²⁴⁾ *Franz Liszt in seinen frühen Klavierwerken*. Leipzig 1933.

²⁵⁾ *Liszt Ferenc idealizmusa* (Franz Liszts Idealismus). Athenaeum 1936. XXII. Band, Heft 3—6.

²⁶⁾ *The Literary Liszt*. The Musical Quarterly, New York July 1936.

²⁷⁾ *Liszt écrivain et la littérature européenne*. Revue de la littérature comparée. Paris. Avril-juin 1936.

²⁸⁾ *Liszt Ferenc irásai tükrében* (Franz Liszt im Spiegel seiner Schriften). Zeneművészeti Főiskola Évkönyve (Jahrbuch der Hochschule für Musik). Budapest 1937.

Liszt als einem romantischen Denker oder Schriftsteller auf Grund dieser „seiner Werke“ zu reden.

Auf den Namen Liszt als „Schriftsteller“ stoßen wir im Jahre 1835 zum ersten Male in den Spalten der *Revue et Gazette Musicale*, in einer langen, auf mehrere Nummern verteilten Abhandlung über die soziale Stellung der Künstler. (*Zur Stellung der Künstler.*) Von dieser Zeit an steht sein Name als ständiger Mitarbeiter auf dem Titelblatt. Vorher finden wir in keiner einzigen französischen Zeitung oder Zeitschrift einen Artikel von ihm. In einer Anmerkung dieses Artikels sagt Liszt, daß er ihn noch im vorhergehenden Jahre geschrieben habe. Im Sommer des Jahres 1835 verläßt Liszt zusammen mit der Gräfin Paris und siedelt in die Schweiz über. Ihr seit 1833 dauerndes Verhältnis bleibt nicht ohne Folgen. Sie mußten ins Ausland gehen, um nicht durch die Geburt des Kindes der Skandalchronik der Pariser Salons neuen Stoff zu geben. In Genf lassen sie sich häuslich nieder. Hier wurde am 18. Dezember 1835 Blandine geboren. Noch in diesem Jahr erscheint in der Zeitschrift Maurice Schlesingers ein Brief an George Sand, auf den mehrere ähnliche Artikel folgen, — wie wir erwähnt haben, veröffentlichte einige von ihnen auch *Le Monde*.

Dieses Jahr ist angefüllt mit Komponieren, Konzerten, einen Besuch bei der Familie der George Sand und Unterrichten. Im Laufe des Dezembers 1836 kommt das Liebespaar wieder in Paris an, wo THALBERG Triumphe feiert: denn Liszt hatte Berlioz versprochen gehabt, in Paris ein Konzert zu geben. (Damals erscheint auch das erwähnte Feuilleton in dem *Le Monde*.) Im Jahre 1837 und 1838 veröffentlicht die *Revue et Gazette Musicale* ständig Artikel mit der Namensangabe Liszts aus der Schweiz und Italien. So wie die *Années de Pèlerinage* die musikalische Erinnerung an die Schweizer und italienischen Jahre sind, so sind die Bachelier-Briefe die literarischen Erinnerungen an die Zeit der glücklichen Liebe.

In den Pariser Salons erregten die Artikel Liszts großes Aufsehen. Das Liebespaar stand im Mittelpunkt des Interesses. Von der Gräfin wußte man, daß sie ein glänzender Geist mit außerordentlicher Bildung und scharfer Dialektik sei, aber die Schriftstellerin vermutete man nicht in ihr. Liszt kannte man ausschließlich von seiner künstlerischen Tätigkeit her, niemand dachte daran, daß er eine schriftstellerische Begabung sei. Unter solchen Umständen blieben auch die Klatschbasen der Salons nicht lange tatenlos. Immer offener begannen sie herumzuraten, wer die Artikel Liszts schreibe. Die Bachelier-Briefe behandelten schon nicht mehr nur musiksoziologische Probleme, sondern griffen immer mehr auf philosophische, literarische Gebiete und auf das Gebiet der Bildhauerkunst über, von denen man wußte, daß sie nicht die Welt Liszts seien. Dieser Meinung gab dann eine französische Zeitung im Jahre 1838 Ausdruck (die ich nicht

auffinden konnte), diese Mitteilung meldet die in Paris erscheinende deutsche Zeitung, die *Pariser Zeitung*, sofort ihren Lesern: „Ein französisches Blatt schreibt die neuerdings in der *Gazette Musicale* so wie früher im Journal *Le Monde* erschienenen Briefe des berühmten Klavierspielers Liszt einer geistreichen Dame, der Gräfin d'A. . . . zu und behauptet, Liszt gebe zu diesen schriftstellerischen Arbeiten nur seinen Namen her. Diese Behauptung scheint gewagt. Wahrscheinlich ist, daß dieses Erzeugnis zwei Autoren hat. Übrigens thäte Franz Liszt besser, seine musikalischen Erfolge zu befriedigen (vom 2. Okt. 1838).“ Die *Revue et Gazette Musicale*, die die Artikel veröffentlicht, erwidert diesen Hieb nur schwach. „Daß die Briefe nicht nach dem Geschmack der deutschen Zeitung sind, ist zweifellos ein großes Übel. Wir halten es aber für unsere Pflicht zu erklären: die Briefe stammen tatsächlich von Liszt, zum Beweis empfehlen wir jedem, der sich davon überzeugen will, er möge die in unserer Hand befindlichen Manuskripte prüfen (vom 7. Okt. 1838).“

Niemand meldete sich, der in die Manuskripte Einsicht nehmen wollte. Damit hatte man wahrscheinlich auch in der Schriftleitung der Zeitschrift gerechnet, darum hatte man auch mit so großer Bereitwilligkeit die Einsicht zugesagt. Das Manuskript der literarischen Werke Liszts ist nicht erhalten geblieben. Bis zum heutigen Tage ist es nicht gelungen, irgendein einziges irgendwo aufzufinden, weder aus der Pariser, noch aus der Weimarer Epoche. Die Frage interessierte auch die Redaktion der Zeitschrift nicht weiter. Liszt wollte vor der Welt als Schriftsteller eine Rolle spielen. Jules JANIN, dem „König der Journalisten“, schrieb er am 28. April aus Pisa einen Brief, in dem er meldet, daß er ihm einen in Italien geschriebenen Artikel über die schönen Künste schicken würde, und ihn bittet, diesen Artikel in der Zeitschrift *L'Artiste* herauszugeben. Wenn man seinen Artikel annehme, werde er auch andere aus Pisa, Rom, Florenz senden²⁹⁾. Am 14. Mai 1840 schreibt die Gräfin Liszt, daß sie zwei Artikel Janin zugeschickt habe. Diese Artikel sind nicht erschienen.

Vor seiner Mutter gibt er sich auch als Schriftsteller aus. Im November 1835 schreibt er seiner Mutter aus Genf, daß er in diesem Monat nichts komponiert habe, aber in der *Gazette Musicale* seien wiederum vier Artikel von ihm erschienen. Ende Juli 1838 oder Anfang August bittet er seine Mutter aus Genua, daß sie Lambert Massart mitteile, daß er in der nächsten Nummer der *Revue et Gazette Musicale* einen Brief an ihn gerichtet habe. (Dieser Brief, der über seine ungarische Heimat handelt, vom Mai datiert, ist in der Septemhernummer erschienen.) Im übrigen brachte die Pariser Presse phantastische und ironische Nachrichten über die literarische Tätigkeit Liszts. Die *Gazette des Salons* bringt ihren Lesern

²⁹⁾ TIERSOT: zitierte Ausgabe.

zur Kenntnis, daß Liszt eine religiöse Dichtung verfaßt habe, die George Sand vertone; dieses Werk habe die Oper zur Aufführung angenommen (vom 8. März 1837). Liszt schreibt im Januar 1838 an Adolf PICTET, daß er den kleinen Band der *Impressions et Poésies* beendet habe³⁰⁾. Die *Revue et Gazette Musicale* läßt ihre Leser wissen (Nr. 31, 1839), daß die deutsche Kritik die beiden Gedichtbände Liszts mit großer Anerkennung aufgenommen habe (*Deux volumes de poésies*). Die Zeitschrift stellt mit Freude fest, daß Liszt auch weiterhin Konzerte gibt: le poète n'a pas tué le pianiste. Diese Nachricht hängt vielleicht mit dem *Album d'un voyageur* zusammen, dessen erster Band unter dem Titel *Impressions et Poésie*, der zweite unter dem Titel *Fleurs mélodiques des Alpes* und der dritte unter dem Titel *Paraphrases* erschienen ist. Es ist möglich, daß von diesen Musikstücken die Rede ist, obwohl der Zeitpunkt nicht völlig übereinstimmt. Als er den Brief an Pictet geschrieben hat, war der Band der *Impressions* schon längst fertig. Ein Großteil dieser Stücke ist in den Jahren 1835—1836 geschrieben. Die Ausgabe von RICORDI, die man im Herbst dieses Jahres anzeigt, ist nur ein Abdruck der alten, sie brauchte also Liszt nicht zu „beenden“. Es ist sicher, daß von den „besogne instrumentales“, der Tätigkeit der Instrumentation, die Rede ist, wie es der an Pictet gerichtete Brief über die *Études* besagt. Aus den Briefen der Gräfin können wir aber mit Recht den Schluß ziehen, daß Marie, die Naturschwärmerin, den Künstler seelisch auf die Landschaftsbilder der „Wanderjahre“ vorbereitet hat. Die Texte, die in den im Weimarer Lisztmuseum aufbewahrten Skizzenbüchern vorkommen (besonders aber Ms. Nr. 6), sind Zitate aus den Werken französischer Dichter. Es ist anzunehmen, daß die Bekannten Liszts diese „literarischen Nachrichten“ in den Blättern veröffentlichten, die sich über Liszts falsche Lorbeeren ärgerten. Am charakteristischsten dafür ist der aus Mailand datierte Bericht, der in der Nummer vom 3. April 1838 des *Journal des Débats* erschien: „Bevor Liszt unsere Stadt verlassen hat, gab er hier in deutscher Sprache und mit beigefügter italienischer Übersetzung einen Band Prosa und einen Band Gedichte heraus. Die darin enthaltenen Stücke sind von großem Wert, Erinnerungen aus der Kinder- und Jugendzeit, die sich auf das innere Leben, was die Deutschen als das innere Leben bezeichnen, beziehen, d. h. sie legen jede Einzelheit und Phase der Entwicklung der musikalischen Begabung des Verfassers frei und sie legen auch die ungeheuren Hindernisse bloß, die er überwinden mußte, damit er als Klavierkünstler jenen Grad der Vollkommenheit erreiche, den die ganze Welt einmütig anerkennt. In der deutschen zeitgenössischen Presse müßte man nachforschen, ob wir nicht unter den sich auf Liszt beziehenden, oftmals verblüffend romanhaften Nachrichten einige finden, die dieser

³⁰⁾ BORY: zitierte Ausgabe.

Mitteilung ähnlich sind“. Die Gräfin aber suchte den Mailänder Rezensenten in Paris. Am 20. April 1838 schreibt sie aus Venedig an HILLER, den in Paris lebenden, deutschen Klavierkünstler, einen Brief und fragt ihn darin spöttisch, ob er ihr nicht sagen könnte, wer aus Mailand dem *Journal des Débats* über Liszts literarische Ausgaben referiert habe. Sie wisse kaum einen anderen als ihn, der sich so amüsiere³¹⁾.

Von 1840 ab hält sich Liszt immer weniger in Frankreich auf, das er 1846 endlich ganz verläßt, um erst 1853 auf einige Wochen wieder zurückzukommen. Seitdem Liszt aus dem Kreis der Pariser Salons herausgekommen ist, hört die Frage der Bachelier-Briefe auf, die Pariser Künstlerwelt aufzuregen. 1846 erscheint der selbstbiographische Roman der Gräfin *Nelida*, auf den ein Jahr später die Bekanntschaft mit der Herzogin Sayn-Wittgenstein folgt, und dann schließlich der endgültige Bruch.

Liszt gefiel es überaus, daß das große Publikum ihn als Schriftsteller beweihräucherte. Seine Bewunderer ergriffen jede Gelegenheit, ihren Helden zu vergöttern. Der junge Künstler ist noch nicht Kapellmeister, als Komponist hat er auch nur Klavierstücke geschrieben (die Lelio-Phantasie hat er nur mit fremder Mithilfe für Klavier und Orchester abgefaßt). Durch seine Artikel findet er weitere Gelegenheit, in mittelbare Beziehung zum Publikum zu treten, die Menge seiner Bewunderer zu vermehren, die — was nicht zu leugnen ist — Chopin und Thalberg vermindert hatten. Er mußte durch seine Schriftstellerlorbeeren sehr eingenommen sein, denn dies gibt uns die Erklärung dafür, daß er sich nach dem Erscheinen der *Nelida* in der Rolle Guermanns nicht selbst erkennen wollte. Aber er braucht noch Mme d'Agoult: wieder will er ihr schreiben lassen. Im Sommer 1847 bittet er die Gräfin, sie solle zu den Ungarischen Rhapsodien ein Vor- oder Nachwort schreiben, zu diesem Zwecke ist er bereit, ihr Notizen und Auskünfte zu übersenden. Er hält diese Arbeit für sehr wichtig, „er will, daß sie den tiefen und inneren Sinn der Werke dieser Reihe dem Publikum beredt erkläre“. Als Gegenleistung verspricht er der Gräfin Geheimhaltung, (es wäre komisch, wenn es herauskäme, daß die verlassene Geliebte auch weiterhin für ihren ungetreuen Ritter arbeite) und er stellt ihr auch ein Honorar in Aussicht, wie die *La Presse*, die Zeitung Emile de GIRARDINS, in deren Spalten man damals den Schriftstellernamen der Mme d'Agoult, Daniel Stern, oft lesen konnte³²⁾. Es ist klar, daß die geplante Abhandlung die erste Form des Buches über die Zigeuner, das er zu schreiben beabsichtigte, geworden wäre. Schon in den ersten Tagen seiner Ankunft in Ungarn beschäftigte er sich mit der Volksliedfrage. *Honművész* (Nationalkünstler) schreibt am Tage nach dem Abend bei Leo Festetich das

³¹⁾ Jean CHANTAVOINE: *La comtesse d'Agoult. Lettres à Ferdinand Hiller* (1838—57). Revue Bleue. Paris 8.—15. November 1913.

³²⁾ OLLIVIER-Ausgabe, Band I.

Folgende: Am nächsten Tage hat unser gefeierter Landsmann versprochen, daß er zusammen mit den Förderern der ungarischen Musik die ungarischen kirchlichen und weltlichen Lieder und Tanzmelodien sammeln und mit von ihm verfaßten Erläuterungen herausgeben werde, wodurch eine nationale Arbeit geleistet werde, deren Wert unschätzbar und vom nationalen Standpunkt aus für das Ausland interessant und ruhmvoll sein wird. (Nr. 3, 1840). Liszt sagt das gleiche in einem Brief an Heckenast (am 27. August 1859) über sein Zigeunerbuch: er habe es als Kommentar zu den Ungarischen Rhapsodien ausgearbeitet (Budapesti Hirlap, N. 242, 1859). Die verlassene Frau hat aber keine Lust, auch weiterhin Liszts Sekretärin zu sein. Von dem besagten Manuskript ist keine Spur übriggeblieben. (Die versprochenen Notizen sind gewiß Material, das er von Stephan FAY, LEO FESTETICH und LAZAR PETRICHEVICH erhalten hat.)

In dem erbitterten Kampf um die Kinder ist Liszt das blinde Werkzeug der Herzogin, die alles unternimmt, um der verhaßten Rivalin Leid zuzufügen und die es auch erreicht, daß Liszt den Kindern den Besuch ihrer Mutter untersagt. Die Gräfin erträgt stumm dieses Leid wie auch das Geheimnis der Autorschaft, obwohl in dem Brief an GEORG HERWEGH die oben zitierten Worte von den im Rockärmel verschwundenen Gedanken und Gefühlen zu finden sind, die wie eine Anklage lauten. Sie ist schon eine gefeierte Schriftstellerin, aber niemals, auch nicht einen Augenblick kam es ihr in den Sinn, vor der Welt aufzudecken, daß Liszt sich mit fremden Federn schmückte. Selbst bei der Charakterisierung Guermanns hütet sie sich vor dergleichen Anspielungen³³). Auch in ihren Memoiren

³³) Die Gestalt Liszts diente Mme d'Agoult bei der Zeichnung Guermanns als Muster. Gewöhnlich bezeichnet man den Roman *Nelida* als Selbstbiographie, es ist aber eher eine *roman-confession*, wie die *Lucrezia Floriani* der Georges SAND, die das Verhältnis der Schriftstellerin zu Chopin behandelt. In der unbarmherzigen Karikatur Guermanns wollte sich Mme d'Agoult an Liszt rächen, zugleich aber BALZAC auf seinen Roman *Béatrice ou les amours forcés* (Das *Siècle* veröffentlichte ihn 1839, vom 13.—26. April und vom 10.—19. Mai) antworten. Angeblich hat Balzac diesen Roman, der mit Mme d'Agoult recht übel verfährt, auf die Einflüsterung von Georges SAND hin geschrieben. Auch schon der Titel führt einen berüchtigten Ausspruch Liszts an: die wahren Beatricen sterben im Alter von 18 Jahren. (Die Gräfin liebte es, sich als Beatrice vorzustellen.) Aber Liszt ist nicht der einzige untreue Geliebte der Gräfin, den sie vor die Öffentlichkeit führt. In den letzten Jahren, die sie mit Liszt verbrachte, ist neben SAINTE-BEUVE CHARLES DIDIER (1805—1866), ein Schriftsteller Schweizer Abstammung, ihr ausdauerndster Verehrer. (Im Auftrage LAMARTINES reist er 1848 nach Budapest, wo er sich mit Ludwig BATHÁNY und Stephan SZÉCHENYI befreundet.) Sein Tagebuch verewigte sein Verhältnis zu Mme d'Agoult mit indiskreter Weitschweifigkeit. Als die Gräfin die Leichtsinnigkeit Didiers erkannte, veröffentlichte sie in der *La Presse* eine Novelle, die den Titel *Hervé* trägt. Der Hauptheld ist Hervé — Didier, die Heldin Therese — die Gräfin. (JOHN SELLARD: *Dans le sillage du romantisme. Charles Didier*, Paris 1933.)

gesteht sie die Mystifikation nicht ein, sondern behauptet sogar, daß sie im Jahre 1840 Emile de Girardin und seiner Gattin, Delphine Gay, der gleichfalls berühmten Schriftstellerin, über ihre Studien und Pläne erzählt habe, worauf Girardin wiederholt gesagt habe, sie möge geben, was sie geschrieben habe, er werde es sogleich in der *La Presse* herausgeben. Sein Angebot wiederholte er oft und fragte an, ob sie nicht irgendein Stück fertig habe. (*Mémoires* S. 211.) Die Gräfin d'Agoult zählte ihre schriftstellerische Laufbahn nur seit ihrem Auftreten als Schriftstellerin unter dem Namen Daniel Stern.

Die engsten Vertrauten der Gräfin, in erster Linie Louis RONCHAUD, der chevalier servant³⁴), wußten um das Geheimnis, Ronchaud hat auch einen Beweis, aber er schweigt. Vier Jahre nach dem Tode der Gräfin, im Jahre 1880, gibt er von neuem den Band *Esquisses Mondes* von Daniel Stern heraus, diesmal mit einer umfangreichen biographischen Einleitung, in der er ausführt, daß die Artikel der *Revue et Gazette Musicale* von der Gräfin stammen. (Seite 18: Elle y joignit bientôt dans G. M. quelques articles signés d'un autre nom que le sien.) Liszt und die Herzogin haben die Studie Ronchauds unbedingt gelesen, aber sie erwiderten darauf nicht. Der ältesten Tochter der Gräfin, Claire, der Gattin des Marquis Guy de Charnacé, die die schriftstellerische Begabung ihrer Mutter erbt, (sie schrieb unter dem Namen M. de Sault), hat er gleichfalls erzählt, daß die Gräfin die Verfasserin der Artikel Liszts sei. Claire de CHARNACÉ hat die Schriftstücke ihrer Mutter der städtischen Bibliothek von Versailles vermacht: Fond Charnacé. Papiers de Mme d'Agoult. Darunter gibt es viele Stücke, die sich auf Liszt beziehen, so das unter dem Namen Second Scrapbook registrierte colligatum, auf dessen 6. Seite wir handschriftlich geschrieben von der Marquise de Charnacé das Folgende lesen: Mme d'Agoult a dit que les articles de la *Revue et Gazette Musicale* signés Liszt, sont d'elle.

Dies alles können wir schließlich nur als aus zweiter Hand stammende, einseitige Behauptungen ohne jeden sachlichen Beweis bezeichnen. Zu dieser Feststellung gelangten wir auch im Jahre 1927 bei der Lektüre der Memoiren der Gräfin. Wir haben schon betont, daß der Herausgeber Daniel Ollivier mehrmals auf die Identität des Textes der Memoiren und

³⁴) Louis de RONCHAUD ist Kunsthistoriker, sein Buch über Phidias machte seinen Namen bekannt. In seiner Kurie von Saint Lupicine hat sich Mme d'Agoult oftmals aufgehalten. Seiner Herkunft aus dem Jura hat er es zu verdanken, daß Lamartine, der Dichter der Alpen, einen schwungvollen Lobgesang über ihn geschrieben hat (*Cours familier de littérature*. Vol. XIII. Paris 1862. *Phidias par Louis de Ronchaud*). Bei der letzten Zusammenkunft Liszts mit der Mme d'Agoult 1866, über die Liszt selbst der Herzogin berichtet hat, ist Louis de Ronchaud Zeuge, auf Grund seiner Erzählung hat es Mme Juliette ADAM, die Freundin GAMBETTAS, in ihren Memoiren niedergeschrieben (*Mes sentiments et nos idées avant 1870*. Paris 1905, S. 26).

Bachelier-Briefe hingewiesen hat, der an den angeführten Stellen mit Ausnahme von ein bis zwei unbedeutenden Ausdrücken augenfällig ist. Die Memoiren enthalten in sich die tagebuchartigen, gleichzeitigen Aufzeichnungen der Gräfin aus den Jahren der *Années de Pèlerinage*. Das vom 14. Juli 1837 in Lyon datierte Tagebuchdetail über NOURRIT, den großen französischen Sänger, und über Schuberts Erlkönig können wir im dritten Bachelier-Brief unter dem Titel *L'Erlkönig pendant que Nourrit chantait* in der Nummer vom 11. Februar 1838 der *Revue et Gazette Musicale* lesen. Den Ausflug nach Grande Chartreuse enthält die vom 5. August datierte Tagebucheintragung, die der Brief an Ronchaud vom September 1837 in der *Revue et Gazette Musicale* mitteilte.

Sehr interessant ist der Vergleich der beiden Texte des Erlkönig-feuilletons. Wir zitieren sie im französischen Original, dessen Übersetzung wir bei der Ramann vergebens suchen. Den Artikel hat die Goethe verehrende Gräfin unter der Wirkung von Liszts Klavierspiel als unvergeßliches Erlebnis in ihrem Tagebuch aufgezeichnet. Da es aber unsinnig gewesen wäre, in der *Gazette* unter dem Namen Liszts einen Beitrag zu veröffentlichen, der Liszts Spiel verherrlichte, so bezog sie den Artikel auf die Kunst Nourrits, des berühmten französischen Sängers und Interpreten Schuberts, wie der Titel lautete.

Im Tagebuch der Gräfin beginnt der Erlkönig so:

Le maître venait de se mettre au piano. Un accord puissant nous était venu porter sur les airs. Nous attendions que sa fantaisie prit son vol et nous entraînât avec lui sur les gazons fleuris, dans les nuits diaphanes, vers des mondes inconnus, ou dans ce monde, le plus inconnu de tous peut-être, que nous portons au dedans de nous.

Diese Einleitung fehlt im Artikel der *Gazette*. Die übrigen Abweichungen sind unbedeutend. Fahren wir nun mit dem Tagebuch fort:

Entendez-vous à travers d'effrayants ténèbres, la course rapide du cheval dont l'éperon fait saigner les flancs? Entendez-vous le vent qui mugit, les feuilles qui fremissent? Voyez-vous le père qui tient dans ses bras l'enfant qui pâlit et se cache contre sa poitrine?

Der Text der *Gazette* ist hier identisch mit dem Text des Tagebuchs.

Un mystère plein de terreur plane dans les airs.

Dieser Satz fehlt im Text der *Gazette*.

Tagebuch

Gazette.

... n'entends tu pas ce que me promets
le roi des Gnomes.

... le roi des Gnomes me dit tout bas.

... C'est la brise qui joue dans les feuilles
déchées.

... c'est le vent qui tourmente les feuilles
déchées.

... Elle promet à l'enfant des fleurs embaumées, des jeux aux bords des eaux au son des instruments.

... des danses au son des joyeux instruments.

Oh! mon père, Oh! mon père ne vois-tu pas là-bas les filles du Roi des Gnomes qui dansent en se tenant par la main.

... qui dansent des danses étranges.

Voyez-vous passer devant vous les rêves de votre jeunesse? Entendez vous la voix de l'idéal et du réel? O poètes, poètes et vous femmes qui êtes toutes poètes par le cœur, écoutez les accents sombres et désespérés du génie, gardez-vous du roi des Gnomes qui cherche sans cesse?

Stimmt mit dem Text des Tagebuches überein.

Bei der Beschreibung der Grande Chartreuse stellen wir den Text des Tagebuchs der Gräfin dem Text des Artikels in der *Gazette* in der Übersetzung von Ramann gegenüber.

Tagebuch.

Gazette.

Nous montons à la Grande Chartreuse par une pente adoucie au bord d'un torrent, toujours ombragée de sapins, de hêtres, de châtaigniers. A mesure qu'on pénètre dans cette gorge solitaire, elle se resserre et s'ombrage de plus en plus. Au bruit du torrent succède le silence, la végétation d'une beauté croissante semble vouloir attirer et retenir l'homme dans la Paix du Seigneur. J'ai fait beaucoup d'ascensions alpestres. Nulle part je n'ai vu un pareil effet de continuité. Les Alpes se divisent en trois régions distinctes et contrastantes. D'abord la végétation, la culture; puis la région des sapins et des pâturages qui va en se dégradant, en se dénudant jusqu'aux roches et aux neiges éternelles. Ici rien de semblable, toujours un tapis de verdure sous nos pieds, toujours un dôme de feuillage sur nos têtes, toujours une voix cachée qui nous dit: Venite ad me omnes qui laboratis.

Der jetzige Weg führt an der Seite eines wilden Bergbaches, einen sanftsteigenden immer von Buchen, Fichten und Kastanien beschatteten Abhang hinein. Je weiter man in der Bergschlucht vordringt, desto mehr verengert und verdüstert sich diese. Dem Rauschen des Gebirgswassers folgt Schweigen. Die an Schönheit immer zunehmende Vegetation scheint den Pilger nur zum Frieden Gottes führen und in ihm festhalten zu wollen. Ich habe viele Alpen erstiegen; aber nirgends habe ich eine solche Wirkung sich fortsetzender Steigerung erfahren. Die Alpen teilen sich in drei bestimmte und kontrastierende Regionen: zuerst die der Kultur und der Vegetation; dann folgt die Region der Tannen und der Weideplätze, welche sich mehr und mehr abstufend in die Region der Felsen und des ewigen Schnees übergeht. Hier hingegen ist nichts unterbrochenes, nichts abgeschnittenes, es breitet sich ein grüner Teppich zu unseren Füßen, ein Laubdach über unseren Häuptern, eine verborgene Stimme ruft uns zu: Venite ad me qui laboratis.

Die Gräfin zeichnete ihre Erlebnisse im Tagebuch auf, dann schrieb sie sie ab und sandte sie der Zeitschrift zu, bisweilen war auch die Reihen-

folge umgekehrt, zuerst schrieb sie den Artikel und erst dann trug sie ihn ins Tagebuch ein. Wenn das Tagebuch nicht fast in seiner Gänze ein Opfer der Flammen geworden wäre, stießen wir sicherlich auf noch mehr Übereinstimmungen. Im Familienarchiv Daniel Olliviers bewahrt man auch ein von Mme d'Agoult eigenhändig verfaßtes chronologisches Verzeichnis ihrer Werke, unter denen auch die Bachelier-Briefe aufgeführt sind. Ein Entwurf trägt den Titel: 1837—41, Articles Gazette Musicale. Auf die Memoiren folgte zwei Jahre später eine andere wichtige, wenn auch nur fragmentarische Veröffentlichung, die Herausgabe des Briefwechsels d'Agoult-Ronchaud. Im April 1838 grämt sich die Gräfin allein in Venedig, im Hôtel de l'Europe, während man Liszt in Wien begeistert feiert. In ihrer Einsamkeit, die nur durch das Hofieren eines vornehmen italienischen Adligen, des Grafen Théodore (Emilio Malazzoni), gemildert wird, greift sie zur Feder, um ihr Herz ihrem treuen Vertrauten Ronchaud auszuschütten. In ihrem Brief vom 26. April schreibt sie: „Franz ist seit drei Wochen in Wien . . . Der *Gazette* habe ich ein ziemlich dickes Paket geschickt. Darin ist ein Brief an Heine, ich möchte sehr, wenn er es lesen würde“³⁵). Liszt hatte Venedig am 7. April verlassen. Der Brief wurde von der Gräfin am 15. April geschrieben, und mit diesem Datum erscheint er in der Zeitschrift Schlesingers — mit Liszts Unterschrift. Der Verfasser des Briefes polemisiert mit Heine, der in einem seiner Artikel den Bekenntniswechsel Liszts verspottet hatte³⁶), und er bemüht sich den wankelmütigen Charakter des Künstlers (*caractère malassis*) zu verteidigen. Es ist ein wichtiger Umstand, daß die Gräfin den Brief während der Abwesenheit Liszts geschrieben und abgeschickt hat. Im Brief wird Heine Landsmann genannt. Marie de Flavigny, die in Frankfurt geboren war, fühlte sich selbst als Deutsche (*Je cherchais un nom allemand (Daniel Stern) me sentant allemand, Mémoires, S. 212*) und so konnte sie Heine einen Landsmann nennen. Liszt bittet in einem Briefe an seine Mutter vom April 1838 aus diesem Anlaß, daß, wenn seine Antwort an Heine (*ma réponse à Heine*)³⁷) in der *Gazette* erscheine, sie diese sofort seinem Wiener Verleger Haslinger zusenden solle.

³⁵) Paul FLEUROT de LANGLE: zitierte Arbeit, S. 525.

³⁶) *Sämmlliche Werke*. Band V. *Französische Zustände. Über die französische Bühne*. Zehnter Brief. Der Teil über Liszt auf S. 472.

³⁷) Liszt erinnert die Gräfin in einem seiner Briefe daran, daß er sie gebeten habe, sie möge ihm *notre compatriote Heine* vorstellen. Die Pariser Auffassung betrachtete den Ungarn und Österreicher als *allemand* (den Preußen nicht!). Das Buch *Les Etrangers à Paris* (1844), in dem wir aus der Feder Stanislas BELLANGERS ein Kapitel über die Ungarn finden, erwähnt Franz Liszt im Kapitel über die Deutschen (aus der Feder Louis HUARTS), aber es wird hinzugefügt, daß dieser *pianiste humanitaire* ebensowenig ein Deutscher wie Franzose oder Italiener sei, Liszt ist ein Weltbürger: *il est citoyen du monde*. Noch seltsamer ist es, daß diese Arbeit auch den „österreichi-

Der Briefwechsel Liszts mit der Gräfin, der im Jahre 1933 erschienen ist, wirft ein Licht auf viele interessante Einzelheiten der Entstehung der Bachelier-Briefe. Anfang Februar 1837 teilt Liszt der Gräfin, die sich auf dem Schloß der George Sand in Nohant aufhält, mit, daß sie den Brief durchsehen solle, den er für Sonntag der *Le Monde* und *Gazette Musicale* übergeben wolle. Er glaubt, daß es ein großer Erfolg werden würde. Er bittet sie, das Geheimnis (daß die Gräfin die Lisztartikel schreibe) der George Sand nicht zu verraten. (Je vous saurai assez gré de garder la moitié du secret au moins vis à vis de Georges). Am 11. Februar schreibt er wiederum, daß sie sich um ihren Artikel kümmern solle, (m'occuper de notre lettre), der morgen in der *Gazette* erscheinen werde. Tatsächlich bringt die am nächsten Tage, am 12. Febr., erscheinende *Gazette* einen George Sand gewidmeten Brief unter dem Namen Liszts mit dem Titel *Lettre d'un bachelier et musique à un poète voyageur*.

Es ist ganz offensichtlich, daß — schon wegen der Nähe der beiden Zeitpunkte — das *m'occuper* hier nur soviel bedeuten kann wie: sich bei dem Verleger um das Blatt kümmern und nicht warten, bis dieser das Exemplar zuschickt. Liszt berichtet der Gräfin schon am 13. Febr. über den Erfolg des Artikels. Der Schriftsteller Ernest LEGOUVÉ, der in der Musikalienhandlung von Schlesinger aus- und eingeht, ist einer der ersten, der ihn liest. Sogleich eilt er zu Liszt und gratuliert ihm... „Der Bachelier-Brief ist gestern erschienen“, — schreibt Liszt — „Legouvé kam, um Komplimente zu machen, er behauptet, daß mein Stil von Tag zu Tag gewinnt. Am Donnerstag, glaube ich, wird ihn auch die Ztschr. *Le Monde* veröffentlichen. Wenn ich mich nicht täusche, so wird es ein großer Erfolg werden. Wenn ich nach Nohant gehe, werde ich noch ein oder zwei Artikel bei Ihnen bestellen (quand je viendrai à Nohant, je vous commenderai un ou deux articles). Bestimmt ist der kleine Zyo (Liszts Kosename) ein großer Schriftsteller.“ Dieser Brief ist von außerordentlicher Wichtigkeit. Aus

schen“ Gesandten, den Grafen Antal APPONYI, unter die Deutschen reiht, der mit seinen Festlichkeiten Deutschland würdig repräsentiert. (Über die Preußen handelt ein besonderes Kapitel.) Es ist aber unverständlich, daß Liszts Freund, Berlioz, der auch in Ungarn gewesen ist, Liszt einen Deutschen nennt. (*Les soirées de l'orchestre*, Paris 1857, S. 372 ff. Ja sogar als Franz ERKEL Berlioz mitteilt, daß in Pest von Anton ZAPF eine Transkription des Rákóczimarsches von Berlioz für Klavier erschienen ist, beklagt sich der Komponist in seinem Briefe vom 25. Januar 1860 aus Paris empört darüber, daß er niemandem in Deutschland (!) die Ermächtigung erteilt habe, sein Werk zu transkribieren und herauszugeben. (Siehe Emil HARASZTI: *II. Rákóczi Ferencc a zenében* (Franz Rákóczi in der Musik). Budapest 1935, S. 232—233.) In ähnlicher Weise LAMARTINE: *Cours familier de littérature*. Paris 1860. Vol. X p. 181, *le jeune allemand Liszt, ce Beethoven de piano*...

Zweifelloos bezieht sich das Attribut deutsch nicht auf das Ethnikum, sondern auf die Staatszugehörigkeit.

ihm geht hervor, daß Liszt die Artikel ganz einfach bei der Gräfin bestellt hat. Das „der kleine Zyo ist ein großer Schriftsteller“ ist ein ironisches Selbstbekenntnis. Ein Eingeständnis, daß er sich mit fremden Federn — und zwar denen der Gräfin — schmückt, nach außen spielt er aber weiter den Schriftsteller.

Bald erbittet er von seiner Geliebten weitere Artikel. Er motiviert auch seine Bitte, er müsse über vier Kammerkonzerte schreiben, in denen er mit Urban und Batta Werke von Beethoven vorgetragen habe, denn jeder überhäufe ihn seit dem ungeheuren Erfolg des Bachelor-Briefes mit Komplimenten. Bei dieser Gelegenheit gibt er der Gräfin Anweisungen, wie der Artikel sein solle, den er mit seinem Namen zeichnen werde (*voici comment il faudrait à peu pres ordonner l'article en question qui sera signé de mon nom*).

So sehr das Publikum die frivolen Dinge lieben mag, so gibt es doch in Paris Leute in ziemlich bedeutender Anzahl, die der ernsten Kunst huldigen usw. (schreibt Liszt). Wenn wir auch Zweifel über die Existenz dieses Publikums hatten, so sind sie zerstoßen, seitdem wir die vornehme Hörerschaft auf den vier Kammerkonzerten gesehen haben, deren Programm gerade nicht dazu angetan war, die Dandis der Logen der Italienischen Oper herbeizulocken. Dann bitte ich um ein bis zwei Worte über die Notwendigkeit des Fortschritts der Musikkunst in Frankreich. Und nun bitte die vier Konzerte. Schreiben Sie, daß man mit religiöser Andacht und leidenschaftlichem Interesse solche Werke angehört hat, die auf einem anderen Konzert nur Gähnen hervorgerufen hätten. Natürlich dürfen Sie kein einziges Wort über mich schreiben, beschränken Sie sich auf das gerechte Lob der Begabung und der Persönlichkeit Urbans, betonen Sie die Gewissenhaftigkeit und den Ernst des Künstlers. Niemand versteht die klassischen Werke besser usw., schreibt Liszt. Loben Sie Batta, der seit acht Tagen ein sehr guter Kerl ist, loben Sie den schönen Klang seines Tones, den Zauber seines Spieles. Und schließlich loben Sie noch die schönen, vornehmen Salons der Erards, die man durch Kerzen erleuchtet hatte, und zwei Eigenschaften des Klaviers, die sich gewöhnlich einander ausschließen: die Stärke und die Weichheit des Klanges. Und sprechen Sie, wenn Sie wollen, über die Wirkung, die ich im Conservatoire und in der Italienischen Oper erreicht habe, wo mein Klavier das Orchester überdeckte, und schreiben Sie, daß man mit keinem anderen Instrument diese Wirkung hätte erreichen können. Beenden Sie den Artikel mit der Bemerkung, daß die vier Konzerte nur eine Vorbereitung sind. Teilen Sie mit, daß wir in der Karwoche die Konzerte mit Werken von Beethoven, Schubert und Weber fortsetzen werden. Den letzten Satz schreiben Sie wie Sie wollen. Ich bin nicht böse, wenn Sie sagen, daß es schon an der Zeit sei, daß vornehme Künstler damit aufhören, ihre Kunst zur Unter-

haltung des Publikums zu verwenden, und es als Ihre Aufgabe betrachten, das Publikum zu belehren, um es in große und edle Dinge einzuführen. So, das ist die Skizze des Artikels, der nicht zu lang sein darf. Ich erbitte ihn innerhalb von 5 Tagen, damit er noch in der Nummer vom 26. Februar der *Gazette* und der *Le Monde* erscheinen kann.“

Der Artikel, oder besser Bericht, ist für die beiden Kammermusikpartner eine geschickte Reklame, aber gleichzeitig auch für Liszt und besonders für die Klavierfabrik Erard, deren Kerzen sogar der dankbare Künstler nicht vergißt. Zur angegebenen Zeit ist der Artikel auch fertig und erscheint auch. Wie wir sehen, ist hier nicht von Kritik oder Analyse, sondern nur von äußeren Dingen die Rede. Nach ein paar Tagen schreibt Liszt wiederum und, um die Gräfin zur gutgelaunten Arbeit zu stimmen, teilt er ihr mit, daß „Ihr Bachelier-Brief einen so großen Erfolg gehabt hat, daß ich nicht mehr wage, etwas zu schreiben“, nämlich eine Skizze. Dann bittet er sie, ein bis zwei Worte über Nourrit, der Schubertlieder gesungen habe, zu schreiben. „Es wäre auch am Platze, dem Bassisten Gerald zu danken, denn ich muß meine Zufriedenheit überaus betonen, da er sich mein begeisterter Anhänger nennt“. In seinem im März geschriebenen Briefe frohlockt er, daß zwei Artikel der Gräfin angekommen sind. Wieder verspottet er sich selbst: Was für ein Eifer, was für eine Leichtigkeit, lieber, kleiner Zyo!

Das Liebespaar hält sich im Mai 1838 im Ausland auf. Liszt erntet Lorbeeren in Wien, die Gräfin träumt in Venedig, wohin sie ihren treuen Ronchaud vergebens ruft. Ende Mai kehrt Liszt in die Lagunenstadt zurück, den Sommer verbringen sie in Lugano und Genua, den Herbst und Winter in Florenz, im März 1839 kommen sie in Rom an, wo sie bis zum Juni bleiben (die Geburt Daniels), von dort gehen sie nach Lucca und später nach San Rossore. In Pisa trennen sie sich. Liszt reist nach Wien, von dort geht er nach Pest, die Gräfin mit ihren beiden Töchtern nach Paris. (Daniel bleibt in einer Ortschaft bei Rom in Pflege.)

Liszt, so scheint es, war nicht immer darüber erfreut, daß die Gräfin ohne sein Wissen und seine Einwilligung unter dem Namen Liszt nach Paris ständig Artikel sandte. Am 17. Dezember bittet er seine Geliebte, weder etwas in der *Gazette* noch irgendwo anders auf sein Konto zu veröffentlichen (*ne faites rien sur mon compte ni dans la Gazette ni ailleurs*). Eine Woche später sagt er in einem am 25. Dezember aus Pest datierten Briefe: „Ich denke, daß es besser sein wird, meine Ankunft in Paris abzuwarten, und nur dann den bachelier herauszugeben (*faire insérer le bachelier*). Ich fürchte mich vor der Clique Girardins.“ Emile de Girardin, dessen Namen wir schon einmal angeführt haben, war einer der einflußreichsten Pressefürsten, er mochte sich über die Verfasserschaft der Bachelier-Briefe im klaren sein und wissen, daß Liszt keine schriftstellerischen

Fähigkeiten besaß und noch weniger die Ausbildung, die wissenschaftlichen Probleme dieser Briefe darzulegen. Liszt befürchtete also mit Recht, daß Girardin und seine Leute während seiner Abwesenheit die einstweilen eingeschlafenen Klatschereien aufwärmen könnten, während seine persönliche Anwesenheit vielleicht die unangenehmen Anspielungen zum Schweigen brächte. Im Jahre 1841, als die Liebesbande der beiden sich schon stark gelockert haben, versucht die Gräfin in der Hoffnung auf literarische Erfolge den Künstler, der sich von ihr losmachen will, an sich zu ketten. Liszt weilte in England in Halifax, in dem am 22. Oktober dorthin gesandten Brief sagt die Gräfin: Wiederum habe ich unser Feuilleton in der *Le Monde* gelesen und finde es großartig (der zitierte zusammenfassende Artikel), ich denke, es wäre sehr gut, wenn ich hier während Ihres Aufenthaltes in England einige fertigstellen würde. Ich bin dazu bereit.“

Der Plan der Gräfin fand keinen Widerhall. Die französischen Blätter brachten keine Artikel von Liszt mehr. (Es ist möglich, daß noch ein, zwei Artikel in irgendeiner Zeitung versteckt sind.) Liszt und die Gräfin verbringen den Sommer 1841—42 noch zusammen auf der Insel Nonnenwerth. Die Baronin ZETTRITZ, die neben ihnen in dem alten Kloster wohnt, schreibt in ihren Briefen zwar noch immer über die Zusammenarbeit der beiden Verliebten, aber das bezieht sich nur noch auf die Musik³⁹⁾: „Er kann nur schreiben, componiren, wenn sie da ist, er sitzt neben ihr, singt oder spielt ihr die niedergeschriebenen Noten vor, wenn er fortreist und bittet sie fleißig zu sein, dann sitzt sie bis tief in die Nacht um ein Uhr und schreibt.“ Es scheint so, daß Liszt keinen einzigen Takt niedergeschrieben habe, den er nicht der Gräfin vorspielte. Doch schien der Bruch unvermeidlich. Die literarische Tätigkeit hatte Liszt in eine Abhängigkeitslage versetzt. Darum verschwindet auch gleichzeitig mit dem Bruch Liszt als Schriftsteller.

III.

Während der Forscher in der Frage der Verfasserschaft der bachelier-Briefe über die angeführten Beweisstücke verfügt, müssen wir, bevor wir die Behandlung dieser Frage fortsetzen, eine ähnlich geartete, mit Liszt im Zusammenhang stehende Mystifikation erwähnen, in der wir nicht soviel aus unmittelbaren, sondern nur aus mittelbaren Beweisstücken schließen können. Aber diese beiden Fragen hängen organisch miteinander im Zusammenhang.

Die *Gazette Musicale* veröffentlichte in der Nummer vom 24. Juni des Jahrgangs 1835 eine Lisztbiographie unter dem Titel: *Frantz Liszt* in einem Umfang von acht Seiten aus der Feder Joseph d'ORTIGUES,

³⁹⁾ *Franz Liszt und die Gräfin d'Agoult in Nonnenwerth*. 1841—42. Aus dem Nachlaß VARNHAGENS von ENSE mitgeteilt von Emil JACOBS. Die Musik. Berlin 1911, I.

die auch heute noch als Quelle dient⁴⁰⁾. Ihr Verfasser ist einer der hervorragendsten romantischen Musikkritiker und -historiker, zugleich auch Romanschriftsteller, der zum Freundeskreis Liszts gehörte. Der Grundton der kleinen Lebensbeschreibung ist romanhaft. Von der seelischen Entwicklung Liszts gibt er ein anziehendes Bild, über seine Kinderzeit und seine Studien berichtet er mit einigen glaubwürdig erscheinenden Angaben, die er dem Tagebuch Adam Liszts entnahm. In dieses Tagebuch hat der Vater alle wichtigen Ereignisse im Leben des Sohnes aufgezeichnet. Der Name der Gräfin d'Agoult kommt in dem Artikel nicht vor. Der Verfasser ist besonders bemüht, eine seelische Krise Liszts zu schildern, und zwar die Liebe zu Caroline de SAINT CRICQ, nach deren tragischen Ausklang der junge Künstler „sich in Gott versenkt, in seinen Gedanken verblassen die irdischen Schönheiten vor Gott, der in seiner Seele immer gegenwärtig ist. Täglich erneuert er das Opfer seiner Seele.“ Über die Bewertung der künstlerischen Eigenschaften Liszts können wir bei ihm einige kritische Bemerkungen lesen.

Wir irren uns kaum, wenn wir feststellen, daß diese kleine romanhafte Lebensbeschreibung das Werk der Gräfin d'Agoult ist. Liszt konnte der Gräfin viel von seiner Kinderzeit erzählen, sicherlich hatte ihm sein Vater erzählt, wie er die Laufbahn als Wunderkind begonnen und wer ihm geholfen habe. Dies hat die Gräfin benutzt, ebenso das schon erwähnte *Second Scrapbook*. Es ist wahrscheinlich, daß man dies das Tagebuch Adam Liszts genannt hat, weil wir darin angefangen von den Wiener Konzertkritiken ganz bis zur Mitte der vierziger Jahre alles finden, was sich auf Liszt bezieht. Mit dem Sammeln und Einkleben der Zeitungsausschnitte hat Adam Liszt begonnen. Nach seinem Tode hat es die Witwe, dann die Gräfin d'Agoult fortgesetzt, aus deren Nachlaß — wie wir schon erwähnt haben — der Band in der Bibliothek von Versailles gelangt ist. Das Tagebuch Adam Liszts wird anderswo nirgends erwähnt, auch nicht in den Briefen Franz Liszts aus der gleichen Zeit, auch seine Mutter spricht darüber zu ihren Enkeln nicht. Anna Liszt starb bei dem Gatten Blandines, bei Emile Ollivier (1866), ihr Nachlaß wurde genau registriert, es konnte also weder bei ihr, noch bei der Gräfin, noch in Weimar sein. Wenn es nirgends aufzufinden ist, so existierte es in keiner anderen Form, sondern nur als „Presseprodukt“. Ein einziger Biograph, Gustav SCHILLING, erwähnt das Tagebuch⁴¹⁾. Schilling bringt ein romanhaftes Zwiegespräch zwischen Vater Adam und Mütterchen über die Zukunft des Kindes, in welches dieses auch hineinredet. An dem ganzen Dialog spürt man das

⁴⁰⁾ Neu abgedruckt in dem schon zitierten Buche HERWEGHS: *Au Banquet des Dieux*.

⁴¹⁾ *Franz Liszt. Sein Leben und Wirken aus nächster Beschauung*, dargestellt von Gustav SCHILLING. Stuttgart 1844. S. 26—27.

Erfundene, der Verfasser kann etwas darüber von Liszt gehört haben, und da d'Ortigue das Tagebuch anführt, hält es auch Schilling für zweckmäßig, das nicht existierende Tagebuch zu zitieren. Die Frage ist aber nicht so wichtig, weil nur von einigen allgemein bekannten Angaben die Rede ist. Adolf FRANKENBERG, dessen Vater zur gleichen Zeit mit Adam Liszt Gutsbeamter auf den Eszterházyschen Besitzungen war und deren Familien in guter Freundschaft miteinander lebten, erwähnt in seinen Memoiren (Band II. Pest 1868, Seite 67—76) das Tagebuch Liszts, das der Vater deshalb geschrieben habe, um „über die geistige Entwicklung und den Fortschritt seines Sohnes einen schrittweisen Überblick erhalten zu können und um in ihm die ausgezeichneten Bemerkungen aufzuzeichnen“. Wieder antworten wir nur, daß Frankenburg das ausspricht, was er gehört hat, ebenso wie d'Ortigue und die späteren Autoren hat er das Tagebuch nicht gesehen.

Zuerst müssen wir auf die Frage antworten, wie d'Ortigue dazu kam, sich für eine solche Mystifikation herzugeben. Unsere Antwort: gerade d'Ortigue hat drei Jahre vorher einen ähnlichen „frommen Betrug“ begangen. Im Jahre 1832 bringt die Zeitschrift *Revue de Paris* einen längeren Artikel aus der Feder d'Ortignes, der den Titel *Symphonie et Biographie d'Hector Berlioz* führt, von dem sich später herausstellt, daß Berlioz selbst ihn geschrieben hat. Den Originaltext, der von Berlioz' Hand stammt, hat WECKERLIN, der Bibliothekar des Conservatoriums, mit handschriftlichen Änderungen d'Ortignes aufgefunden⁴²). Berlioz hielt es als echter Romantiker für interessant und wirkungsvoll, das Interesse des Publikums noch mehr auf sich zu lenken durch seine Biographie, unter der der Name des berühmten Musikschriftstellers als Verfasser stand. d'Ortigue gab sich im Interesse der Sache für die Mystifikation her. Aber auch sonst unternahm er ähnliche Dinge. Einmal gesteht er auch ein, daß er unter seinem Namen Artikel publizierte, die RABUTEAUX⁴³) geschrieben hat. Vielleicht hat d'Ortigue selbst Liszt vorschlagen können, gern bereit zu sein, nach dem Muster der bewährten Berliozbiographie, um das Interesse zu erhöhen, die Herausgabe einer Lisztbiographie in der *Gazette Musicale* mit seinem Namen zu decken. Liszt aber war kein Schriftsteller, und so ist es ganz natürlich, daß diese Arbeit, die Berlioz, der ein Meister der Feder war, für d'Ortigue ausführte, hier die Gräfin übernahm, das Manuskript verbesserte dann d'Ortigue. Die kritischen Bemerkungen stammen von ihm, wie er auch im Manuskript Berlioz' die Lobsprüche milderte, mit denen der

⁴²) Die Abweichungen zwischen dem Artikel d'ORTIGUES und dem Manuskript BERLIOZ' hat Charles MALHERBE herausgegeben: *Une autobiographie de Berlioz*. Rivista Musicale. Torino 1906, Vol. XIII. Siehe noch: J. G. PROD'HOMME: *Une autobiographie inédite de Berlioz*. Revue Bleue. Paris 1919 16—23 avril.

⁴³) Joseph d'ORTIGUE: *La musique à l'Eglise*. Paris 1861, S. 74.

Meister sich selbst gegenüber nicht sparsam verfuhr. Die Angaben, die sich auf Liszts Kinderzeit beziehen, hat der Künstler mitgeteilt, dann hat es die Gräfin „ausgearbeitet“, in Romanform gekleidet, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, sie machte daraus eine „vie romancée⁴⁴⁾“. Von der Gräfin stammt die Idee der mystischen Krise, die so gut in die Atmosphäre der Romantik paßte.

Dafür daß diese Zusammenarbeit zwischen der Gräfin und d'Ortigue tatsächlich bestand, gibt uns ein Wiener Brief Liszts vom November 1839 an die Gräfin Gewißheit: „Wenn Sie Gelegenheit haben, sprechen Sie mit d'Ortigue, ich rechne damit, daß ich ihn noch einmal (lui faire refaire) meine Biographie schreiben lassen kann, die ein vollständiger Band sein wird und die sogleich ins Deutsche und Englische übersetzt wird.“ (Auf Bitten d'Ortignes versucht die Gräfin mehrmals den Schriftsteller bei Zeitungen unterzubringen, vgl. Brief an Liszt im Juni 1841.) Die Biographie von d'Ortigue hatte großen Erfolg, in Leipzig brachte sie zuerst die *Neue Zeitschrift für Musik* (Nr. 4, 1836), dann die *Allgemeine Musikalische Zeitung* (Nr. 20, 1838), in Pest die *Rajzolatok* (Nr. 47—48, 1838), später im Auszug *Honművész* (Nr. 28—29, 1839). Die Gräfin hatte die Arbeit vielleicht schon satt bekommen, der Plan der Übersetzungen wurde nicht verwirklicht. Stattdessen erschienen deutsche Lebensbeschreibungen, die auf Grund unmittelbarer, persönlicher Information Liszts geschrieben wurden, aber man benutzte auch hierbei das kleine Werk von d'Ortigue.

Die erste deutschsprachige Lisztbiographie ist die von CHRISTERN *Franz Liszt's Leben und Wirken* (Hamburg und Leipzig), die wahrscheinlich während der Zeit der Hamburger Konzerte Liszts (im Herbst 1840 und Sommer 1841) geschrieben wurde. Im Besitz der Washingtoner Library of Congress befindet sich ein Exemplar der Lisztbiographie von Christern mit handschriftlichen Berichtigungen von Liszt, die Carl ENGEL in der Lisztnummer der *Musical Quarterly* (1936) veröffentlicht hat⁴⁵⁾. Liszt hat auf Seite 17 der Lebensbeschreibung die Ausführungen über seine seelische Krise durchgestrichen und an ihren Platz geschrieben, daß es in dieser Zeit sein Wunsch gewesen wäre, im Kloster zu leben und als Beato Angelico Kirchenmusik zu schreiben (to live in a monastery and to compose sacred music like another Beato Angelico). Das ist noch immer die Umgebung der Gräfin, aber schon die neue, italienischen Einfluß bezeugende Einstellung Liszts. Ludwig RELLSTAB schreibt mit Bezugnahme auf Liszt selbst, daß die Behauptung mancher Biographen irrig sei, daß Liszt schon

⁴⁴⁾ In der Biographie finden wir ein seltenes spanisches Zitat, die Inschrift des Schlosses Heinrichs IV. in Coaraga: *Lo que a de ser no puede faltar*: es komme, was kommen mus. Ebendasselbe Zitat lesen wir im Feuilleton des *Le Monde* vom 8. Jan. 1836.

⁴⁵⁾ *Views and Reviews*. S. 354—361.

in früher Kindheit religiöse Neigungen gehabt hätte, und es entspräche nicht der Wahrheit, daß er schon damals den *René* von Chateaubriand gelesen und ein halbes Jahr in religiöser Schwärmerei verbracht hätte⁴⁶⁾.

Es scheint so, daß weder die Biographie von Christern, noch die von Rellstab Liszts Gefallen gefunden hat. Er hört nicht auf, die Gräfin auch weiterhin zu drängen wegen der Abfassung einer französischsprachigen Lebensbeschreibung, die BELLONI, der Sekretär des Meisters, signieren würde (Brief an die Gräfin aus Dorpat vom 11. April 1842). Der Briefwechsel der beiden diskutiert in dieser Zeit viel die Abfassung einer Liszt „würdigen“ Biographie. Endlich erscheint im Jahre 1843 in Paris die Lebensbeschreibung von DUVERGER-PASCALLET in der Reihe der *Revue Générale Biographique*. Aus dem Briefwechsel geht mit Sicherheit hervor, daß diese Lebensbeschreibung das Werk der Gräfin ist, die das in ihrem Besitz befindliche Versailler Second Scrapbook benutzte.

IV.

Liszt arbeitete in der Zeit der Bekanntschaft mit der Gräfin mit großer Anstrengung daran, die Lücken seiner Bildung auszufüllen. Schulen hatte er niemals besucht, systematisch niemals gelernt, seine ganze Zeit hatte er mit Klavierübungen verbracht, was ihm noch an Zeit blieb, wandte er auf musiktheoretische Studien. Außerdem folgen die Konzerte und damit verbunden gesellschaftliche Verpflichtungen, Besuche, Musikabende usw.

Die Eltern waren bestrebt, dem Knaben irgendeine religiöse Erziehung zu geben, aber mehr schwerlich. Adam Liszt, der ein sehr guter Musiker war, hatte sich während der Jahre als Theologe bei den Franziskanern in Tyrnau Bildung angeeignet, aber für ihn war es das wichtigste, daß der Knabe Konzerte geben sollte, und deshalb brachte er auch seinen Sohn dazu, eine Oper zu schreiben, allerdings ohne Erfolg. Von seiner Mutter, dem Wiener Zimmermädchen, konnte er auch nicht viel lernen. Die Berührung mit der vornehmen Gesellschaft verlieh Franz Liszt nur einen äußeren Anstrich von Bildung. Nach dem Tode seines Vaters steht er plötzlich dem Leben allein gegenüber und er besinnt sich darauf, wie weit er eigentlich hinter dem Bildungsniveau der gleichaltrigen Kameraden geblieben ist. Im reifen Mannesalter beklagt er sich in einem Briefe an die Herzogin Sayn Wittgenstein (vom 18. August 1868) bitter darüber, daß man seinen Elementarunterricht so sehr vernachlässigt habe und diese Unterlassung, deren Folgen er beständig spüre, könne er niemals mehr nachholen. Diese Lage verdamnte ihn zur Rolle des armen Beschämten

⁴⁶⁾ H. F. L. RELLSTAB: *Franz Liszt*. Leipzig 1842. „Liszt bezeichnet diese Angaben als irrthümlich.“ S. 59.

(pauvre honteux). Auch Ramann berichtet, was für eine mangelhafte Erziehung ihm zuteil geworden ist, z. B. hatte er von Geographie keine Ahnung (Band I, Seite 185).

Der junge Liszt saugte die Gespräche der Salons gierig auf und machte sich daran, mit einem bis aufs äußerste gesteigerten Selbststudium das Bildungsniveau der Dandies der vornehmen Welt zu erreichen, denen er damals in den Äußerlichkeiten schon ähnlich sah. In einem Brief an Pierre WOLF, seinen Schüler und Freund, berichtet er darüber (2. Mai 1832), daß er Homer, Platon, Locke, Byron, Hugo, Lamartine, Chateaubriand lese, während er übe. Er besucht die Vorlesungen Victor Cousins, eines der hervorragendsten Vertreter des französischen Idealismus⁴⁷⁾. (Auch in Genf besucht er dann die philosophischen Vorlesungen Professor Choisy's, bei der ersten Vorlesung kommt er zu spät, der strenge Professor beschämt den unbekanntenen Hörer: Bitte kommen Sie in Zukunft pünktlich⁴⁸⁾.) Die Bildung und Kultur, die Liszt hatte, konnte sich zur Zeit der Julirevolution nicht mit der Kultur der weltmännischen Pariser Klavierkünstler (Doehler, Hiller, Chopin, später Thalberg) messen, aber dennoch schätzen die Salons in ihm nicht nur den großen Künstler, den beau ténébreux, sondern auch den allen kulturellen Dingen gegenüber empfänglichen jungen Menschen. Sein fieberhaftes Interesse, das in keiner systematischen Bildung verwurzelt war, führte in seinem Kopfe zu jenem großen Wirrwar, den MIGNET, der berühmte Historiker, staunend feststellte. (Brief an die Herzogin vom 23. April 1873.)⁴⁹⁾ Damals lernte Liszt die Gräfin d'Agoult kennen, die für sein ganzes Leben von bestimmendem Einfluß sein sollte. Es kann hier nicht unser Ziel sein, den Ablauf dieses erschütternden Dramas bis ins einzelne zu schildern und die Beweise vorzubringen, die zur Rehabilitierung der Gräfin führten. Diesmal berühren wir nur den großen geistigen Einfluß, den sie auf Liszt ausgeübt hat.

Die 28jährige Gräfin, die Herrin des Schlosses von Croissy⁵⁰⁾, die Sainte-Beuve mit Anspielung auf Mme Stael *Corinne du quai Malaquais*

⁴⁷⁾ Louis MOREAU GOTTSCHALK: *La musique. Le Piano et les Pianistes*. La France Musicale. Paris 1860. Nr. 47.

⁴⁸⁾ BORY: *Une retraite romantique* usw., S. 26.

⁴⁹⁾ Liszt irrt sich, wenn er den Zeitpunkt, an dem MIGNET dies aussprach, in die vierziger Jahre legt; diese berühmten Worte sind am Anfang der dreißiger Jahre ausgesprochen worden.

⁵⁰⁾ Über Mme d'AGOULT-Daniel STERN siehe: CUVILLIER FLEURY: *Portraits politiques et révolutionnaires*. Paris 1851. — Armand POMMIER: *Mme d'Agoult, Profils Contemporains*, Paris 1863. — Edmond SCHERER: *Étude sur la littérature contemporaine*. Paris 1863. — A. de PONTMARTIN: *Nouveaux Samedis*. Vol. XIII. Paris 1876. — Edouard GRENIER: *Souvenirs littéraires*. Paris 1893. — Marie Octave MONOD: *Daniel Stern. Comtesse d'Agoult. De la restauration à la III. République*. Paris 1937. — Claude ARRAGONNÈS: *La comtesse d'Agoult*. Paris 1937. — Suzanne GUGGENHEIM: *Mme d'Agoult et la pensée européenne de son époque*. Firenze 1937.

(hier wohnte sie)⁵¹⁾ und Lamartine *belle nature*⁵²⁾ nennen wird, und die dann Gutzkow in seinen Pariser Briefen mit Schwärmerei verherrlicht⁵³⁾, ist neben George Sand zweifellos die interessanteste Frauengestalt der französischen Romantik. Mit Marie de Flavignys universeller Bildung, die sich auf politische Geschichte, Philosophie, Literaturen, bildende Kunst und auch Musik erstreckte, ist nur die der Mme Stael vergleichbar, wenn auch Daniel Stern in den schriftstellerischen Qualitäten hinter der Verfasserin von *De l'Allemagne* zurückbleibt. In ihrem Wesen mischten sich zwei Kulturen, die deutsche und die französische, aber die deutsche sieht man auch durch die französische Romantik hindurch. Barbey d'Aurevilly, der ein heftiger Frauengegner ist, liebte sie nicht, ihr Denken und ihren Stil hielt er für deutsch, — blosse allemänderie der ganze Daniel Stern — so schreibt er⁵⁴⁾. Mme d'Agoult, die vielleicht die gelehrteste Frau des Louis-Philippe-Zeitalters war, lernt ohne Unterlaß, ständig vervollkommnet sie ihre Kenntnisse, die sie sich von den besten Meistern verschafft hat. Es ist nur natürlich, daß sie wie ein Bildhauer Seele und Geist des 24-jährigen Liszt formt. Liszt, das Genie, blieb in systematischer Bildung hinter der Frau zurück. Er lernte die geistigen Strömungen der Epoche ohne Ausnahme durch die Vermittlung der Gräfin d'Agoult kennen. Wir können uns von der großen Bildung der Mme d'Agoult nur dann einen Begriff machen, wenn wir ihre Werke, die mehr als zwanzig Bände umfassen, durchlesen⁵⁵⁾. Ihr wertvollstes Werk ist die Arbeit über die Februarrevolution, das die Geschichtsschreiber der Zeit von Louis Blanc bis Pierre de la Gorce als Quelle ersten Ranges benutzen. Die Gräfin wollte ihren Helden möglichst als Ausnahmemenschen sehen, der möglichst vielseitig wäre. Er sollte nicht nur Klavierkünstler oder Klavierkomponist sein, sondern auch Schriftsteller wie Berlioz, dessen Feuilletons jedermann in dem *Journal des Débats* lesen konnte. Und dann wird Marie auch die Artikel schreiben. Es kann sein, daß Liszt sich anfangs sträubte, aber schließlich willigt er auch ein, weil die Gräfin an seine Eitelkeit appellierte. Dies ist die psychologische Erklärung für die Mystifikation.

⁵¹⁾ Claude ARRAGONNÈS: *Une correspondente de Sainte-Beuve, la comtesse d'Agoult. Avec des documents inédits.* Mercure de France. Paris 1935. Vol. 261.

⁵²⁾ *Correspondence de Lamartine publiée par Mme Valentine de Lamartine.* Tome IV. Siehe den Brief an die Gräfin (vom 20. Febr. 1843).

⁵³⁾ GUTZKOW: *Briefe aus Paris.* Leipzig, Brief vom 12. April 1842.

⁵⁴⁾ Barbey d'AUREVILLY: *Les bas bleus.* Paris 1878. Daniel Stern, p. 63—82.

⁵⁵⁾ Außer den schon angeführten Werken erwähnen wir noch die folgenden selbständig erschienenen Bände: *Essai sur la Liberté.* Paris 1847. — *Lettres Républicaines.* Paris 1848. — *Histoire de la Révolution de 1848.* Vol. I—III. Paris 1853. — *Esquisses Morales,* Paris 1849. — *Florence et Turin,* Paris 1862. — *Dante et Goethe,* Paris 1866. — *Histoire des Commencements de la République des Pays Bas.* — Dramen, Novellen und Artikel in Tageszeitungen und Zeitschriften.

Oder ist hier nur von einer Hilfe die Rede, die die schriftstellerische Technik betraf? Vielleicht hat die Gräfin nur die Gedanken Liszts in literarische Form gekleidet oder ausgearbeitet, hier und da am Stile Liszts gefeilt? Wenn wir das bisher Gesagte nicht in Betracht ziehen, daß nämlich Liszt Artikel bestellt hat und daß die Gräfin in seiner Abwesenheit und ohne ihn zu fragen, Artikel unter seinem Namen geschrieben und in die Redaktion gesandt hat, auch dann können wir auf alle beiden Fragen mit einem bestimmten Nein antworten. Der Inhalt der in der *Gazette et Revue* erschienenen Artikel stammt nicht von Liszt, sondern die Gräfin hat ihn aus den Werken anderer Schriftsteller zusammengestellt. Die Form und der Ton ist der für die Gräfin charakteristische, hier und da mit Germanismen durchsetzte Stil, den wir auch in ihren anderen Werken sofort erkennen. Die Musikartikel inspiriert Liszt (über Thalberg, Alkan usw.), manchmal, wenn von einem äußeren Geschehen die Rede ist, gibt er irgendeine Skizze an, wie z. B. von dem Konzert des Beethoven-Trios, oder er wirft ein, zwei Themen auf, die ihm anlässlich seiner Reisen auftauchten. Aber das ist alles, von einer Zusammenarbeit kann hier nicht die Rede sein. Für die Lisztschriften der Pariser Epoche ist die Gräfin die vollberechtigte Verfasserin. Die Themen dieser Artikel sind die eigensten, persönlichen Ideen der Mme d'Agoult, wir finden sie auch in den anderen Werken der Gräfin, während Liszt niemals zu dieser seiner Ideologie zurückkehrt, er tut es nur dann, um die aufgeworfenen oder verteidigten Ideen polemischer Art zu widerlegen. In seiner späteren Privatkorrespondenz erwähnt er sie nicht. Manchen neuen Gedanken nahm er aber in seine Ästhetik auf. Die Worte der Gräfin in dem an Berlioz gerichteten Bachelier-Briefe (1839)^{55a)} über die Universalität der Kunst, über die Verbindung der Literatur, bildenden Kunst und Musik verkünden schon die Ästhetik der kommenden symphonischen Dichtungen.

V.

(Zur Stellung der Künstler.)

Als erstes erscheint eine umfangreiche Artikelserie, die die gesellschaftliche Lage der Künstler behandelt, sie ist ein umfassendes musikoziolo-

^{55a)} „Jeder Tag befestigte in mir durch Fühlen und Denken das Bewußtsein der verborgenen Verwandtschaft der Werke des Genies. Raffael und Michelangelo verhalten mir zum Verständnis von Mozart und Beethoven, in Johannes von Pisa, Fra Beato, Francia fand ich eine Erklärung für Allegro, Marcelli Palestrina; Tizian und Rossini erschienen mir wie Gestirne gleicher Strahlenbrechung. Das Colosseum und der Campo Santo sind der heroischen Symphonie und dem Requiem nicht so fremd, als man wähnt. Dante hat seinen künstlerischen Widerhall in Orcagna und Michelangelo gefunden: vielleicht findet er eines Tages seinen musikalischen in einem Beethoven der Zukunft.“ (An H. Berlioz, Okt. 1839).

gisches Programm, das sich auf alle Zweige der Kunst und Musikkultur erstreckt: über die soziale Stellung der Künstler, über ihren untergeordneten Stand in der Gesellschaft, die Opernhäuser, philharmonischen Gesellschaften, Konzerte, Musikunterricht, Kirchenmusik, notwendige Reformen auf dem Gebiet der Musikkritik.

Am kühnsten sind die aufrührerischen Zeilen, die er über die niedrige gesellschaftliche Stellung der Künstler geschrieben hat. Den revolutionären Ton der Briefe hat man lange der Verbitterung des Brautwerbers zugeschrieben, dem die Komtesse Saint Cricq einen Korb erteilt hatte, heute aber sehen wir es so, daß der trotzig Hochmut der adligen Dame zum Ausbruch kam, als sie wegen ihres Verhältnisses zu Liszt gezwungen war, mit der Pariser Gesellschaft zu brechen und in freiwillige Verbannung zu gehen.

Die sozialen Probleme der Kunst waren gerade in dieser Zeit an der Tagesordnung. Alfred de VIGNY, der zum Freundeskreis der Gräfin gehörte und der mit seiner *Frégate*, wie der Dichter sagte, im Salon des Schlosses der Mme d'Agoult in Croissy Schiffbruch erlitt⁵⁶⁾, machte mit seinem Drama *Chatterton* die tragische Stellung des Künstlers zu einem öffentlichen Diskussionsstoff⁵⁷⁾. Dieser im Elend lebende junge englische Dichter aus dem 18. Jh. stellte, um sich am Leben zu erhalten, auf Bestellung falsche mittelalterliche Glossarien her, schließlich beging er aus Furcht vor der Entdeckung Selbstmord. Die Grundlinie des Stückes ist das Martyrium des Dichters, nach der Feststellung des Vorwortes de Vignys: *l'homme spiritualiste étouffé par une société matérialiste*. De Vigny hat in seinem Roman *Stello* (Kapitel XX—XXVII) zum erstenmal die Chattertontragödie aufgearbeitet, im Jahre 1834 glaubte er, daß er in der Gesellschaft nicht entsprechenden Widerhall gegenüber der großen Not der Intellektuellen gefunden habe, und so entnahm er dem Roman die Chattertonnovelle und dramatisierte sie.

Der erzwungene Bruch mit der Pariser Gesellschaft schuf im Innern der Gräfin die Grundstimmung für die soziale Unzufriedenheit. Ihre persönliche Freundschaft zu Vigny, die von seiten des Dichters Liebe ist⁵⁸⁾,

⁵⁶⁾ Daniel STERN erzählt in ihren Erinnerungen (*Mes Souvenirs*, Paris 1880, 3. Ausgabe, S. 345), wie eilig man die *Frégate*, die de VIGNY persönlich vorgelesen hatte, in Croissy aufnahm. Nach dem Vortrag fragte der Botschafter Graf Antal APPONYI, der auch unter den Geladenen war, die Hausfrau: ist dieser Herr (de Vigny) ein Dilettant (amateur)? Die Frage hat keinen Sinn, sie ist offensichtlich ein Druckfehler. Monod weist darauf hin, daß dieser Satz im Manuskript wohl so lauten könnte: *ce Monsieur est-il un armateur?* (Ist dieser Herr ein Schiffsmonteur?), was Apponyis hochgradige Boshaftigkeit beweist.

⁵⁷⁾ *Chatterton, Drame. Avec une notice biographique, des notices littéraires et des notes explicatives par Ferdinand Flutre*. Paris 1936.

⁵⁸⁾ Siehe: *Lettres d'Alfred de Vigny à comtesse d'Agoult*. *Revue des deux Mondes*. 1934, 1. November.

ruft ihr das Chatteronproblem ins Gedächtnis. Die Gedanken der Artikelreihe der *Revue et Gazette* finden wir bei drei Schriftstellern. An erster Stelle müßten wir LAMENNAIS erwähnen. Die *Paroles d'un Croyant* sind eins der gelesenen Bücher der Zeit, auch auf die Ungarn des Reformzeitalters ist es von großem Einfluß gewesen⁵⁹⁾, sie waren die Lieblingslektüre der Gräfin, dann auch Liszts. Beide verband eine vertrauliche Freundschaft mit dem bretonische Abbé. Der Grundsatz des romantischen Sozialismus Lamennais' — der überhaupt das Prinzip der liberalen Katholiken war — ist der, die Kirche mit der Révolution auszusöhnen, die Errungenschaften der Demokratie mit dem Geist der Kirche in Einklang zu bringen. Lamennais' Kunstphilosophie finden wir in den Artikeln der *Revue et Gazette*, die verkünden, daß die moralische Vervollkommnung des Menschen das gemeinsame Ziel der Kunst und Religion sei. Bei der Erwähnung des Einflusses Lamennais' müssen wir aber vorsichtig sein. Die Literaturgeschichtsschreibung hat festgestellt, daß im Hauptwerk Lamennais', in der *Esquisse d'une philosophie* (1842, Buch X)⁶⁰⁾, die Kapitel, die über die Musik handeln, aus der Feder Joseph d'Ortigue stammen⁶¹⁾. Dieser katholische Musikschriftsteller aus der Provence kam 1829 nach Paris, wo er sogleich mit den Romantikern in Verbindung trat. Anfang des Jahres 1830 reist er zu längerem Aufenthalt nach La Chenay, in das Schloß Lamennais' in der Bretagne, dessen Schüler er wird und dem er das Musikmaterial für die in Vorbereitung befindliche *Esquisse d'une philosophie* liefert. 1832 kehrt er nach Paris zurück, beginnt dann den mystischen Musikroman *La Sainte Baume* zu schreiben (1834)⁶²⁾, dessen Held, Anatol, viel Verwandtschaft mit der Gestalt Liszts zeigt, wie sie die Gräfin d'Agoult in den Bachelier-Briefen zeichnete. Auch d'Ortigue ist kein völlig originaler Kopf, in seinem Denken steht er unter dem starken Einfluß von BALLANCHE, dem Lyoner Philosophen, dessen Arbeit *Du sentiment et de son influence sur des beaux arts* (1891) ein Jahr vor Chateaubriands *Génie du Christianisme* erscheint. Ballanche ist der Verkünder einer Religion des Herzens, der spiritualistischen Ästhetik. Nach ihm ist der Fortschritt der Menschheit ein Nacheinander von Prüfungen, die sich verändernde Welt wünscht sich verändernde Gesetze (le monde successif doit avoir des lois successives).

⁵⁹⁾ Vgl. den Artikel des Tórsalkodó (Der Gesellschafter), 1834 Nr. 55 über das Buch. — Siehe noch Ferenc PULSZKY: *Életem és korom* (Mein Leben und meine Zeit). Budapest 1884, Band II, S. 440. Pulszky hat der Pariser ungarische Gesandte Graf Ladislaus Teleki mit dem Abbé bekanntgemacht.

⁶⁰⁾ Siehe: die Leipziger *Allgemeine Musikalische Zeitung* 1843. In der 1. bis 2. Nummer ist ein anonymer Artikel erschienen: *Lamennais' Ansichten über die Musik*.

⁶¹⁾ BOURQUELOT-MAURY: *La littérature française contemporaine*, 1827—1849. Tome V. Paris 1854. Article d'Ortigue.

⁶²⁾ Vol. II. Chapitre XXII. *L'Artiste*.

Der die Welt erlösende Gedanke ist die sogenannte *palingénésie sociale*. In seiner Abhandlung *Palingénésie Musicale* will d'Ortigue die These Ballanches auf die Entwicklung der Musik anwenden.⁶³⁾ So gelangt der Gedanke der neuen Kunst auf dem Wege über Ballanche-Lamennais-d'Ortigue in die Feder der Gräfin d'Agoult. „Beethoven hat eine mystische Musik geschrieben, in Deutschland hat man die Orchesterkunst spiritualisiert. Die Musik ist mit ihrem unendlichen und unbestimmten Ausdruck, ihrer Geschmeidigkeit, mit ihrer Elastizität der Akzente sehr geeignet für alle Zustände und Wendungen der Seele und deshalb geeignet, den schmerzlichen Grundton des menschlichen Herzens auszudrücken. Die Musik ist von allen Künsten die geheimnisvollste und universellste.“ D'Ortigue erhebt sich später zu fast pantheistischen Höhen, wohin ihm dann Liszt mit seiner Bergsymphonie folgen wird. „Die Musik ist überall gegenwärtig, in der Luft, auf den Bergen, in den Wolken, in den Wäldern, in den Strömen, auf der Erde, in den Tieren, in den Blumen und im Menschen.“

Im Jahre 1834 verkündet Papst Gregor XVI. die Enzyklika *Singulari vos*, die Lamennais aus der Kirche ausschließt⁶⁴⁾. Diese Ausstoßung kann Liszt schmerzlich gewesen sein, der Lamennais sehr liebte und auch für längere Zeit sein Gast in der Bretagne gewesen war⁶⁵⁾, die Gräfin bekam einen Wutanfall und, indem sie die Kirchenmusik als Vorwand benutzt, greift sie in der *Revue et Gazette* (1835, 291—292) unter dem Namen Liszts die Kirche wütend an. Es ist ganz unverständlich und nur die Verblendung eines Verliebten kann hier als Entschuldigung dienen, daß Liszt, der eifrige Katholik, die Flugblattphraseologie mit seinem Namen deckte und später auch nicht dementierte, ja sogar erlaubte, daß man sie in die Gesamtausgabe seiner „Schriften“ einreichte. (*Über zukünftige Kirchenmusik*). Vielleicht hat Liszt die Verfasserschaft schon nicht mehr so ernst genommen und die Nachsicht übende und tolerante Kirche tat das gleiche, so konnte es geschehen, daß die Domherrnstelle von Albano mit dem Angriff auf die Kirche nicht unvereinbar wurde. Diese Anklagen konnten in der gläubigen Seele Liszts nicht Wurzel fassen. In ihrer Vor-

⁶³⁾ Im Jahrgang 1833 von *La France Catholique* und *l'Artiste*.

⁶⁴⁾ Paul DUDON: *Lamennais et le Saint Siège, d'après des documents inédits et les Archives du Vatican*. Paris 1911. — Einer der Hauptakteure im Feldzug gegen LAMENNAIS war METTERNICH, das geht aus den Berichten des Pariser Gesandten, des Grafen ANTON APPONYI, deutlich hervor.

⁶⁵⁾ Die Arbeit des Abbé BOUTARD (*Lamennais, sa vie et ses doctrines*. Vol. I—III. Paris 1905—1913) behandelt die Freundschaft zwischen Lamennais und Liszt ausführlich. Nach dem unlängst veröffentlichten Tagebuch der Georges SAND (*Journal Intime, publié par Aurore Sand*. Paris 1927) hat LISZT 1834 gesagt, daß er in seinem Leben nur LAMENNAIS gegenüber eine lebhaftere Sympathie gefühlt habe und daß er niemals fähig sein würde, sich in die Gewalt einer irdischen Liebe zu begeben (*jamais un amour terrestre ne s'emparerait de lui*). S. 8.

stellung, in ihrem Stil sind es „Frankfurter“ Klänge. Indem er in dem Briefe *Un poète voyageur* wiederum die Gesangsstunde des Abbé Mainzer zitiert, greift er „das pharisäerische Christentum, den Klerus, der sich in den Dienst der Mächtigen der Welt stellt“, an.

So sehr die Gräfin auch nach links abschwenkt, so fühlt sie doch, vielleicht durch die Religiosität Liszts, daß die katholische Religion die höchste Inspiration der Kunst bleibt. Den wahren religiösen Geist, den humanitären Sozialismus, der dann Hugo zu den *Les misérables* inspiriert, soll die neue Kunst, die *musique humanitaire* ausstrahlen. Dies war lange ein beliebter Gedanke der Gräfin, den wir auch in den Memoiren finden. Unter den französischen Religionsreformatoren, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jh.s auftauchen, erregt der Abbé F. T. F. CHÂTEL, der „Primas der Gallier“, großes Aufsehen. Er liest im Konzertsaal der rue Cléry humanistische Messen (*messe humanitaire*) und zwar vor einer Statue Louis Philippes, die mit der Trikolore geschmückt ist, hinter dem Standbild schauen von der mit Tüchern in den Nationalfarben bedeckten Wand die Bilder „der drei größten Wohltäter der Menschheit“, Konfuzius, Parmentier und Lafitte, auf die Gläubigen⁶⁶). Die *musique humanitaire* strömt den Geist der *messe humanitaire* weiter aus. Die Gräfin wurde mit diesem Gedanken durch den Abbé MAINZER bekannt gemacht, der um die Mitte der dreißiger Jahre eine bedeutende soziale Tätigkeit zur Verbreitung der Vokalmusik unter dem Volk entfaltete. Joseph Mainzer, ein aus Trier stammender Geistlicher, hatte am polnischen Aufstand von 1830 teilgenommen, weshalb man ihn aus Deutschland ausgewiesen hatte, von wo er nach Brüssel und bald danach nach Paris ging. Dieser Mann, der die Begeisterung eines Apostels hatte und der der erste Chronist des Rákóczi-Marsches ist (1840), will die Musik unter den Arbeitern volkstümlich machen, die großen Massen der Kunst gewinnen⁶⁷). Zu diesem Zweck wählte er den Gesang, die *musique vocale* nennt er *musique humanitaire*. Weder der Gedanke noch die Verwirklichung stammt von ihm, sondern von WILHELM (Guillaume Louis Boquillon)⁶⁸), dessen Methode (*enseignement mutuel*) Mainzer weiterentwickelte. In den Vorstädten organisierte er unter den Arbeitern Gesangschöre. In der Zeitung *Le Monde* schildert Mainzer in der mit Liszts Namen versehenen *Revue Musicale de l'année 1836* (erschieden am 8. Januar 1837) eine dieser Gesangsstunden. „Einfach gekleidete Männer mit musku-

⁶⁶) *Code de l'Humanité ou l'Humanité remaniée à la connaissance du vrai Dieu et au véritable socialisme par l'Abbé Châtel, primat de l'Eglise Française*. Paris 1938. — Vergleiche noch Jules BERTAUT: *La Seconde République*. Paris 1937, p. 20.

⁶⁷) Siehe den Artikel von FÉTIS in der *Biographie Universelle des Musiciens*. Paris 1860—65. J. MAINZER: *Notes et Souvenirs*. Paris 1838.

⁶⁸) Adrien LAFAGE: *Miscellanées Musicales*. Paris 1844, p. 391—455: *Notice sur Bocquillon-Wilhem* (1781—1842).

lösen Armeen und intelligenten Blicken hören mit kindlicher Hingabe dem Unterricht des Lehrers zu, der sich uneigennützig einer edlen und heiligen Aufgabe widmet, der Erziehung des Volkes. Die Musik wird als wohlthätige Gottheit unter das Volk gehen, sie wird es in höhere Herrlichkeiten einführen, die dieses bisher noch nicht kennt und sie wird es den geisttötenden Genüssen entziehen, den rohen Ausschweifungen, der einzigen Zuflucht, die dem Volk bisher offen stand usw.“ „O, Ihr habt dem Proletarier gegenüber ein Verbrechen begangen, seine Hand blutet von der Arbeit und sein Herz von dem Kusse seines Kindes, dem er sein Dasein nicht sichern kann, ihr habt dem Proletarier gegenüber ein Verbrechen begangen, wenn ihr das unerträgliche Gefühl seines Lebens im Rausche erstickt. Warum habt ihr ihm das Gottvertrauen geraubt, das beruhigende, christliche Gebet, warum weht aus den Palästen nach den Hütten hin der trockene Wind der Glaubens- und Gottlosigkeit?“ Der Artikel ist weit-schweifig geschrieben, schließlich ruft er begeistert aus: *Vox populi — Vox dei*. Zur gleichen Zeit (Jan. 1837) behandelt ein Brief des „bachelier“: *A un poète voyageur* (G. Sand) fast mit den gleichen Worten die Gesangsstunde Mainzers.

Die Menschenliebe der Gräfin äußert sich am wärmsten und aufrichtigsten in dem Feuilleton über Mainzer, sowie darin, daß sie zur Erinnerung an ihren Aufenthalt in Lyon von Liszt den Marsch der Lyoner kommunistischen Rebellen schreiben läßt und als Motto das Schlagwort der Revolution von 1831 wählt: *vivre en travaillant, mourir en combattant*⁶⁹). Der Marsch ist Lamennais gewidmet.

Aber Mme d'Agoult betrachtet diese Musik ganz anders als Abbé Mainzer. Wie soll die *musique humanitaire*, die neugeschaffene Kirchenmusik, sein? „Die Zusammenfassung des Theaters und der Kirche in ungeheuren Ausmaßen, dramatisch, aber gleichzeitig heilig, prunkvoll und geschmeidig, pathetisch und schwer, glühend und wirr, stürmisch und ruhig, lieblich und zart.“ (*Gazette Musicale*, Nummer vom 30. August 1835.) Diese theatralische Auffassung der Kirchenmusik erklärt sich ganz aus dem romantischen Geist der Zeit. Die Gräfin wiederholt ihr Programm in anderer Form. Auf einer der Seiten des Second Scrapbook lesen wir, von der Hand Mme d'Agoult's geschrieben, das Folgende: „*Ecrivez une Messe que le Kyrie soit soumission, que l'Agnus soit humilité, que le Credo soit majesté. Vous devez mourir que le souvenir, que la mélodie harmonieuse et terrassante de cette Messe soit votre consolation dans vos derniers instants.*

⁶⁹) Antoine SALLÈS: *Liszt à Lyon*. Paris 1911. — MONTFALCON: *Histoire des insurrections de Lyon en 1831 et 1834*. Lyon-Paris 1834. — 1848 schrieb Liszt einen Arbeiterchor, der aber niemals erschienen ist, offensichtlich auf die Intervention seiner Freunde vom Wiener Hof (Anton Auguß) hin.

Nach zwanzig Jahren hat Liszt diese *messe humanitaire* in der Graner Messe verwirklicht.

VI.

In den Bachelier-Briefen ließ die Gräfin ihrer Phantasie freien Lauf. Das Ziel war: die Gestalt Liszts interessanter, romanhafter zu idealisieren. Diesem Gedanken diente die schon berührte „mystische Krise“, dieser wohlbewährte romantische Trick. In dem Brief, den die Gräfin im Januar 1837 an George Sand geschrieben hat, begnügt sie sich nicht mehr mit einer seelischen Krise, die nach der Biographie von d'Ortigue nur bescheidenes Ausmaß hatte. Denn hier hören wir von einer mit einer Krankheit im Zusammenhang stehenden, jahrelang dauernden Krise. „Um diese Zeit machte ich eine Krankheit von zwei Jahren durch, während der mein ungestümes Bedürfnis des Glaubens und der Hingabe sich an die ernstesten Übungen des Katholizismus verlor. Meine brennende Stirne beugte sich über die feuchten Stufen von Saint Vincent de Paul. Ich brachte mein Herz zum Bluten und meine Gedanken zum Fußfall. Ein Frauenbild keusch und rein wie der Alabaster heiliger Gefäße war die Hostie, die ich unter Tränen dem Gott der Christen darbot. Entsagung alles Irdischen war der einzige Hebel, das einzige Wort meines Lebens.“

Dieses pathetische Selbstgeständnis klingt sehr schön, hat aber nichts mit der Wirklichkeit zu tun. Zuerst stellen wir einmal die Zeit der zwei Jahre dauernden Krise fest.

Liszts Vater starb am 27. August 1827. Der sechzehnjährige Knabe, dessen Leben bisher neben vielen Ehrungen auch mit ermüdend öden, ewigen Übungen angefüllt war, tritt plötzlich dem Geheimnis des Todes gegenüber. Das so schnelle Vergehen kann seine Seele erschüttert haben. Die Mutter eilt nach Paris, sie leben von dem gesparten Kapital, vielleicht ist auch noch etwas von dem Stipendium der ungarischen Magnaten übriggeblieben, auch die Erards helfen, aber der junge Mensch ist schon gezwungen, sich mit den Sorgen um die Existenz herumzuplagen. Er gibt auch Privatstunden, für das Jahr 1828 wird er als Klavierlehrer in das Mädchenerziehungsinstitut der Mlle Alix verpflichtet. Auch der Zufall begünstigt die späteren Lisztlegenden, irgendwie kommt die Nachricht von seinem Tode auf und die Zeitung *Le Corsaire* veröffentlicht einen umfangreichen Nekrolog über ihn (23. Okt. 1825). Aber Liszt war nicht einmal krank, die Zeitung *Observateur des Beaux Arts* stellt fest, daß an dem Tage (26. Okt. 1828), an dem die Pariser Zeitungen die Todesnachricht Liszts brachten, der junge Künstler gerade mit einem fröhlichen Abendessen im Freundeskreise seinen Geburtstag feierte. Ich habe in der Zeitung *La Quotidienne* (vom 26. Okt.) einen Brief der Direktorin des Mädchenerziehungsinstituts gefunden, nach dem sich Liszt bester Gesundheit erfreute und

täglich regelmäßig im Institut unterrichtete⁷⁰⁾. Eine gründliche Durchsicht der zeitgenössischen Presse informiert genau über die Konzerte, die Liszt gegeben hat. 1828 erscheint eine strenge Kritik des hochangesehenen FÉTIS (*Revue Musicale*, Band III, S. 253—254), in dem Liszt mit einem seelenlosen Zauberkünstler verglichen wird. In dasselbe Jahr fällt die Idylle mit Caroline de Saint Cricq, die durchaus nicht eine so tragische Liebesangelegenheit war, daß Liszt die Trennung dann krank gemacht habe, wie das der Bachelier und manche Biographien behaupten. Liszt suchte Vergessen und fand es gar bald unter den Herrlichkeiten des Lebens. Über das Jahr 1831 gibt uns das Tagebuch der Frau BOISSIER Aufklärung. Die Blätter schweigen längere Zeit über List. In diese Zeit fällt der Ausflug nach Savoyen mit der Gräfin de la Prunarede, dann die Idylle mit Mlle de Barré⁷¹⁾; aber schon im April 1832 treffen wir seinen Namen auf dem Konzertprogramm (*Revue Musicale*, Nr. 10, 1832). 1833 wohnt die Gräfin Dash in der Rue de Provence Nr. 61, wo auch Liszt wohnt⁷²⁾. In ihren Memoiren schreibt sie, daß die Hausbewohner gegen Liszt rebellierten und seine Entfernung fordern wollten, da er die ganze Nacht das Motiv Dies irae variiert hatte⁷³⁾. In dieses Jahr fällt schon die Bekannt-

70) Siehe meine Arbeit: *Liszt à Paris. Quelques documents inédits.*

71) Siehe das zitierte Tagebuch der Mme BOISSIER.

72) Werner FÜSSMANN und Béla MATÉKA: *Franz Liszt. Ein Künstlerleben in Wort und Bild.* Berlin-Leipzig 1936. Dieses Werk berichtet irrigerweise, daß das Haus in der Rue de Provence Nr. 43 vor der Julirevolution Liszt als Wohnort gedient habe. 1828 wohnte Liszt in der Rue Cocquenard Nr. 38 (heute rue Lamartine, vergleiche G. PESSARD: *Nouveau Dictionnaire historique de Paris* 1904). Von dort zog er 1830, aber noch vor den „trois glorieuses“ nach der rue Montholon Nr. 7 bis, wo er längere Zeit blieb, und von da ging er erst am Anfang des folgenden Jahres nach der rue de Provence, aber nicht nach Nr. 43, sondern Nr. 61. Außer den im Briefwechsel Liszts angegebenen Adressen siehe noch: *Vingtcingmille adresses de Paris, 1832. Liszt, professeur de piano, 61 rue de Provence.* Dieses alte Haus oder Häuserblock trägt die Nummern 57, 59, 61. An der Fassade von Nr. 61 lesen wir den Namen Cité d'Antin. Die innere Ausbildung hat die Gestalt eines U und öffnet sich auf die rue Lafayette.

73) La Comtesse DASH: *Mémoires des autres. Souvenirs anecdotiques sur le règne de Louis Philippe.* Paris 1898. Tome IV. Chapitre XIV. p. 197. Die Dies irae-Variationen, die dann in den Variationen des „Totentanzes“ nach Jahrzehnten vor die Öffentlichkeit kommen werden, verfolgten Liszt schon seit langem. Vielleicht wühlten sie zuerst im Schlußsatz der Phantastischen Symphonie von Berlioz sein Inneres auf. Das Dies irae wurde auf den Pariser Konzerten oft gespielt, seitdem CHORON, der die Renaissance der französischen Kirchenmusik ins Leben gerufen hatte, das Stück ins Programm aufnahm. Adolphe GÉROULT preist anläßlich eines der Konzerte Chorons in einem Artikel, der den Titel *L'Eglise et l'Opéra* führt (*l'Artiste* 1832, S. 76), den Visionsgesang der Dies irae, der eine erschütternde Wirkung auf die Gläubigen der Zeit hat, mit romantischer Überschwenglichkeit. Auch Liszt kann sich davon nicht freimachen, die Melodie hält ihn gefangen. Im Herbst 1836 machen Liszt, Mme d'Agoult, Georges Sand und ihre beiden Kinder, Hermann Cohen und Adolphe Pictet einen Ausflug nach Chamounix. Ihre Reise, an die sich auch Georges Sand in ihrem Werke

schaft mit der Gräfin. Für wann müssen wir also die Zeit der zweijährigen, mystischen Krise ansetzen? Nach LENZ hat ihm im Jahre 1828 die Mutter Liszts gesagt, daß sich ihr Sohn überhaupt nicht mit Musik beschäftige, sondern fortwährend in der Kirche sei. Diese Behauptung von Lenz ist ebenso unwahr, wie die, daß Liszt ihm zuerst Klavierstunden gegeben habe oder daß Liszt im Konservatorium das Es-dur-Konzert von Beethoven gespielt habe⁷⁴). Lenz hat ja auch seine Erinnerungen 1872 herausgegeben, so daß ihn schon die Bachelier-Briefe beeinflussten. Nicht nur die zeitgenössische Presse, sondern auch die zeitgenössische Memoirenliteratur informiert bis in die Einzelheiten über Liszts Auftreten. Wenn wir diese vergleichen, so wird es klar, daß diese mystische Krise schon zeitlich nicht festzusetzen ist. Die von der Gräfin verbreiteten romantischen Krisennachrichten konnten Liszt stark beunruhigen. Sein Leben spielt sich vor dem Pariser Publikum ab, jedermann konnte wissen, daß er niemals zwei Jahre lang dem Konzertsaal fern blieb, der Grund für eine kürzere Abwesenheit war nicht religiöse Schwärmerei, sondern ein galanter Ausflug.

So steht es ohne jeden Zweifel fest, daß die Gräfin in ihrem Brief an G. Sand die Idee der mystischen Krise erfunden hat, nur um die Gestalt Liszts anziehender zu machen. Wir haben die Reaktion Liszts auf die Übertreibungen der Gräfin gesehen. Im März 1845 schreibt er aus Gibraltar an Cosima nach Paris und bittet sie, sie möge die Kirche des hl. Vincenz von Paul in der Rue Montholon aufsuchen, wenn sie noch geöffnet wäre, er habe einst dort oft gebetet⁷⁵). Die Wahrheit können wir jetzt in den Briefen an die Gräfin lesen (vom 30. Jan. 1873 und vom 18. Juli 1879). Im Alter von 15 bis 18 Jahren hatte er eine Neigung zum Priesterberuf, und nur auf den Rat seines Beichtvaters, des Abbé Bardin, hin gab er seinen Plan auf. Seine Mutter hatte außer ihm keine Stütze, er wollte sie nicht verlassen. In einem Briefe vom Jahre 1879 setzt er diesen Zeitpunkt

Lettres d'un voyageur erinnert, hat Adolphe PICTET amüsant beschrieben (*Une course à Chamounix. Conte fantastique*, Paris 1938 et 1840, Genève 1872. Neu herausgegeben 1930). Bevor die Gesellschaft nach Genf zurückkehrt, besucht man Freiburg (in der Schweiz) und sucht die Kirche Saint Nicolas auf, auf deren Orgel Liszt zum erstenmal das Dies irae ertönen läßt. Seit wenigstens zehn Jahren also lebte diese erhabene gregorianische Weise in der Seele Liszts. Wenn wir aber doch im Tagebuch „Zyos“ mit der Eintragung vom Februar 1839 lesen, daß Liszt drei Entwürfe ausarbeiten will, zu denen er durch den Triumph des Todes (d'Orcagna), die Komödie des Todes (Holbein) und ein Dantefragment (le Pensiero) angeregt wurde, so ist diese Eingebung nur eine künstlerische Anregung der Gräfin d'Agoult und der Literatur, von der der Danse macabre von Liszt ganz unabhängig ist.

⁷⁴) LENZ: *Die großen Pianoforte-Virtuosen unserer Zeit aus persönlicher Bekanntschaft*. Berlin 1872. Beweise, die die Behauptungen von Lenz widerlegen, bringe ich im II. Kapitel meiner schon zitierten Arbeit: *Le problème Liszt*.

⁷⁵) COSIMA LISZT: *Franz Liszt, ein Gedenkblatt von seiner Tochter*. München 1911, S. 71.

auf das Jahr 1830 fest. Auf Grund der zeitgenössischen Quellen ist es klar, daß Liszt schon zu diesem Zeitpunkt, weit vor der französischen Julirevolution, ein sehr weltliches Leben gelebt hat, auch hat er an den Zerstreuungen teilgenommen, von denen sich die jungen Romantiker auch während der Zeit der Restauration nicht abgewandt hatten.

Und doch liegt die Ursache der seelischen Krise früher. Schon zu Lebzeiten des Vaters (zwischen seinem 15. und 18. Jahre) ergriff den Knaben eine religiöse Schwärmerei. Das war vielleicht ein angeborener Atavismus, denn sein Vater ist Franziskanermönch gewesen, aber nach zwei Jahren Theologie trat er aus dem Orden charakterlicher Unbeständigkeit wegen aus.⁷⁶⁾ Die Kindheit Franz Liszts ist freudlos, so sehr man ihn auch feierte, sein Vater mußte sehr energisch und streng sein, um das ungeheure Temperament des Knaben zu bändigen und zu verhindern, daß sein Genie verloren ging. Um 1820 hielt sich in Pest eine Schweizer Erzieherin auf, die dem kleinen Liszt 1825 in Genf wieder begegnet, diese Erzieherin berichtete, daß Adam Liszt seinen Sohn recht grob behandelte und ihn oftmals auch schlug, wenn er nicht den täglichen Übungsstoff gewissenhaft beendet hatte⁷⁷⁾. Für das Temperament des Knaben ist es charakteristisch, daß er auf einem Konzert in Genf zwischen den einzelnen Programmnummern auf die Straße hinunterlief, um mit Kugeln zu spielen, und von dort zurückgeholt werden mußte. Dieses Leben der Frohnarbeit war aber nicht nach dem Geschmack des frühreifen Kindes. In dieser Zeit — und noch nicht in Ungarn oder Wien, wie dies d'Ortigue und die Gräfin schrieben — beginnt er Chateaubriand zu lesen, der mystische Neigungen in seiner Seele wachruft. Unter dem Einfluß dieser Lektüre will der heranwachsende Jüngling Geistlicher werden. Aber diese Neigungen vergehen eben so wie die Liebe, die er Caroline de Saint Cricq gegenüber empfand. Später konnte er wohl manchmal aus dem Gleichgewicht gebracht werden, aber das ist dann keine individuelle Krise mehr, sondern die allgemeine seelische Krise der René-Generation mit ihren voltaireanischen Zweifeln⁷⁸⁾.

⁷⁶⁾ Siehe Emile HARASZTI: *Deux franciscains: Adam et Fr. Liszt.* (Revue Musicale. Paris 1937.) Diese Arbeit veröffentlicht zum erstenmal — unter freundlicher Mitwirkung von Bruder Pelbárt SZALÓCZY — die Matrikeleintragungen des Franziskanerordens, die sich auf Adam Liszt beziehen.

⁷⁷⁾ Henri KLING: *Franz Liszt pendant son séjour à Genève en 1826—26.* Bruxelles, Guide Musical, 1897. No du 17 février et du 28 Mars.

⁷⁸⁾ In dem weiter oben angeführten Brief Liszts an Pierre WOLF spricht er über PAGANINI und ruft aus: *René, quel homme!* RAABE meint in seinem angeführten Werke, daß sich dieser Ausruf auf den Geiger René BAILLOT bezieht. Aber nicht im geringsten! Die Bedeutung des Satzes ist: Mein Gott, was für ein Mensch! Die Erklärung der mit René verbundenen Redewendung ist die Werther-Maße annehmende Chateaubriand-epidemie.

In der Kirche des hl. Vincenz von Paul hat Liszt gewiß oft gebetet, aber noch öfter musiziert. Diese kleine Kirche, die man 1802, ein Jahr nach dem napoleonischen Konkordat, aus einem Wagenschuppen zu einem Gotteshaus umgebaut hatte, befand sich in der rue Montholon Nr. 6—8⁷⁹⁾. Als dann im Jahre 1844 auf dem Lafayette-Platz die neue Kirche des hl. Vincenz von Paul, das Werk Hittorfs, eingeweiht wurde, wurde das alte Gebäude eine protestantische Kirche und dann später ein Bierhaus⁸⁰⁾. Die einfach eingerichtete kleine Kirche war eher eine Kapelle, die im Jahre 1812 und dann 1818 vergrößert wurde⁸¹⁾, sie war ihrer Kirchenmusik wegen berühmt. Ihr Organist, URHAN (Auerbach), der deutscher Abstammung war, zugleich ein ausgezeichnete Geigenspieler, war ein interessanter Sonderling⁸²⁾. Das ganze Jahr hindurch aß er kein Fleisch, täglich speiste er nur einmal, aber dann in dem vornehmen Café Anglais. Zu Ehren der hl. Jungfrau trug er ein blaues Kleid. Im Orchester der Großen Oper spielte er die erste Geige, bei Tänzen des Ballets wandte er der Bühne den Rücken zu, um nicht von den Tänzerinnen in Versuchung gebracht zu werden. Wenn er bei einer Ketzeroper (Hugenotten) oder einer heidnischen Oper (Norma) mitwirken mußte, bat er den Pariser Erzbischof um Erlaubnis. Solche und ähnliche Geschichten waren über ihn in ganz Paris verbreitet. Dieser Musiker, der sich so absonderlich benahm und der an reli-

⁷⁹⁾ Siehe: *Manuel du voyageur complet dans Paris, etc. . . .* par M. LEBRUN. Paris 1828, S. 315—316. — Die Zeitschrift *Journal des Artistes* (1835, Nr. 9) veröffentlicht ein Inventar der Einrichtung der Kirche mit kritischen Beobachtungen. — Siehe noch: *Description et histoire de l'Eglise Saint Vincent de Paule par un Paroissien*. Paris, s. d. — Die zitierte Arbeit von FÜSSMANN-MATÉKA bringt irrtümlicherweise ein Lichtbild der neuen Kirche anstatt der alten. Auch Liszt selbst schreibt (an die Herzogin, am 1. Sept. 1861): diese Kirche existiert nicht mehr.

⁸⁰⁾ Marquis de ROCHEGUE: *Promenades dans toutes les rues de Paris par arrondissements*. Paris 1910. X. arrondissement. S. 19.

⁸¹⁾ Der Abbé Henri DOISY, der jetzige erste Vikar der Kirche, stellte mir mit größter Freundlichkeit das Manuskript seiner in Vorbereitung befindlichen Arbeit zur Verfügung: *Les origines d'une grande paroisse: Saint Vincent de Paul-Montholon, 1822 bis 1844*.

⁸²⁾ LEGOUVÉ widmet URHAN, dessen Musik auf Liszt einen starken Einfluß ausübte und der bisher noch immer keine entsprechende Biographie erhalten hat, in seinen Erinnerungen (*Soixante ans de souvenirs*. II. vol. Paris 1887, chapitre VII) ein Kapitel, ebenso PONTMARTIN (*Souvenirs d'un vieux mélomane*. Paris 1879, chapitre VI). Zuverlässiger ist die URHAN betreffende Angabensammlung in der Arbeit von Bruder M. BONY (*Vie et oeuvres de M. A. Legentil*. Paris 1893). Wichtig ist auch folgende Arbeit: *Souvenirs d'une amie. La mère Marie Thérèse fondatrice de la Congrégation de l'Adoration Réparatrice par une religieuse Ursuline, la soeur Sainte Edmonde née Louise Coraly*. Paris 1891. Vol. I. Chapitre VI. — Siehe noch: A. FÖRSTER: *Christian Urhan: ein sonderausgeprägter Kunstfürst und Heilkämpfer*. Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner und Zisterzienser-Orden. Stift Raigern bei Brünn. 1904—1906. — Ein Verzeichnis seiner Werke hat Paul GARNULT zusammengestellt. *Revue de Musicologie*. Paris 1930.

güßem Fanatismus litt, war Liszts Partner bei den Kirchenmusikkonzerten in der Kirche des hl. Vincent von Paul, die aber oftmals auch weltlichen Charakters waren. So trugen die beiden Künstler während der Messe am ersten Sonntag des Dezembers 1834 nach dem Zeugnis der Musikzeitschrift *La Romance* die Kreuzersonate von Beethoven vor. Der erste Vikar der Kirche, Abbé Bardin, zu dem Liszt beichten und kommunizieren ging, war ein guter Geigenspieler und großer Musikfreund. In seinem Salon, wo sich sehr viel weltliche Musiker einstellten, so z. B. Offenbach, der Violoncello spielte, trat Liszt auch oft auf⁸³). Hier begegnete Liszt auch seinem späteren Schüler, Sekretär und Impresario, Hermann COHEN, dem späteren Pater Augustin, dem barfüßigen Karmelitermönch, den Georges Sand unter dem Namen Puzzi verewigt hat⁸⁴). Die Bezeichnung „Musiker Beato Angelico“ brachte die Romantiker, wie Petrus Borrel, den berühmten Lycantrop, den Dichter der Rapsodies, auf den Gedanken, Liszt einen „artiste religieux“ zu nennen, während Berlioz den Namen *artiste de pensée* erhielt⁸⁵).

Die Lisztbiographien zitieren oft aus den Bachelier-Briefen den Brief an Lambert MASSART über die ungarische Heimat (ungarisch zuerst fragmentarisch in der Nummer vom 23. März 1839 der Zeitschrift *Társalkodó* (Der Gesellschafter) erschienen), dessen Anfangszeile in Ungarn — sogar noch vor kurzem⁸⁶) — auf Grund der Ramannschen Übertragung, die fernes, wildes Heimatland lautet, als wildes Heimatland (*távoli, vad haza*) übersetzt wurde, obwohl doch in der romantischen Sprache der Zeit im Originaltext *patrie sauvage et lointaine* unbekannte ferne Heimat bedeutet, so wie z. B. *île sauvage* unbekannte und nicht wilde Insel bedeutet⁸⁷). Auch dieser Brief ist in Abwesenheit Liszts geschrieben worden und ein Zeugnis für die romantische Phantasie der Gräfin, die nur vor den Autoren der Lisztmonographien mit ihren Hineindeutungen übertroffen wurde. Der Brief sagt aus, daß Liszt Frankreich als zweites Vaterland

⁸³) Den Salon des Abbé BARDIN erwähnt schon MENDELSSOHN in seinen Pariser Briefen im Zusammenhang mit dem Vortrag des a moll-Quartetts. (Reisebriefe von F. M. B. herausgegeben von Paul M. B. Leipzig 1861, I. Band, Brief vom 21. Januar 1832.) — Siehe noch die oben zitierten Arbeiten von Bruder BONY und der Schwester Sainte EDMONDE.

⁸⁴) Über das Leben Hermann COHENS siehe Abbé Charles SYLVAIN: *Vie du R. P. Hermann en religion Augustin Marie du T. S. Sacrement comme déchaussé*. Paris 1883.

⁸⁵) Petrus BORREL: *Des Artistes penseurs et des Artistes Creux*. L'Artiste. Paris 1833, S. 233.

⁸⁶) Zoltán GÁRDONYI: *Liszt Ferenc magyar stílusa* (Franz Liszts ungarischer Stil). Budapest 1936.

⁸⁷) Nachdem Liszt die ungarische Grenze überschritten hatte, schreibt er der Gräfin zum ersten Male aus Preßburg (19. Dez.) und beginnt seinen Brief, indem er die berühmte Phrase seiner Geliebten zitiert (*oh ma sauvage et lointaine patrie*), wobei er nicht so sehr an sein Vaterland wie an seine Geliebte denken will.

betrachte. In der Tat, da das französische Publikum einen Landsmann in ihm sah, entstand der Streit um die Degenaffäre in der *Revue des deux Mondes*⁸⁸). „Diese Erde hat das Grab meines Vaters aufgenommen, das heilige Asyl meines ersten Schmerzes. (In den sechzig Jahren hat er das Grab seines Vaters auch nicht ein einziges Mal besucht.) Warum habe ich selbst auch nicht daran geglaubt, daß ich das Kind jener Erde sei, wo ich soviel gelitten und geliebt habe! Wie habe ich auch denken können, daß ein anderes Land als dieses Zeuge meiner Geburt gewesen sei, daß das Blut, das in meinen Adern rinnt, das Blut einer anderen Menschenart sei, daß die Meinen woanders sind.“ Hier hat die Gräfin nicht nur vergessen, was in der Biographie d’Ortignes steht, sondern auch, daß sie sich schon im vergangenen Jahre in einem Brief an Georges Sand über Liszts Abstammung ausgelassen hatte. Damals hieß es noch: „Als mich die väterlichen Ahnungen der ungarischen Pußta (?) entrissen, wo ich allein und wild aufgewachsen bin, unter frei weidenden Herden usw.“⁸⁹) Es ist ganz sicher, daß Liszt der Gräfin über seine Kindheit viel erzählt haben muß. Aber die Darstellung der Hochwasserangelegenheit durch die Gräfin ist viel theatralischer und wirkungsvoller: „Diese Gefühlserregung entdeckte mir den Begriff des Vaterlandes.“

Wir müssen hier auf zwei wichtige Umstände eingehen. Die Franzosen halten Liszt körperlich und geistig für einen Jeune France, den von Théophile GAUTIER mit feiner Ironie geschilderten jungen Dandy. In Wirklichkeit war aber Liszt ungarischer Staatsbürger, ein ständiger Gast des Pariser Gesandten, des Grafen Antal Apponyi, eines Vertrauten Metternichs, um seine Naturalisierung ist er niemals eingekommen, er hatte Umgang mit den bei den Apponyis verkehrenden ungarischen Magnaten⁹⁰),

⁸⁸) 1840. Vol. IV, p. 97—107. Der Verfasser des Artikels ist bis heute unbekannt, manche vermuten SCUDOT, andere CARTEL-BLASE. Über Liszts Antwort (derselbe Band S. 353) sprechen wir später. Ebendort eine üble Gegenantwort. Interessant stellt die Sache in der zeitgenössischen ungarischen Presse *Századunk* (Unser Jahrhundert) dar. *Hungarice* II., 24. Dezember 1840.

⁸⁹) Im Originaltext: *lorsque les presentiments paternels m’arrachèrent aux steppes de la Hongrie, où je grandissais libre et indompté au milieu des troupeaux sauvages*. Bei Ramann: „als mich väterlicher Wille nach den Steppen Ungarns, wo ich frei und ungezähmt mitten unter wilden Horden aufgewachsen, entführte usw.“ Es ist ganz klar, daß *Horden* ein Druckfehler statt *Herden* ist, wie ja auch im Massartbriefe, bzw. in dessen deutscher Übersetzung auch ein ähnlicher Lieblingsausdruck der Gräfin vorkommt: das war das weite Wiesenland, auf dem friedliche Herden in Freiheit weideten. Trotzdem zitieren deutsche und ungarische Autoren den Text Ramanns, der den Druckfehler enthält. Weder Liszt noch die Gräfin betrachten Ungarn als die wilde Heimat wilder Horden.

⁹⁰) Unter Louis Philippe gab es viele ungarische Magnaten in Paris. Graf Rudolf APPONYI erwähnt in seinem Tagebuch (*Journal du Comte Rudolphe Apponyi*. Paris 1914, vol. III. Année 1837) die Eötvös-, Erdödy-, Károlyi-, Marczibányi-, Ürményi-,

seine Schweizer Reise unternimmt er mit dem Paß der Monarchie und mit ihm geht er auch nach Italien, dessen lombardische Provinzen unter österreichischer Herrschaft standen. Schon im März 1836 schreibt er seiner Mutter aus Genf, daß er die Absicht habe, nach Österreich zu gehen, vorher aber Italien besuchen wolle. Er bittet seine Mutter, sie möge auf der Gesandtschaft bei dem Grafen Rudolf Apponyi der Sache nachgehen, damit sein Reisepaß entsprechend geändert werde. Diese mitteleuropäische, bzw. Balkan-Konzertreise lockte Liszt schon lange vor der Pester Hochwasserkatastrophe. Die Gräfin schreibt in ihrem Brief an Pictet vom 5. Dez. 1837: „Dann wird Ihnen Franz wiederum von seiner Reise nach Konstantinopel erzählen. Er träumt nur noch vom türkischen Sultan und will im Türkenreich die *musique humanitaire* einbürgern⁹¹⁾.“ Mit Recht können wir daraus folgern, daß auch die Wiener Konzerte schon vorher festgelegt waren. Es ist zwar eine Tatsache, daß Liszt sein erstes Konzert am 18. April 1838 zugunsten der Pester Hochwassergeschädigten⁹²⁾, sein zweites zugunsten der Wiener Blindenanstalt veranstaltet hat. Aber auch das ist wiederum wahr, daß damals die vornehme Gesellschaft Wiens schon zahlreiche Konzerte zugunsten der Pester arangiert hatte⁹³⁾. Wahrscheinlich haben dem Künstler seine Wiener ungarischen Freunde den Rat gegeben, daß er sein erstes Konzert zur Linderung des Elends der Pester veranstalten sollte⁹⁴⁾. Anfang April 1838 (ohne nähere Zeitangabe) schreibt er der Gräfin aus Wien, sie möge ihm nachreisen, damit sie die Donau sehen könne, die jetzt über die Ufer getreten sei. Die *Leipziger Allgemeine Musikzeitung* (Nr. 20, 1838) erwähnt den Brief Liszts an den Wiener Verleger HASLINGER, in dem er mitteilt, daß er seine bisherigen Pläne aufgebe, um Pannonien zu Hilfe zu eilen.

Die Gegenüberstellung der Wirklichkeit und der Romantik der Gräfin kann nichts an der Tatsache, der patriotischen Opferbereitschaft Liszts, ändern. Das Hochwasser der Donau erschütterte ihn und erweckte

Zichy-Familien, die sich dort längere oder kürzere Zeit aufhielten. 1837 weilt auch Graf Kasimir BATHYÁNY in Paris, der spätere Außenminister der nationalen Regierung, der 1846 die Partitur des Rákóczi-Marsches von Berlioz käuflich erwirbt. Er starb in der Emigration am 12. Juli 1854 in Paris.

⁹¹⁾ Siehe BORY: *Une retraite romantique en Suisse* usw.

⁹²⁾ „Am 18. April gab Liszt, kaum hier angekommen, sein erstes Concert zum Besten seiner durch Überschwemmung verunglückten Landsleute, der Ungarn. Schön, Herr Liszt, das macht ihrem Herzen Ehre“, schreibt der *Allgemeine Musikalische Anzeiger*, Wien 1838, Nr. 17, vom 26. April (auf dem Titelblatt steht irrtümlich 26. März).

⁹³⁾ HANSLICK: *Geschichte des Concertwesens in Wien*. Wien 1869, S. 336.

⁹⁴⁾ „Die große Verheerung, welche die Städte Pest und Ofen betroffen, hat die hochherzigen Wiener zu Spenden aller Art angeregt und daß hierunter die Künstler und Musiker nicht die letzten sind, die ihr Schärfflein beytragen, versteht sich von selbst“ — schreibt der *Allgemeine Musikalische Anzeiger*. Wien 1838, Nr. 15.

in ihm einen Gefühlsnationalismus, den die Gräfin in ihrem Brief an Hiller (20. April 1838)⁹⁵⁾ erwähnt, aber es ist eine bloße Erfindung der Gräfin, wenn sie die Sache so hinstellt, als ob es zwischen dem Künstler und dem Ungartum keinerlei Bande mehr gegeben hätte. So lose diese Bande auch waren, sie sind niemals unterbrochen worden. Ebenfalls ist es im Briefe an Massart eine Erfindung der Gräfin, wenn sie schreibt, daß Liszt sich 1838 ganz allein mit einem Rucksack auf den Weg in die Pußta machen wollte, um die ungarische Volksmusik zu studieren⁹⁶⁾. Der Briefwechsel d'Agoult-Liszt, der sonst über die kleinsten Ereignisse bis ins einzelne berichtet, schweigt darüber. Auch davon ist die Rede, daß sie zusammen nach Ungarn gehen wollen (5. Mai). Nur der Name von Preßburg und Pest taucht auf, „wo man wenig Geld verdienen kann, aber wohin ihn das dumme Nationalgefühl treibt.“ In der Angelegenheit der Säbelaffäre erwähnt Liszt seine kurze Antwort, die die Gräfin auf seine Angaben hin geschrieben hatte. Im Briefe vom Oktober 1840 (Ollivier-Ausgabe Band II, Seite 77) sagt Liszt folgendes: *Je vous prie donc en grâce de rédiger au plus tôt les idées (si idées il y a) que voici*, zuerst spricht er weitläufig über das Honorar und vergleicht das, was er erhält, mit dem Gehalt der Opersänger. Schließlich kommt er auf die Säbelaffäre und bittet die Gräfin, sie möge den Lesern der *Revue des deux Mondes* erklären, welche nationale Bedeutung der Säbel in Ungarn habe. Er betont: *ma patrie seule ma plus profonde reconnaissance, non seulement comme artiste (car à cet égard je dois autant à Vienne) mais comme homme*. Er bittet die Gräfin, daß sie für ihn und für sich selbst die Antwort schreiben möge. Die Gräfin benutzt einige Sätze aus dem Briefe Liszts — die Einleitung, die sich auf die Honorarfrage bezieht, läßt sie weg —, aber der übrige Teil ist der eigene Entwurf, „die wunderbaren Sätze der Gräfin“, wie Liszt schreibt.

Auch andere Themenkreise der Bachelier-Briefe finden wir in den Werken der Gräfin wieder. Das Bild, das sie von der italienischen Gesellschaft und dem Musikleben entwirft, stimmt mit den Bemerkungen überein, die wir in den Briefen an Adolf Pictet lesen können. Die Bemerkungen und Erlebnisse über die bildende Kunst können wir in dem Buche über Florenz und Turin, aber vor allen Dingen in ihren Memoiren wiederfinden.

VII.

Wenn wir nach der Lektüre der *Lettres Républicaines* die Bachelier-Serie in die Hand nehmen, so haben wir das Gefühl, daß wir die Werke

⁹⁵⁾ Siehe die zitierte Veröffentlichung von CHANTAVOINE.

⁹⁶⁾ LISZT konnte nicht zwischen Preßburg und Pest — vor 1838 ist er woanders nicht gewesen — längs der ungarischen Donau die Donau durch die Felsen strömen sehen, wie die Gräfin in dem Brief an MASSART schreibt: *C'était le Danube précipitant sons cours à travers les rochers*.

des gleichen Autors lesen. Eine auffallendere stilistische Gleichförmigkeit, ja Identität kann man sich auch nicht vorstellen. Adolphe BOSCHOT hat durchaus recht, wenn er den Ausspruch Buffons in folgender Lesart auf Liszt anwendet: *le style c'est la femme*⁹⁷). Die literarische Lieblingsform der Gräfin war der Brief, eine ganze Reihe finden wir von ihr an Mickiewicz, Mazzini und den Grafen Chambord, den französischen Kronpräsidenten. Mit derselben Dialektik, derselben Rhetorik, rednerischem Pathos und überspannten Phrasen. Wenn wir die Anfangszeilen des Briefes an Mickiewicz lesen: O, meine teure, liebe Heimat — so ist es, als ob wir die Zeilen des Lambert-Massart-Briefes vor uns sehen würden. Die Charakterisierung Barbey d'Aurevillys ist treffend, wenn er Mme d'Agoult *rhétoricienne* nennt. Das rhetorische Feuer ist ein Grundelement ihrer Persönlichkeit. Ihre Sätze, die sie bald kurz abfaßt, bald in nicht enden wollende Perioden aufmarschieren läßt, sind ermüdend schwülstig; das ist auch der Stil der Zeit, aber besonders die Gräfin liebt die schwere, pompöse Draperie der Wörter, die wir in Liszts Briefen, in seinen authentischen Schriften vergebens suchen. Ebenso ist die scharfe Logik, die Neigung zur Polemik eine Eigenheit der Gräfin, auf die wir auch in ihren politischen Werken stoßen, und die sich zum erstenmal in den Ausführungen über die sozialen Probleme der Kunst äußert. Der Stil der Gräfin ist übrigens kein übermäßig individueller. Auch jener Gedanke ist aufgetaucht, ob an der Abfassung der Bachelier-Reihe oder der noch älteren Artikel nicht auch andere mitgewirkt haben: George Sand, d'Ortigue usw.? Auf diese Frage kann nur die weitere Forschung eine Antwort geben. Heute steht nur das ohne jeden Zweifel fest — und das interessiert uns ja in erster Linie —, daß die vor 1846 unter dem Namen Liszt erschienenen Artikel nicht Arbeiten des Künstlers sind.

Ein Jahr nach dem Tode Liszts erschienen die Erinnerungen der Janka WOHL an den verstorbenen Meister⁹⁸). Liszt war oftmals Gast im Salon der Geschwister Wohl, über sein so romanhaftes Leben hat er ihnen vieles erzählen können. Infolge seines geschwächten Erinnerungsvermögens, seiner angeborenen Neigung — einen anderen Grund können wir nicht annehmen — wimmelt dieser kleine Band nur so von Unwahrheiten. So lesen wir da unter anderem, daß Mme d'Agoult, die sich in Genf tödlich langweilte, auf die Aufmunterung Liszts hin ihre ersten schriftstellerischen Versuche unternommen habe: *Je l'ai mise sur le bon chemin*. Als ob die Gräfin die soziale Artikelserie nicht ohne Liszts „Aufmunterung“ geschrieben hätte. Das aber ist wahr, daß Mme d'Agoult für die Zeitung James FAZYS, die *L'Europe Centrale* — die später ihren Titel in *Journal*

⁹⁷) Adolphe BOSCHOT: *Musiciens Poètes*. Paris 1937.

⁹⁸) Janka WOHL: *Franz Liszt. Souvenirs d'une compatriote*. Paris 1887, p. 74.

de Genève änderte —, im Jahre 1836 mehrere Artikel geschrieben hat. Auf die 11. Seite des Second Scrapbook ist ein Feuilleton der *Europe Centrale*, das keine Unterschrift trägt, eingeklebt mit dem Titel *Un Concert à Genève* (wahrscheinlich vom 15. April 1835), das die Genfer tadelt, da sie sich nicht genügend für Liszt interessieren. Nach der Eintragung der Mme de CHARNACÉ hat die Gräfin dieses Feuilleton als ihr eigenes anerkannt. Robert BORY kennt in seinem zitierten Werke zwei Feuilletons in der *Europe Centrale* — das eine über Victor Hugo — aus der Feder der Gräfin, die auch anonym erschienen sind. Liszt hatte sich übrigens schon so sehr daran gewöhnt, daß Mme d'Agoult für andere arbeitet, daß er im Jahre 1866, als die *Liberté* (vom 13. März 1866) nach der Pariser Aufführung der Graner Messe eine ungünstige Rezension aus der Feder des Marquis Charnacé, des Schwiegersohnes der Gräfin, veröffentlicht, er der Herzogin schreibt (am 18. März 1866), daß diese Kritik Nelida ihrem Schwiegersohn in die Feder diktiert hätte. Marquis Charnacé schrieb aber ständig Musikkritiken, zwei Bände seiner Musikstudien sind erschienen⁹⁹⁾, während die Gräfin nur selten über kleinere Dinge für die *La France Musicale* schrieb. Liszt wollte der Gräfin mit dieser böswilligen Verleumdung nur schmeicheln.

Seit 1840 erscheinen in der französischen Presse unter dem Namen Liszt keine Artikel mehr, aber auch anderswo nicht. Mme d'Agoult arbeitet damals schon unter dem Namen Daniel Stern. Ihre Feuilletons erscheinen immer öfter in den Spalten der Tageszeitungen; Novellen, Artikel über bildende Kunst, Literatur, Musik.¹⁰⁰⁾ Die nervenranke Frau, die bis an das Ende ihres Lebens die Qualen der Enttäuschung und Trennung erduldet, sucht in der Literatur, dann in der Politik Vergessen. Als Liszts Schriftstellerlaufbahn in Frankreich zu Ende geht, beginnt die des Daniel Stern. Schon spürt man den Sturm der Februarrevolution, mit aller Kraft widmet sich die Gräfin den neuen Ideen. Die in Paris weilenden Ungarn finden eine treue Stütze in ihr, wie ja überhaupt die französischen Feministen sich der ungarischen Sache annahmen¹⁰¹⁾. Nach dem Freiheitskrieg ist ihr Salon ein Heim der ungarischen Emigranten. Graf Ladislaus TELEKI¹⁰²⁾,

⁹⁹⁾ Guy de CHARNACÉ: *Musique et Musiciens*. Paris 1874. Vol. I—II. Der zweite Band enthält Abschnitte aus den Werken Wagners.

¹⁰⁰⁾ Claire und Cosima, die letztere ist die Mitarbeiterin der *Revue Germanique* von NEFFTZER, haben die Begabung ihrer Mutter geerbt.

¹⁰¹⁾ Léon ABENSOUR: *Le féminisme sous le règne de Louis Philippe et en 1848*. Paris 1848. 1849 tritt Ungarn an die Stelle von Polen, Italien hält auch weiter seinen Widerstand aufrecht, die Frauenzeitschriften rufen aus: Heil den italienischen Märtyrern und den Vorkämpfern der ungarischen Freiheit! (S. 256.)

¹⁰²⁾ Graf Ladislaus TELEKI, der Pariser Gesandte der ersten verantwortlichen ungarischen Regierung, war oft ein Gast der Mme d'Agoult im Maison Rose (einem

der mit einem warmen Empfehlungsbrief von Liszt zu ihr kommt (Weimar, den 9. April 1849), Georg KŁAPKA, General CZECZ, Gräfin KÁRLOLYI halten sich viel bei ihr auf. In ihrer Arbeit über die Februarrevolution lesen wir das schönste Porträt, das über Kossuth aus der Feder eines französischen Schriftstellers erschienen ist¹⁰³). Die Gräfin bedrückt der Staatsstreich vom 2. Dezember, aber das autokratische Kaisertum, das sich zu einem liberalen entwickelt, sieht sie wieder an der Arbeit, sie wird ein begeisterter Apostel eines selbständigen Ungarn und der italienischen und deutschen¹⁰⁴) Einheit bis zum deutsch-französischen Kriege, wo sie dann wieder mit ihrem alten Temperament gegen die Preußen und Bismarck zu Felde

aus matten Ziegeln erbauten und mit Rosenornamenten geschmückten, kleinen Palais im oberen Teile der Champs Elysées dem Étoile-Platz zu, das der Stadtumgestaltung zum Opfer gefallen ist). TELEKI nannte die Gräfin vor seinen emigrierten Freunden die liebenswürdige Frankfurterin. (Siehe: *Erinnerungen an Graf Ladislaus Teleki* von K. M. KERTBENY. Prag 1862, S: 75.) Die Gräfin stand mit TELEKI im Briefwechsel; es wäre wertvoll, wenn man im TELEKI-Archiv nach den Briefen forschen würde. Unter den Schriften der Gräfin fand ich in der Bibliothek von Versailles einige Briefe von TELEKI und KŁAPKA. Im Sommer 1849 tröstete Mme d'AGOULT TELEKI, der im Briefe vom 1. Juli der Gräfin antwortet „... 400 Meilen von Frankreich entfernt, wird um Leben und Tod einer Nation entschieden, die die meine ist! Urteilen Sie, meine Dame, muß ich da nicht aufgeregt sein und muß nicht mein Herz von Bitternis verwundet sein?“ Die Gräfin hat TELEKI nicht vergessen. In einem Briefe an MAZZINI (29. Dezember 1864) erwähnt sie ihre dahingegangenen großen Freunde: LAMENNAIS, MICKIEWICZ, MANIN und TELEKI.

¹⁰³) *Histoire de la Révolution de 1848*. Tome II. Paris 1850. Chapitre X. *La révolution en Europe*, p. 286—293, gibt die Geschichte der ungarischen Revolution mit dem Leben Kossuths und seinem mit schwärmerischen Farben dargestelltem Porträt. — Die Arbeit von Ludwig SIPOS: *A magyar szabadságharc viszhangja a francia irodalomban* (Der Widerhall des ungar. Freiheitskampfes in der franz. Literatur). Budapest 1929, kennt diese schöne Charakterisierung nicht und weiß auch nichts von der Freundschaft zwischen Ladislaus TELEKI und Mme d'AGOULT, nur General CZECZ wird — nach SZINNYEI: *Magyar Irók* (Ungarische Schriftsteller) — unter den Gästen Daniel Sterns erwähnt. — Das Buch von Stephan LELKES: *A magyar-francia barátság aranykora* (Die goldene Zeit der ungar.-franz. Freundschaft). Budapest 1932, erwähnt Johann CZECZ und Edith HORN von den ungar. Besuchern der Gräfin. In der Sammlung der Bayreuther Richard-Wagner-Gedenkstätte fand ich einen Brief, der das Datum Paris, vom 24. August 1844 trägt, der Gräfin d'AGOULT an einen unbekanntem General, in dem sie mitteilt, daß TELEKI, BETHLEN und Edouard ZICHY in Paris seien, um die französischen Sitten „à la chaumière“ zu studieren. Gemeint sind hier Gregor BETHLEN und Alexander TELEKI. Den letzteren verband im Anschluß an ein Berliner Duell eine das ganze Leben bestimmende Freundschaft mit LISZT, der ihn auch der Mme d'AGOULT vorstellte. 1842 waren sie zu dritt zusammen auf der Insel Nonnenwerth. Die Erinnerungen Alexander TELEKIS und sein Siebenbürger Biograph, FARKAS GYULAI (Budapesti Hírlap, Band vom Januar 1931) erwähnen diesen Umstand nicht.

¹⁰⁴) GUGGENHEIM: zitiertes Werk.

zieht¹⁰⁵). „Ich hätte fünf große Leidenschaften — schreibt sie an ihrem Lebensabend —: Gott, die Republik, die Mutterschaft, Liszt und Italien. Allein Italien hat mich nicht enttäuscht.“

VIII.

Schon 1839, als sie in Italien weilten, fühlten Liszt und Mme d'Agoult, daß die Trennungsstunde unaufhaltsam näher kam. Doch die von neuem auflodernde Liebe, die auf der Insel Nonnenwerth zusammen verbrachten Sommermonate (1840—42) verzögern den Bruch. 1844 wird die Trennung bestimmter, dann 1846 endgültig. Und doch stehen sie auch weiterhin in Briefwechsel, solange noch nicht die Herzogin Sayn Wittgenstein in seinen Gesichtskreis tritt¹⁰⁶). Sein Zusammenleben mit dieser Frau dauert nicht viel länger als zehn Jahre, aber Liszt ist schon klüger geworden, und die Herzogin unvergleichbar schlauer, geschickter und schmiegsamer als Mme d'Agoult. Um keinen Preis will sie den Künstler freigeben. Maßlos ehrgeizig, von sich selbst eingenommen, hält sie sich mit ihren geistigen Fähigkeiten in allem für unfehlbar, tatsächlich will sie aber Liszt tyrannisieren. Der Wildfang, dieses jugendhafte Mädchen, war ganz allein auf dem ungeheuren Besitztum unter der Aufsicht und Leitung einer unerbittlich strengen, gelehrten französischen Dame, Mme Patersi, aufgewachsen, die dann die Erzieherin der Liszt-Töchter wird und diese nicht nur ihrer Mutter, sondern auch ihrem Vater entfremdet¹⁰⁷). Caroline IVANOVSKA ist das Musterbild einer Autodidaktin, mit allen ihren Tugenden und Fehlern. Ihre unglückliche Ehe zwingt sie noch mehr zur Einsamkeit, zur kulturellen Selbstbildung, zum innerlichen Leben. Sie liest fortwährend. Die französische Erzieherin impft ihr französischen Geist und Kultur ein. Auch Hegel gelangt über Frankreich zu ihr. So sind wir Zeugen eines eigenartigen Paradoxons. Die Französin Mme d'Agoult, die Liszt deutsch unterrichtet, hatte ihren Geliebten zu einem Menschen von wirklich internationaler Gesinnung geformt; die Herzogin Sayn Wittgenstein, die Gattin eines russischen Magnaten, die deutscher Abstammung ist und in Weimar lebt, will Liszt fast luftdicht von der deutschen Kultur abschließen, sie lebt ihrer Bildung und auch ihrer politischen Anschauung nach ganz im französischen Geiste.

¹⁰⁵) *Réponse à une lettre de Heidelberg*. Le Temps, 13. Sept. 1870. Bismarck. La Liberté, 12. Jan. 1871.

¹⁰⁶) Adelhaid von SCHORN: *Zwei Menschenalter*, Berlin 1901. — LA MARA: *Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg*. Leipzig 1906. — Ders.: *Liszt und die Frauen*. Leipzig 1911. — Henri MARÉCHAL: *Rome. Souvenirs d'un musicien*. Paris 1914. — LA MARA: *An der Schwelle des Jenseits*. Leipzig 1928.

¹⁰⁷) Siehe: *Lissts Briefwechsel mit seiner Tochter Blandine und den Briefwechsel der Liszt-Kinder mit der Herzogin Sayn Wittgenstein*.

Die neue Geliebte bleibt, was Begabung und Bildung betrifft, weit hinter der ersten zurück. Das fühlt auch Liszt, der die geistige Überlegenheit der Mme d'Agoult anerkannte, aber gegen die Herzogin fortwährend rebelliert, ja sich ihr sogar bisweilen energisch widersetzt. Ein Grundzug des Charakters der Herzogin ist die slawische Zähigkeit und Leidenschaftlichkeit. Ihr stolzer Wahlspruch lautet: *honorem meum nemini dabo*. Fast die Hälfte der vierhundert Akten, die unter „Affaire Sayn Wittgenstein“ im Thüringer Archiv liegen, sind Eingaben, Antwortschreiben, Briefe der Herzogin, mit denen sie den Hof, aber besonders den Baron Maltitz, den russischen Geschäftsträger in Weimar, bestürmte. Sie zeugen von einer unglaublichen Willenskraft, Tapferkeit und Unermüdlichkeit. Mit dem Ablauf der Zeit wird bei der Herzogin das Schriftstellern zu einer fixen Idee, so ist von ihr ein Manuskript, das vierzig Bände übersteigt, erhalten. Bis zu ihrem Todestage arbeitete sie an einem vielbändigen Werk, dessen Titel lautete: *Von den äußeren Ursachen der inneren Schwäche der Kirche*, und in den letzten Jahre vertiefte sie sich in den Pietismus und in die Theologie¹⁰⁸).

Die Herzogin huldigte vor ihrer Bekanntschaft mit Liszt nicht der Leidenschaft des Schreibens, in Verbindung mit ihr ist dies tatsächlich der richtige Ausdruck. In den ersten Jahren ihres Verhältnisses hat Liszt der Herzogin wahrscheinlich eingestanden, auf welche Weise die in den französischen Blättern erschienenen Lisztartikel entstanden sind. In der Herzogin wurde sogar noch die Liebe zu Liszt durch den unendlichen Haß übertroffen, den sie Mme d'Agoult gegenüber empfand, dessen Ursache außer der Eitelkeit die Eifersucht war. Sie fürchtete, daß Liszt, wenn auch nur für kurze Zeit, noch zu ihr zurückkehren könnte, oder es bedrückte sie vielleicht der Gedanke, daß ihr die Gräfin in ihrer Liebe zu Liszt vorangegangen war. Die ehrgeizige Frau wollte Liszt zeigen, daß er auch ohne Mme d'Agoult ein ausgezeichneter Schriftsteller sein könnte und noch mehr und noch besser schreiben werde als in Paris.

¹⁰⁸ A. SCHORN erwähnt in seinem angeführten Buche (S. 136) die folgenden, im Manuskript erhaltenen Werke: *Boudhisme et Christianisme*. — *De la prière par une femme du monde*. — *Entretiens pratique à l'usage des femmes du monde*. — *Religion et monde*. — *L'amitié des anges*. — *La chapelle Sixtine*. — *La matière dans la dogmatique chrétienne*. I—III. — *L'Eglise attaquée par la médisance*. — *Petits entretiens pratiques pour l'usage des femmes du grand monde pour la durée retraite spirituelle*. Band I—VIII. — *Simplicité des colombes*. *Prudence des serpents*. *Quelques réflexions suggérées par les femmes et les temps actuels*. — *Souffrance et prudence*. *Sur la perfection chrétienne et la vie intérieure*. — *Causes extérieure de la faiblesse intérieure de l'Eglise*. Band I—XXIV. Einzelne Bände dieser Arbeit hat der Heilige Stuhl auf den Index gesetzt. Liszt mußte diese Arbeit ganz durchlesen. Den dritten Teil — 1149 Seiten — schickte ihm die Herzogin nach Horpács, auf das Gut des Grafen Emmerich SZÉCHENYI, nach. (Brief an die Herzogin vom 16. Jan. 1874.)

So beginnt nun die zweite Periode der Schriftstellerlaufbahn Liszts, die nicht annähernd so interessant ist wie die erste, aber ebenso charakteristisch. In Weimar war ein richtiges Büro tätig, das unter Liszts Namen Artikel publizierte. Die Leiterin dieser Kanzlei war die Herzogin. Aus dem Briefwechsel Liszts erhalten wir genug Angaben über die Rolle der Herzogin, die die früheren Biographen, mit der einzigen Ausnahme von Raabe, nicht aufmerksam gewürdigt haben, nur Julius Kapp veröffentlichte einen noch nicht publizierten Brief der Herzogin und weist nach, daß die Verfasserin des Buches über die Zigeuner die Herzogin ist. Geplant hatte man auch eine Arbeit über Schubert. Die Herzogin schickt Fragebogen an den Bankier Simon Löwy nach Wien (indem sie ihm die Soirées de Vienne widmet), das Material arbeitet sie dann auf. Liszt sieht die Arbeit durch und gibt seinen Namen (an die Herzogin vom 3. Mai 1851). Die von Liszt unterzeichnete Biographie des deutschen Liederdichters Robert FRANZ hat der Schwager von Franz geschrieben, wie das Raabe auf Grund eines der Manuskripte im Lisztmuseum festgestellt hat. Wir wiederholen: aus der Weimarer Zeit ist auch kein einziges Manuskript erhalten geblieben.

Um ein Schriftstellerporträt und ein geistiges Bild dieser besonderen Frau entwerfen zu können, stehen uns mehrere Quellen zur Verfügung. Die nicht herausgegebenen Briefe der Herzogin an Liszt im Weimarer Lisztmuseum zeigen die Verfasserin als gebildete, aber rhapsodische und geschwätzige; allerlei Klatsch liebende Frau. Monate hindurch schreibt sie oftmals täglich 24 Seiten lange Briefe, deren Inhalt aber außer dem ewigen Politisieren oft nichtssagend ist. Im Todesjahre Daniel Liszts (1859) schrieb die Herzogin über ihn anonym einen 16 Seiten langen Nekrolog, der nicht an die Öffentlichkeit kam. (Im Lisztmuseum gibt es davon einige Exemplare.) Die Aufrichtigkeit, mit der diese ohne jede besondere schriftstellerische Eigenschaft abgefaßte Erinnerung geschrieben ist, verringert jene Tatsache, daß Liszt seinen Sohn aus Paris, wo Daniel sich mit seiner Mutter treffen konnte, auf Anstiften der Herzogin nach Wien gerufen hatte, wo er das Klima nicht vertrug¹⁰⁹).

Wir kennen zwei posthume Bände von ihr, aber diese sind so sehr überarbeitet und neugeschrieben worden, daß sie zur Beurteilung der schriftstellerischen Fähigkeiten der Gräfin nicht als ernsthafte Grundlage dienen können. Der eine Band handelt über die Aufgaben und Übungen des christlichen Lebens¹¹⁰). Der Herausgeber Henri LASSERRE, der bekannte

¹⁰⁹) Darauf bezieht sich der bittere Ausruf der Gräfin d'AGOULT in ihrem Brief an Georg HERWEGH (August 1857): *Quand on peut faire son fils Autrichien, comment résister à cette noble ambition?* (Marcel HERWEGH: *Au Printemps des Dieux*. Paris 1929, S. 179.)

¹¹⁰) *La vie chrétienne au milieu du monde et en notre siècle. Entretiens pratiques recueillis, révisés et publiés par Henri Lasserre*. Paris 1895. Auf der Innenseite findet sich das Nihil obstat des kirchlichen Zensors.

französische katholische Schriftsteller, preist in der Einleitung des Bandes mit naivem Enthusiasmus die Herzogin, die er persönlich nicht gekannt hat. „In der heutigen Zeit hat niemand die göttlichen und menschlichen Dinge auf so einem hohen Niveau untersucht wie die Herzogin und niemand drang auch so sehr in ihre Tiefe. Niemand hat einen so klaren und tiefen Blick wie sie für die Wirklichkeiten der Erde und des Himmels gehabt. Keiner sah die christliche Lösung der Schwierigkeiten, mit denen unsere in Auflösung begriffene Gesellschaft ringt, so deutlich und vernünftig.“ Zwei äußerst umfangreiche Werke — so fährt das Vorwort weiter fort — hat man drucken lassen, aber es war der Wunsch der Herzogin, daß sie zu ihren Lebzeiten nicht in die Hand des Publikums kämen, nur unter ihren Freunden verteilte sie einige Exemplare. Eines ihrer Werke umfaßt 24 Bände, nach ihrem Testament kann dieses nur nach einem Vierteljahrhundert erscheinen. Gegenwärtig bewahrt man es in einem versiegelten Zimmer eines Klosters in Böhmen auf. (Das Vorwort sagt nichts über den Titel des Werkes aus, aber es ist die Abhandlung *Über die äußeren Ursachen der inneren Schwäche der Kirche*.)

Die andere Arbeit, deren Titel der Band trägt, hat Lasserre überarbeitet. „Wir kennen nichts Besseres, Männlicheres, Wahreres, Wirkungsvolleres, unwiderstehlich Wohltätigeres in diesem Jahrhundert und in so gearteten Gefühlen und Gedanken als diese Arbeit.“ Die Herzogin Maria, die Tochter der Herzogin Sayn Wittgenstein, die Gattin des Oberhofmeisters Herzog Hohenlohe, — die die Selbstbiographie Richard Wagners unter dem Namen „das Kind“ erwähnt¹¹¹⁾ — hat Lasserre gebeten, er möge das Buch in Druck geben. So ist dann der vierhundert Seiten lange Band erschienen. Zwischen den vielen höflichen und lobenden Phrasen mußte Lasserre doch eingestehen, daß er den Band eigentlich überarbeitet habe. Dann mußte er den kompakten Text klarer gestalten, die zu vollgestopften Sätze lesbarer machen und andere Fehler (*certaines défauts ou négligences, la délicate paresse de l'esprit*) verbessern. Einige religiöse Gedanken stecken in dem Werk, aber als Ganzes ist es auch nach der Operation, die der französische Schriftsteller durchführte, ungenießbar, es ist ohne Originalität und Tiefe. Als Fortsetzung dieses Werkes ist der Band *Nos égaux et nos inférieurs* (Paris, 1904) zu betrachten, den Etienne LAUBARÈDE überarbeitet hat. Die Herzogin Maria hatte das Werk von Laubarède gelesen, das dieser dem Gedächtnis Henri Lasserres gewidmet hatte¹¹²⁾, und sie wandte sich an ihn und bat ihn, er möge „die Interpretierung der Gedanken

¹¹¹⁾ *Mein Leben*. München 1911. II. Band S. 593—597. Vgl. noch: Marie Fürstin zu HOHENLOHE: *Erinnerungen an Richard Wagner*. Weimar 1938. — Die Herzogin in Weimar erwähnt auch das Buch von Julius HOLLITZER: *Liszt Ferenc és a weimari élet* (Franz Liszt und das Weimarer Leben). Budapest 1913.

¹¹²⁾ *Henri Lasserre. L'homme, l'écrivain, l'œuvre*. Paris 1901.

ihrer Mutter für die Seelen, die auf dem schlüpfrigen Boden des gesellschaftlichen Lebens eine Stütze suchen“ fortsetzen. Die Arbeit ist ein seelischer Ratgeber für Damen der Gesellschaft. Auch dies Werk hat der Herausgeber überarbeitet; er hatte die Befugnis zu jeglicher Verbesserung (*ajouter, retrancher, corriger*).

Die literarischen Arbeiten aus der Weimarer Zeit entstanden so: Liszt gibt der Herzogin irgendeine Idee oder ein Thema, aber manchmal stammt der Gedanke, der da auszuführen ist, von der letzteren. Die Herzogin arbeitet dann mit einer seltenen Redseligkeit, oftmals sehr verworren — aber immer so, daß sie ihre große Belesenheit zur Schau stellt — das Thema auf, wobei sie ein Material zusammenträgt, das auch nichts mehr mit dem Gegenstand zu tun hat, wie z. B. in ihrer Studie über die Haroldsymphonie. Der ausgesprochen musikalische Teil, die thematische Analyse ist natürlich Liszts Werk. Das übrige besprachen sie gemeinsam, endlich übt Liszt noch eine Zensur aus, aber die letzte Entscheidung hat mit Ausnahme von ein, zwei Fällen die Herzogin, die ihren Willen mit Gewalt durchsetzt. Von dieser Methode weichen sie nur in Ausnahmefällen ab, wie zum Beispiel bei dem Zigeunerbuch, wo die Herzogin ganz selbständig verfährt. Einmal schreibt die Herzogin, während Liszt in Gotha weilt, unter dem Namen Liszts einen Artikel für die Weimarer Zeitung über Egmont, den das Großherzogliche Theater mit der Musik Beethovens aufgeführt hatte. Das Manuskript schickt sie vorher an Liszt, von dem sie eine strenge Weisung erhalten haben kann. In seiner Antwort (vom März 1854) „bittet er dreihundertmillionenmal um Verzeihung“, aber das Erscheinen des Artikels verbietet er bis zu seiner Rückkehr. Was Goethe betrifft, so gibt es gewichtige Wahrnehmungen. „Die Erörterung eines mit Goethe in Zusammenhang stehenden Themas ist für mich immer mit Gefahr verknüpft. Wir müssen das Manuskript noch einmal zusammen durchsehen.“ Dieses erscheint dann.

Das Weimarer Werkstattgeheimnis beleuchtet in interessanter Weise das Tagebuch und der Briefwechsel des Peter CORNELIUS, des Sekretärs Liszts¹¹³). Cornelius, der der Mitarbeiter der Brendelschen Zeitschrift für Musik ist, ist ein unermüdlicher Vorkämpfer aller modernen Bestrebungen gewesen. Dieser Musiker, der über einen weiten Gesichtskreis und eine universale Bildung verfügte, hält sich von 1852 bis 1861 in Weimar auf. Der

¹¹³) Peter CORNELIUS: *Ausgewählte Briefe nebst Tagebuchblättern und Gelegenheitsgedichten*. Herausgegeben von seinem Sohne, Carl Maria CORNELIUS. I. Band. Leipzig 1904. Aus dem Weimarer Tagebuch (Winter 1854—55). Wir erwähnen noch, daß sich damals Edmund REMÉNYI mit dem Grafen Alexander TELEKI bei dem verbannten Victor HUGO auf der Insel Jersey aufhielt, von wo sie Liszt zusammen einen Geburtstagsgruß mit diesen Worten Hugos sandten: *Le Proscrit de Jersey serre la main à l'Orphée de Weimar*, worüber CORNELIUS ein Gedicht verfaßte (S. 174 ff.).

Skandal, der bei der Aufführung seiner Oper *Der Barbier von Bagdad* ausbrach und der das Werk der Lisztfeindlichen Clique Dingelstedts war, macht der unmittelbaren Verbindung der beiden Künstler ein Ende. Beide verlassen Weimar. Cornelius übersetzte einen Teil der Artikel aus dem Manuskript der Herzogin aus dem Französischen ins Deutsche. In seinem Tagebuch lesen wir am 3. Dezember: Der Sekretär bringt die Übersetzung des Artikels über *Rheingold*, die die Herzogin vorliest. Liszt sieht das Manuskript durch. Dann liest er es mit der Herzogin zusammen wieder durch. „Und nun wurde oberst zu unterst gekehrt, daß mir angst und bang wurde.“ Aber viermal beginnt man von neuem. Die Herzogin wägt jedes Wort ab, fortwährend ändert sie, wünscht einen neuen Ausdruck, Cornelius wird fast verrückt, „da ward mir als müßte ich wahnsinnig werden.“ Er wendet sich gegen die schreckliche Phrasenanhäufung des Artikels: „Das Rheingold entfaltet seine majestätischen Linien unter dem klaren Himmel Deutschlands“ und macht sie darauf aufmerksam, daß es zweckmäßiger wäre, wenn über die Partitur etwas Gutes geschrieben werde. Wogegen die Herzogin sich sträubt: „Das kann Liszt nicht tun, er kann das Rheingold doch nicht loben.“ Tatsächlich wird in der Abhandlung kaum über die Musik WAGNERS gesprochen. Raabe sagt die Wahrheit, dieser Artikel ist eins der beschämendsten Zeugnisse für die Unfreiheit Liszts der Fürstin gegenüber. Cornelius, der übrigens über eine beachtenswerte französische Bildung verfügte, verbitterte es sehr, daß die Herzogin fortwährend französische Geistesheroen zitiert. „Dies ewige Nebeneinanderreihen von Goethe und Hugo, Schiller und Lamartine — das ist bitter für einen armen Deutschen. Wie diese Artikel entstanden, dafür ist die Bemerkung von Cornelius treffend: *difficile est satiram non scribere*.

Die Herzogin arbeitete die Themen Liszts aus (*développer*); der erste, französische Entwurf war ihre alleinige Arbeit. In einem ihrer Briefe (vom 25. April 1851) schlägt sie Liszt vor, ob sie die Artikel über *Lohengrin* und *Tannhäuser* mit einigen Erweiterungen vereinigen solle (*avec quelques développemen'ts*), die ihren Inhalt verdoppeln, ja verdreifachen würden, „es wäre für mich eine liebe Beschäftigung“ (*il me serait une charmante occupation*). Das würde eine Arbeit von drei Tagen bedeuten^{113a)}.

Ihr Briefwechsel ist ziemlich indiskret. Im Jahre 1854 ist die Herzogin in Paris, der Künstler will sie nicht begleiten, denn es wäre ihm unangenehm, sich mit ihr an jenen Plätzen und bei jenen Freunden zu zeigen, die ihn immer mit Mme d'Agoult gesehen haben. Auf seine Weisung hin besucht die Herzogin Caroline de Saint Cricq, seine Jugendliebe, die aber

^{113a)} Den Brief, den RAABE zitiert, konnte ich im Weimarer Lisztmuseum nicht auffinden. Auf meine Bitte hin suchte auch Freiherr von MALTZAHN, der so dienstbereite Vizedirektor des Museums, aber leider auch vergebens. Auch dieser Brief ist wie viele andere im Laufe der Zeit verschwunden.

jetzt schon eine Mme d'Artigaux ist. Die Herzogin sucht die Freundschaft von Caroline nicht so sehr aus einem persönlichen Verwandtschaftsgefühl heraus, als vielmehr um Mme d'Agoult zu kränken. Liszt gibt der Herzogin vorher folgende Ratschläge: „Schreiben Sie ihr (Caroline) ein wenig ausführlich. Sie können sprechen und schreiben, was mir selten gelingt, ausgenommen, wenn Sie mir helfen oder wenn ich zornig bin“ (im März 1854). In einem der späteren Briefe (vom 10. Januar 1877), als diese Frau mit ihrer schwierigen Natur Liszt unerträglich zu werden beginnt, schreibt der Meister: „Es ist der größte Kummer meiner alten Tage, daß wir nicht einer Meinung sind. In der Zeit von 1847 bis 1862 war das nicht so. Mit Ausnahme meiner literarischen Bedürfnisse und Dummheiten waren wir im besten Einvernehmen.“

Die erste literarische Frucht der Weimarer Zeit ist das Goethe-Herderfeuilleton im *Journal des Débats* (am 20. Okt. 1850), dessen trockener, nüchterner Stil sich von dem farbigen Ton der Bachelier-Briefe stark abhebt. Es ist wahrscheinlich, daß das Feuilleton Louise BERTIN, die ehrgeizige, dilettantische Komponistin, die Tochter Armand Bertins, des Direktors des Blattes, in der Zeitung herausgegeben hat. Liszt fertigte vielleicht auf die Fürsprache von Berlioz hin einen Klavierauszug der Oper *Esmeralda* von Mlle Bertin an, worüber der Pariser Klatsch nun verbreitete, daß er einer Dame, die sich nach den Lorbeeren eines Opernkomponisten sehne, „helfe“¹¹⁴). Liszt hatte vorher für die *Débats* noch

¹¹⁴) Die Verzeichnisse der verschiedenen Werke LISZTS, sogar auch das von RAABE, kennen diesen Klavierauszug nicht, den ich in der Bibliothek (A 515) der Pariser Oper gefunden habe: *Répertoire des Opéra Français. Esmeralda opéra en quatre actes. Paroles de Victor Hugo. Musique de Mlle Louise Bertin avec accompagnement du piano par F. Liszt. A Paris chez L. Troupenas éditeur de musique. Successeurs de Mme Vve Nicolo. Rue de Ménars No. 3. Tiersot*, der Geschichtsschreiber der musikalischen Laufbahn der Esmeralda, weiß auch nichts von diesem Klavierauszug, der mit großer Sorge und pompöser Technik geschrieben ist und eine Orchesterwirkung besitzt. (*La Esmeralda. Centenaire par J. Tiersot*. Paris, Revue Musicale, 1936 décembre). Auch in einer Notensammlung der Caroline de SAINT CRICQ, die in der Bibliothek der Oper aufbewahrt wird, habe ich eine unbekannte Liszttranskription aus *Esmeralda* vorgefunden: *Esmeralda. Opéra en quatre actes. Musique de Mlle Louise Bertin arrangé pour le piano par F. Liszt. Air chanté par M. Massol*. Ebenfalls eine Ausgabe von TROUPENAS. Diese beiden Transkriptionen sind mit zwei anderen, unbekanntem Stücken (*trois morceaux détachés d'Esmeralda*) *Esmeralda... arrangé par F. Liszt* (das Terzett Frolo, Phoebus und Esmeralda und dem Finale und der *Romanze chantée par Mlle Falcon*, auch bei TROUPENAS herausgekommen) in der Bibliothek des Pariser Konservatoriums vorhanden. LISZT verband ein freundschaftliches Verhältnis mit der mächtigen Zeitungsdynastie der BERTINS. In seinem Feuilleton vom 6. Dezember 1836 berichtet er über ein Konzert von BERLIOZ und erwähnt dabei eins der Werke von Fräulein BERTIN, das auf dem Konzert zur Ausführung kam, und er tritt dem Klatsch entgegen, daß die Werke der komponierenden Dame etwa von BERLIOZ geschrieben würden. Erwähnen wir noch zwei unbekannte Jugendausgaben LISZTS: *Préludes et*

nicht geschrieben, das war das erste Feuilleton in dieser Zeitung mit seinem Namen. Es ist als sicher anzunehmen, daß man in der Redaktion den Artikel noch vom stilistischen Standpunkt aus verbessert hat.

Das erste größere Ergebnis der Zusammenarbeit zwischen der Herzogin und Liszt ist der Chopin-Band, der zuerst in der Zeitschrift der Gebrüder ESCUDIER, *La France Musicale*, erschienen ist. Aus Quellen der gleichen Zeit wissen wir, daß Liszt und CHOPIN — obwohl sie scheinbar gute Freunde waren — sich nicht sehr gern hatten und aufeinander eifersüchtig waren. LEGOUVÉ erzählt, wie sehr sich Chopin geärgert habe, als er erfuhr, daß Liszt über sein Konzert in der *Revue et Gazette Musicale* schreiben werde¹¹⁵). Der Artikel, der dann erschien, ist in der Tat nicht übermäßig lobend. Chopin stirbt im Jahre 1849. Caroline Ivanovska, die polnische Abstammung ist, will dem Gedächtnis des früh verstorbenen polnisch-französischen Meisters ihre Huldigung erweisen¹¹⁶). Sie machen sich also an die Abfassung des Buches. Zuerst schreibt er einen Brief (Pilsen, am 14. Nov. 1849) und schickt einen Fragebogen an die Schwester des verstorbenen Komponisten, Lujza JEDRZEJEWICZ (gegenwärtig in der Chopinsammlung der Warschauer Musikgesellschaft)¹¹⁷). Der Fragebogen, der 12 Punkte umfaßte, blieb aber ohne Antwort. Aus dem Gedächtnis erzählt er einige persönliche Erlebnisse, die die Herzogin „bearbeitet“ und mit polnischen Beziehungen spickt. In dem breiten, schwülstigen Vortrag verlor es gerade die Unmittelbarkeit der Erinnerungen Liszts. Als die Arbeit dann fertig ist, muß Liszt der unklare, verworrene Stil des Manuskripts sehr bestürzt haben, denn er wendet sich an seinen Jugendfreund, den Literaturhistoriker und Dichter SAINTE-BEUVE und bittet ihn, er möge die Arbeit durchsehen. Sainte-Beuve weicht aber der Aufgabe

Exercices de Muzio Clementi, corrigés et marqués au métronome par le jeune Liszt suivis de douze de ses études chez Dufaut et Dubois à Paris (1826) und ein Lied *Elegie* (Text von Edouard MONNAIE in der Ausgabe von Bernard LATTE). Das erstere Exemplar befindet sich im Besitz der Pariser Nationalbibliothek, das letztere ist Eigentum der Bibliothek der Oper.

¹¹⁵) Zitiertes Werk. — Siehe noch den Brief LEGOUVÉS (1840) bezüglich Chopins im I. Band der Serie: *Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt*. Leipzig 1895.

¹¹⁶) Den Stammbaum der Caroline IVANOVSKA (mütterlicherseits PODOLSKA) kennen wir nicht. Mme d'AGOULT, in deren Adern, wie wir in den Memoiren des Ritter Cussy gelesen haben, jüdisches Blut (BETHMANN) fließt, sagt ihren Kindern über die Herzogin SAYN WITTGENSTEIN, daß dies eine Jüdin sei: „Diese Mutter, die man ihnen erwählte, war eine Frau jüdischer Rasse, welche in den Gängen des Vatikans ihr Leben verbringt.“ Du MOULIN ECKHARDT: *Cosima Wagner*. München-Berlin 1928, Band I, S. 73. Derselbe Schriftsteller nennt die Herzogin mehrmals „eine katholisch denkende russische Jüdin“.

¹¹⁷) Vgl.: *Ein Brief und Fragebogen an die Schwester Chopins*. Mitgeteilt von Bernhard Scharlitt. Musikalisches Wochenblatt. Berlin am 31. Oktober 1907.

höflich aus, „weil man die ganze Arbeit noch einmal schreiben müßte“¹¹⁸). Irgendjemand muß aber dann das Manuskript durchgearbeitet haben, dessen Stil Georges Sand so auch noch ein wenig ausschweifend fand¹¹⁹). Ein Schwall hochtrabender Wörter und die Anwendung von Ausdrücken, die dem Geist der französischen Sprache zuwiderlaufen, machen diesen Band oftmals ungenießbar.

Bei den Wagnerartikeln liegt die Bedeutung der Feuilletons über *Lohengrin*, *Tannhäuser*, den *Fliegenden Holländer* einzig und allein in ihrem Eintreten für Wagner, aber dies tat Liszt als Dirigent viel glücklicher. Der Artikel über *Rheingold* dient weder der Vermehrung des Ruhmes Liszts noch Wagners.

Aber Liszt bemühte sich nicht nur um Wagner, sondern auch für seinen einstigen Waffengefährten Berlioz setzte er sich ein. 1853 veranstaltet er in Weimar eine Berlioz-Woche, die der französische Meister mit häßlicher Undankbarkeit beantwortet. Zur Zeit der Aufführung der Graner Messe erscheint im Jahre 1855 unter dem Namen Liszt eine Abhandlung über die Haroldsymphonie. In dieser vierhundert Seiten langen Studie, deren französisches Manuskript, bzw. dessen französische Originalschrift verloren gegangen ist, macht die musikalische Analyse der Symphonie 16 Seiten aus. Schon Michel BRENET, der zum erstenmal die Beziehungen zwischen Liszt und Berlioz eingehend untersucht hat, hat festgestellt, daß 88 Seiten dieser Arbeit mit dem musikalischen Teil überhaupt nichts zu tun haben¹²⁰). Lauter unklare, abstrakte Ausführungen, das zweite Kapitel erklärt die Philosophie Hegels. Es ist sicher, daß die musikalische Analyse das einzige war, an dem Liszt Anteil hatte. Die Herzogin bittet in ihrem Briefe vom 8. April 1851 Liszt, er solle ihr schreiben, was er über *Harold* denke, sie werde dann die Ideen Liszts ausarbeiten (*développeur*), so ist wahrscheinlich auch die „Ausgestaltung“ der musikalischen Analyse das Werk der Herzogin. Die Studie hat Richard POHL aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt. Berlioz drängt Liszt in seinen Briefen vom 7. Juni und 21. Juli 1855¹²¹), er solle ihm das Manuskript der *Harold*-Abhandlung zusenden. De CALONNE, der Redakteur der *Revue Contempo-*

¹¹⁸) LA MARA *Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt*. Band I. usw. Der Brief vom 31. März 1850. Die neue, vollständige Ausgabe des Briefwechsels von SAINTE-BEUVE (*Correspondance générale recueillie, éditée et annotée par Jean Bonnerot*. Paris 1935), von dem bisher zwei Bände erschienen sind, beleuchtet mit zahlreichen unbekanntenen Angaben die Freundschaft zwischen LISZT und SAINTE-BEUVE.

¹¹⁹) Siehe: *Histoire de ma vie. Chapitre VII, et dernier*. In der Feuilletonspalte der La Presse vom 17. August 1855, wo das Werk der SAND in Fortsetzungen erschienen ist.

¹²⁰) M. BRENET: *L'amitié de Berlioz et de Liszt*. Le Guide Musical. Paris 1904. Nr. 33—39.

¹²¹) In der Reihe der „*Briefe hervorragender Zeitgenossen . . .*“.

raïne, ist bereit, die Arbeit in seiner Zeitschrift herauszugeben. Anfang September kommt die Herzogin in Paris mit dem Manuskript an und sucht Berlioz auf, der Liszt mitteilt, daß die Herzogin den Wunsch habe, das Manuskript mit ihm (Berlioz) zusammen durchzusehen. Die Arbeit ist niemals in französischer Sprache erschienen, obwohl Liszt auch bei anderen Blättern den Versuch unternahm, sie unterzubringen. Fast nach 30 Jahren versucht Liszt in einem Brief an Mme TARDIEU vom 12. Sept. 1882 den Mißerfolg, den er mit dieser Abhandlung hatte, mit jener naiven Erklärung zu rechtfertigen, daß man von ihm verlangt habe, er solle die Berlioz lobenden Attribute mildern. Damals aber feierte schon längst ganz Europa in Berlioz einen der größten Meister der Zeit. Die Wahrheit ist die: in Paris wußte man sehr wohl, daß die Arbeit von der Herzogin stammt und daß die Arbeit langweilig und verworren war und mit kaum einem Wort Berlioz behandelte. Darum hatte sie keinen Herausgeber gefunden.

Die Herzogin war bemüht, ihren Pariser Aufenthalt dafür zu verwenden, verschiedene Artikel unterzubringen. Darauf deutet der Brief Liszts aus dem Jahre 1855, in dem er das Übereinkommen, das die Herzogin mit der Zeitschrift *Constitutionnel* geschlossen hatte, gutheißt „bezüglich einiger Artikel, die wir in der Zukunft gegebenenfalls zu veröffentlichen gedenken“. Sonst aber gab die Herzogin vor der Welt sorgfältig darauf acht, daß ausschließlich Liszt als Verfasser gelte. In einem Briefe an den französischen Dichter Joseph AUTRAN¹²²⁾ (vom 25. Mai 1856) schreibt sie, daß Liszt ihm seine Bücher übersende, mit der Bitte, Autran möge sie so lesen, wie Liszt sie geschrieben habe: *pour l'amour de l'idée*.

Von den „literarischen Werken“ Liszts berührt Ungarn am nächsten die Arbeit über die Zigeuner, über die in Ungarn selbst bis heute noch Unkenntnis herrscht. Wie oft haben wir gelesen, daß Liszt alle seine Behauptungen zurückgezogen habe und daß das Buch nicht von ihm, sondern von der Herzogin geschrieben worden sei. Wir können uns diesmal nicht in die Besprechung der Polemik, die um diese Arbeit entstand, einlassen. Wir beschränken uns nur auf die Erwähnung einiger Tatsachen. Liszt hat auch nicht eine einzige der Behauptungen des Buches zurückgezogen, weder nach der Rezension von Ludwig UJFALUSSY (*Vasárnapi Ujság* — Sonntagszeitung — vom 2. Okt. 1859), noch nach dem Angriff von Samuel BRASSAI¹²⁴⁾, noch nach der Aufklärung durch seine Freunde. Er hat die Arbeit nicht aus dem Verkehr gezogen und er hat seinen Irrtum in der neuen Ausgabe nicht berichtigt.

¹²²⁾ AUTRAN hat den Text für die Kantate *Les Quatre Eléments* geschrieben, aus diesem thematischen Stoff auch die symphonische Dichtung *Les Préludes* geschaffen wurde. Auch ein Dante-Oratorium planten sie.

¹²³⁾ Die Sammlung des Grafen BERENGER de FITZ JAMES.

¹²⁴⁾ *Magyar vagy cigányzene* (Ungarische oder Zigeunermusik)? Budapest 1860.

Seitdem Julius Kapp in seiner Monographie den Brief der Herzogin vom 13.—16. Juni 1881, der ein wahres Selbstgeständnis ist¹²⁵), in deutscher Übersetzung veröffentlicht hat, hat sich die Meinung festgesetzt, daß Liszt am Zustandekommen dieses Bandes „unschuldig“ sei. Die Herzogin teilt in diesem Brief mit, daß sie bald den vor einer neuen Ausgabe stehenden Band übersenden werde, nur drei, vier Kapitel müssen noch durchgesehen werden. An den Gedanken ist nichts geändert, auch nicht an den Anschauungen oder an ihrer Richtung. „Der arme Cornelius hat geglaubt, daß es im Interesse der Arbeit sei, wenn er die Hälfte weglasse. Ich habe eine Seite mit einer gewissen Zahl hinzugeschrieben. „Dies ist das Judenkapitel, dessentwegen eine neue Polemik entsteht. Als Kapp den Brief der Herzogin publizierte, war noch nicht bekannt, daß die Schriften Liszts aus der Weimarer Zeit von der Herzogin „geschrieben“ waren. Der Kern der Arbeit ist jene Behauptung, daß es in Ungarn nur Zigeunermusik gebe, eine ungarische Musik existiere nicht, der Zigeuner, der Bruchstücke eines alten Musikepos spielt, ist ein Rhapsode. Niemand hat darauf hingewiesen, daß diese Theorie, die dem Ungartum mit Recht viel Bitterkeiten verursacht hat, eine Überlegung Liszts ist, mit der die Herzogin auch nichts zu tun hat und die unter dem Einfluß der französischen Romantik zustande gekommen ist. Ein Jahr vor seiner Bekanntschaft mit der Herzogin lebte diese Theorie schon im Innern Liszts unter dem Einfluß des Ossianismus. Die Franzosen — mit Napoleon an der Spitze — schwärmten für Ossian, die französische Romantik hatte eine Vorliebe für die Zigeuner, vornehme Zeitschriften brachten Artikel über sie. Am 8. Okt. 1846 schreibt Liszt, der sich in Dáka in Ungarn auf dem Besitztum des Grafen Leo FESTETICS aufhält, an Mme d'Agoult: „Ich habe viele Liederfragmente gesammelt, mit deren Hilfe man ein Musikepos dieses sonderbaren Landes, dessen Rhapsode ich bin, komponieren kann. Die sechs neuen Hefte, die in Wien unter dem Titel *Ungarische Lieder* erschienen sind, bilden fast einen vollständigen Zyklus dieses phantastischen, halb ossianischen, halb zigeunerischen Epos und in seinen Gesängen bewahrt es die Gefühle einer verschwundenen Heldenrasse.“ Dieser Satz enthält in sich den ganzen Gedankengang des Buches. Vor der Bekanntschaft mit der Herzogin nennt er sich in einem Brief an Leo Festetics (vom 2. Okt. 1846) unter Bezug auf die *Ungarischen Lieder* den ersten Zigeuner des ungarischen Königreichs. 1859 schreibt Liszt an HANSLICK, den Wiener Musikschriftsteller, daß die Zigeunertheorie in zwanzigjährigem Nachdenken in ihm gereift sei und daß er diese Frage in seinem Buche nicht so sehr vom historischen, als vielmehr vom literarischen Standpunkt aus

¹²⁵⁾ Das Original des Briefes war nach der freundlichen Mitteilung Julius KAPPS vor dem Kriege im Besitz des Kölner Meyer-Museums. Der jetzige Besitzer ist unbekannt.

betrachte (Brief vom 24. Sept.). Die zwanzig Jahre sind schwerlich eine Übertreibung; es ist wahrscheinlich, daß er sich schon vor seiner Ankunft in Ungarn mit dem Zigeunerproblem beschäftigt hat, an dessen romantischer Betonung Mme d'Agoult vielleicht auch einen Anteil haben kann.

Das Buch über die Zigeunermusik besteht wesentlich aus zwei Teilen, aus einem allgemeinen und einem ungarischen. Der letztere Teil ist — wie wir schon erwähnt haben — noch vor dem Erscheinen dieses Buches in der Zeitschrift *La France Musicale* (vom Juli bis August 1859) in reicher Auswahl erschienen. Der allgemeine Teil, der zum Ungarischen wegen seines geringen Umfangs in einem Mißverhältnis steht, ist nichts anderes als ein Auszug aus den Werken von GRELLMANN, BORROW und POTT, mit hegelianischer Sauce nach dem beliebten Rezept der Herzogin verdünnt. Das Material des ungarischen Teils hat Karl KERTBENY geliefert, mit dem Liszt später gerade wegen der Übersetzung dieses Buches in Streit gerät (an die Herzogin, am 29. April 1856). Noch in seinem Briefe vom 14. April 1854 bittet Liszt Kertbeny, er möge ihm Angaben von Stephan FÁY¹²⁶) oder aus anderen zuverlässigen Quellen über BIHARI, den Paganini der Zigeuner, den er 1822 in Pest gehört hat, und über „Bocca“ (Karl BOKA aus Debrecen) verschaffen. Wenn Kertbeny etwas über Bihari wisse, solle er es ihm mitteilen¹²⁷). Wahrscheinlich hat ihm Kertbeny die Hefte des Grafen Fáy: *Perlen alter ungarischer Musik (Régi magyar zene gyöngyei)* zugesandt und die beiden Abhandlungen Gabriel MÁTRAYS ins Deutsche übersetzt, die in dem Werke *Magyarország és Erdély képekben* (Ungarn und Siebenbürgen in Bildern) (1853) erschienen sind: *Bihar János magyar népzénesz (Der ungarische Volksmusiker Johann Bihar)* und *A magyar zene és a magyar cigányok zenéje (Die ungarische Musik und die Musik der ungarischen Zigeuner)*. Die beiden Kapitel hat Liszt unter Angabe der Quelle fast vollständig abdrucken lassen.

Die Handschriftensammlung der Bibliothek des Pariser Konservatoriums bewahrt einen Brief Liszts an Marie ESCUDIER, einen der Redakteure der *La France Musicale*¹²⁸). „Nach einigen Wochen — schreibt Liszt am 25. April 1854 — beende ich einen kleinen Band, der im Umfang ungefähr dem über Chopin gleicht. Wären Sie nicht geneigt, ihn in dem *Le Pays* herauszugeben, indem das Urheberrecht für mich vorbehalten bleibt, das einen Wiederabdruck verhindern soll? Mein Herausgeber will den Band in drei gleichzeitigen Ausgaben veröffentlichen: französisch, deutsch und ungarisch. Der Titel der Arbeit lautet: *Über die Zigeuner und ihre*

¹²⁶) LISZT berichtet in seinem Briefe an BüLOW ausführlich über Stephan FÁY. (Jetzige Ausgabe.)

¹²⁷) Das Original des Briefes befindet sich im Erinnerungsmuseum des kgl. Ungar. Opernhauses.

¹²⁸) Habe ich in meiner Arbeit *Liszt à Paris* herausgegeben.

Musik. (Ungarn kommt im Titel nicht vor.) Das Thema ist hauptsächlich vom dichterischen Standpunkt behandelt.“ Einige Abschnitte aus dem Bande erschienen dann nicht in dem *Le Pays*, sondern der *La France Musicale*. Liszt sagt hier also, daß er den Band beenden werde. Wir aber wissen schon, wie wenig Glauben wir seinen Worten schenken können, wenn er von „seinen literarischen Werken“ spricht. Der Herzogin gegenüber redet er von „unserem Band“.

Die Neuausgabe hat die Herzogin erweitert, aber mit Ausnahme der Judenfrage bringt sie nichts wesentlich Neues. Nach einem Briefe, den die Herzogin Maria an den Grafen Géza ZICHY geschrieben hat (im Archiv der Ungarischen Wissenschaftlichen Akademie)¹²⁹⁾, ist dieses Zigeunerbuch eine Jugendarbeit Liszts, die ihm dann ziemlich fremd geworden war. Aus unseren bisherigen Angaben geht aber klar hervor, daß sich die Herzogin hier gründlich irrt. Denn gerade das Zigeunerbuch ist Liszts einzige literarische Arbeit, die sich nachweisbar auf seinen Gedankengängen aufbaut und bei der vom musikalischen Gesichtspunkt aus die Rolle der Herzogin tatsächlich nur untergeordnet war. Auch in den Briefen an Bülow kommt Liszt fortwährend auf die Zigeuner zu sprechen. Anlässlich der Zentenarfeier nahm die Herzogin Maria an der Arbeit, die von dem Verlag Breitkopf und Härtel in einer Volksausgabe herausgegeben wurde, Kürzungen vor, freilich ohne an dem Grundgedanken des Werks eine Änderung vorzunehmen.

Das Buch über die Zigeuner war das letzte Buch, das Liszts Namen auf dem Titelblatt trug. Die Neigung zum Pietismus und die Schriftstellerleidenschaft ergriffen von der Herzogin in immer größerem Maße Besitz. Mehr und mehr widmete sie sich den theologischen Studien und den in Vorbereitung befindlichen kirchenhistorischen Werken. Auch Lina Ramann besprach mit ihr die Lisztbiographie, an der sie gerade arbeitete, und selbst die Drucklegung der *Gesammelten Schriften*, die der Herausgabe harrieten, ging vorerst durch die Zensur der Herzogin. Was ihr noch an Zeit übrigblieb, das nahmen die Politik und die historischen Ereignisse, die sie erlebte, in Anspruch: der Zusammenbruch der weltlichen Herrschaft des Papstes und der Fall Napoleons III. erschütterten sie außerordentlich. Die Trennung machte aus der Gräfin einen Daniel Stern. Die Abkühlung der Liebe Liszts zu einer freundschaftlichen Zuneigung läßt aus der Herzogin Sayn-Wittgenstein eine Schriftstellerin werden.

¹²⁹⁾ Hat Béla von PUKÁNSZKY im *Akadémiái Értesítő* (Akademischen Anzeiger) Heft 451, Oktober—November 1932 herausgegeben.

X.

Endlich müssen wir noch über die Schriften Liszts sprechen, bei denen die Glaubwürdigkeit keines Wortes bedarf: bei seinem Briefwechsel. Ungefähr zwanzig Bände sind selbständig erschienen, aber auch Tageszeitungen und Zeitschriften publizierten eine beträchtliche Anzahl. Sie alle sind eine interessante und genußreiche Lektüre.

Diese Briefe zeigen das wirkliche Gesicht des Schriftstellers Liszt. Er ist ein außerordentlich geistreicher Plauderer, der mit beispielloser Leichtigkeit die Sätze aus dem Ärmel schüttelt, sein Geistreichsein wird oft zu einer Geistreichelei in nachlässigem Stil, tiefere Gedanken treffen wir bei ihm nicht recht an. Um so mehr politische Informationen und zeitgeschichtliche Angaben; diese letzteren müssen wir aber einer kritischen Sichtung unterziehen. Von 1850 ab läßt ihn sein Gedächtnis sehr oft im Stich — Liszt ist außerordentlich früh gealtert —, seine Phantasie arbeitet dann um so fieberhafter. In seinen Erinnerungen gibt es viele dieser irrtümlichen Erfindungen, auf die die Ausgabe von *La Mara* nur in den seltensten Fällen hinweist. Bei einem so reichen Leben ist das natürlich. Und doch gewinnen wir gerade durch sie einen Einblick in die Werkstatt des Komponisten.

Liszt, „der Denker und Schriftsteller“, ist eine Schöpfung der Phantasie, das Werk der Einbildung zweier liebender Frauen, die ihren Helden mit solchen Geschenken schmücken wollten, die die sonst so verschwenderische Natur ihm versagt hatte. Der alte Liszt konnte der Versuchung nicht widerstehen, weil die Gesamtausgabe „seiner Schriften“ seiner Eitelkeit schmeichelte. Diese Gesamtausgabe wird der Herzogin zur fixen Idee. Die Gräfin ist seit 1875 tot und kann dagegen nicht protestieren. . . . Vielleicht wußte Lina Ramann nichts von der Mystifikation, aber das Gegenteil ist auch leicht möglich, jedenfalls machte sie diese Schriften, die die Erinnerungen Liszts und der Herzogin noch farbiger gestalteten, zur Achse ihrer Lebensbeschreibung.

Die Schriften der Pariser Zeit sind besonders von dem Gesichtspunkt aus interessant, wie sehr sie die Geisteswelt der Mme d'Agoult widerspiegeln. Die dargelegten Ideen sind nicht Liszts Gedanken, sondern die der Gräfin, und deshalb finden wir sie später bei Liszt nicht mehr wieder. Die Probleme der musiksoziologischen Artikelserie haben Liszt nicht mehr interessiert, der in immer stärkerem Maße der liberalen Reaktion zutreibt. Die Schriften der Weimarer Zeit sind uninteressant, das Zigeunerbuch in Inhalt und Stil ermüdend. Nicht nur die Rhapsodien sollten wir uns unabhängig vom Zigeunerbuch anhören, sondern, wenn wir die Musik Liszts genießen wollen, können wir vergessen, daß sein Name auch unter literarischen Werken als Verfassersname steht.

XI.

Liszt als „der Schriftsteller und Denker“ findet seine Erklärung in der geistigen Haltung der Romantik. Mit ein wenig Übertreibung können wir nämlich sagen, daß das zu dieser Zeit Mode war. Außer dem Beispiel Berlioz-d'Ortigue und dem Fall Rabuteaux-d'Ortigue können wir DIDIER anführen, der darüber klagt, daß mehrere seiner Artikel unter dem Namen Lamennais erschienen sind¹³⁰). Es ist zwar wahr, daß sie alle Schriftsteller waren, während es Liszt nicht gewesen ist, aber seine Geliebten wollten es, daß er es vor der Welt sei.

Die auffällige und beständige Betonung Liszts als des „Denkers und Schriftstellers“ hat dem Meister unter den Künstlern des 19. Jh.s die Rolle des großen Idealisten zuerteilt. Liszt ist kein so unerbittlicher Egoist wie Wagner gewesen, aber Liszt, der Mensch, war ebensowenig ein Idealist wie Chopin oder Berlioz, der vielleicht der größte Komponist der Romantik, jedenfalls ihr größter Musikkomödiant ist. Wenn Liszt nicht komponierte, war er ein Mensch der Wirklichkeit, der Kompromisse der an der Herrschaft befindlichen Macht, der den Idealismus Victor Cousins, der ihn zu Schiller hingeführt hatte, ablehnte. Die *Poses et Mensonges*, die er Mme d'Agoult vorwirft (an die Herzogin vom 13. April 1861), sind auch auf ihn anzuwenden, aber letzten Endes auf alle Romantiker. Ein kämpferischer Idealist war Schumann, der Verfolger aller Philister und Gaukler. Liszts politisches Verhalten, dessen Darstellung eine besondere Studie beanspruchen würde, zeigt ihn den großen Ideen, die um die Mitte des Jahrhunderts gähren, wie z. B. der Nationalfrage gegenüber völlig empfindungslos. Er kann die deutschen, italienischen, ja sogar ungarischen Probleme nicht verstehen. Er war dazu nicht prädestiniert, daß er wie Wagner wenigstens provisorisch für seine Überzeugung auf die Liste der politischen Proskribierten gekommen wäre. Auch hinter seinem Katholizismus ist der Schatten da: sein zerrüttetes Leben.

Aber jeder Künstler, in dem das heilige Feuer brennt, der die Berufung zur Erneuerung in sich fühlt, ist ein Idealist. Auch Liszt entbrennt und kämpft für seine Ideale. Nicht in den ihm zugeschriebenen klangvollen Satzperioden liegen seine Zielsetzungen, sondern in den in die Zukunft weisenden, revolutionären Harmonien, die mit literarischen Phrasen in keinerlei Zusammenhang stehen.

Es ist aber nicht genug, wenn wir nur bei Mme d'Agoult stehen bleiben, denn wenn wir den Hang zur Mystifikation im Innern Liszts aufspüren wollen, müssen wir auf seinen Vater zurückgehen. Adam Liszt wollte um jeden Preis aus seinem Sohn Kapital schlagen. Wir wissen nicht,

¹³) Siehe: das handschriftliche Tagebuch DIDIERS in der Sammlung von SPOERLBERCH DE LOVENJOUL in Chantilly. Vgl. noch das zit. Buch von John SELLARD.

ob ihm diese unglückliche Idee kam oder seinen Pariser Freunden, den Förderern seines Sohnes — die unter dem Einfluß der fortwährenden Erwähnung Mozarts glaubten, daß das Kind nicht nur dem Virtuosen, sondern auch Komponisten Mozart gleichkomme — daß der 13jährige Knabe eine Oper schreiben solle. Hat der „petit Litz“ tatsächlich den *Don Sanche* geschrieben? Das Pariser Nationalarchiv bewahrt den Briefwechsel Adam Liszts mit SOSTHENE, vicomte de la Rochefoucault, dem Hauptdirektor der Schönen Künste unter Karl X., auf, den ich unlängst veröffentlicht habe¹³¹). In einem dieser Briefe (vom 2. Dez. 1824) bittet Adam Liszt um zwei ständige Freikarten in der Oper mit der Begründung, daß sein Sohn für die Bühne komponiere und daß ihn PAER beim ersten Versuch angeleitet habe (qui veut bien le diriger). Paer hat also nicht den Knaben, der weder Kontrapunkt noch Formenlehre noch Harmonielehre gelernt hatte, in Kompositionslehre unterrichtet, sondern ihm ad hoc Lektionen erteilt, damit er eine Oper schreiben könne. Im Weimarer Lisztmuseum finden wir ein Exemplar der Ramannschen Lisztbiographie mit Randbemerkungen Liszts. Auf S. 82 des I. Bandes hat der alte Meister hingeschrieben: „Paer hat mir wesentlich geholfen, niemand anders.“ Und die *Leipziger Allgemeine Musikalische Zeitung* schrieb, daß Richard KREUTZER das Stück instrumentiert habe.

Ein Blick in die Partitur des *Don Sanche* und die Partituren Paers überzeugt uns sofort, daß der *Don Sanche* viel eher das Werk des italienischen Meisters ist als das des jungen „Improvisators“. Die Originalpartitur des *Don Sanche* ist ebenso verschwunden wie das Manuskript der literarischen Werke. (Die Bibliothek der Pariser Oper bewahrt nur eine Abschrift auf.) Auf den *Don Sanche* kommt Liszt, der seine Jugendwerke noch nach Jahrzehnten überarbeitet, bisweilen es sogar mehrmals tut (z. B. *Études*), auch niemals mehr zurück. So hat also Adam Liszt seinen Sohn bereits an fremde Lorbeeren gewöhnt gehabt. 1836 kommt im „Salle Erard“ Liszts Lélío-Phantasie aus dem Werke von Berlioz für Klavier und Orchester zur Aufführung. Auch hier ist die Originalpartitur nicht erhalten geblieben, und bis heute gelang es nicht festzustellen, wer das Werk eigentlich instrumentiert hat.

Die Tätigkeit der beiden Frauen und die Pariser und Weimarer literarischen Werke bringen Liszt auf den Gedanken, anfangs auch bei seinen Musikkompositionen andere, Vertraute, für sich arbeiten zu lassen, so Conradi, dann bei den fünf ersten symphonischen Dichtungen auch Raff, aber auch bei anderen Werken. Er ist schon Hofkapellmeister, als er sich noch von ihnen instrumentieren läßt, sie also für eine unabhängige, selbständige Arbeit benutzt, und anstatt sich in der Wissenschaft der Kom-

¹³¹) In meiner Arbeit: *Liszt à Paris*.

position und der Kunst der Instrumentation zu vervollkommen, plagt er sich mit der Zensur der literarischen Werke ab. Als seine Laufbahn als „Schriftsteller“ zu Ende geht oder Liszts Interesse dafür abflaut, beginnt zu seinem Glück die Karriere der Komposition mit voller Intensität, obwohl auch diese durch die Politik, in die er sich mit wahrer Leidenschaft stürzt, und durch den aufregenden, langen Kampf des Scheidungsprozesses der Herzogin fortwährend beeinträchtigt wird.

Liszts Wertung als „Schriftsteller und Denker“ hat zu einer unrichtigen Beurteilung geführt, weil hier eins der stärksten Instinktgenies des 19. Jh.s zum „gelehrten“ Musiker gemacht wurde, wo doch Liszts impulsive Persönlichkeit eine völlige Ablehnung der systematisierten Synthese ist, und gerade in dieser Eigenschaft liegt einer der charakteristischsten und originellsten Züge des Genies, vielleicht sogar sein größerer Wert. Franz Liszt ist eine so mächtige Persönlichkeit, daß sein Bild keiner falschen Idealisierung bedarf. Es ist Zeit, daß wir sein Bild von diesen Korrekturen naiver Darsteller reinigen, um seinen Genius in voller Ursprünglichkeit bewundern zu können.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen.

Graf Paul Teleki.

(1879—1941.)

Durch den tragischen Tod des Grafen Paul Teleki verlor das Ungarische Institut der Univ. Berlin einen seiner besten ungarischen Freunde und Förderer. Wir verehrten in ihm in erster Reihe den Gelehrten und Forscher, der sich durch seine ergebnisreichen wissenschaftlichen Arbeiten weit über die ungarischen, ja europäischen Grenzen hinaus einen hervorragenden Namen errungen hat. Auch er war auf seinen Professorentitel stolz und trennte sich nur schwer von seinem Budapester Lehrstuhl, als Reichsverweser von Horthy ihn an die Spitze der ungarischen Regierung berief. Allzuoft erklärte er vor Freunden, daß er kaum den Augenblick erwarten könne, in dem er — nach erfüllter Pflicht — wieder als Lehrer vor seine Schüler und Hörer treten werde. Seine staatsmännische Tätigkeit — die von großen Erfolgen gekrönt war — gehört bereits der Geschichte an. Aber auch der Name des Gelehrten wird der Zeit trotzen. Sein wissenschaftlicher Wirkungskreis erstreckte sich fast auf den ganzen Erdball. Er promovierte mit einer geographischen Arbeit über Japan, in Amerika war er wiederholt an verschiedenen Universitäten tätig als Gastprofessor, man berief ihn als Schiedsrichter in Grenzschwierigkeiten nach dem Nahen Osten und es gab kaum ein Land in Europa, in dessen Gelehrtenwelt er sich nicht zu Hause fühlen konnte. Doch hielt er seine Beziehungen zu der deutschen Wissenschaft für die wertvollsten. In A. Penck schätzte er den Meister, dem er die größten und entscheidendsten wissenschaftlichen Anregungen zu verdanken hatte. Er benutzte gerne jede Gelegenheit, um nach Berlin zu kommen, seine Freunde aufzusuchen, in den Bibliotheken zu arbeiten, Bücher, geographische Hilfsmittel zu beschaffen, Vorträge zu halten. Seine wesentlichsten Arbeiten veröffentlichte er auch in deutscher Sprache, bei deutschen Verlegern, und sah es als eine besondere, eine beglückende Ehre an, als die Deutsche Geographische Gesellschaft ihn zu ihrem Ehrenmitglied wählte.

So erscheint es als selbstverständlich, daß er die Gründung des Ungarischen Instituts an der Univ. Berlin lebhaft begrüßte und es gerne förderte. Er sah in dieser Institution ein starkes und ausbaufähiges Bindeglied zwischen der deutschen und der ungarischen Wissenschaft, eine Verbindung, die ihm ganz besonders am Herzen lag. Seine Beziehungen zu dem ungarischen Institut nahmen feste Formen an, als er — bereits im Jahre 1919 — in den Verwaltungsrat der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts gewählt wurde. Er stand uns über zwei Jahrzehnte hindurch nicht nur mit seinem Rate bei, sondern stellte uns auch vielfach seine praktische Mitarbeit zur Verfügung. Es war für uns eine besondere Freude, daß wir ihn wiederholt als unseren Gast auf dem Vortragspult begrüßen konnten. Seine Vorträge erweckten immer großen Widerhall und gewannen uns und unseren Zielsetzungen immer neue Freunde.

Als Gelehrter kämpfte er für den eigenständigen Ausbau des ungarischen geistigen Lebens, in enger Anlehnung an die deutsche Geistigkeit. Als Staatsmann war sein Bestreben, die ungarische Volksgemeinschaft zu stärken, zu gleicher Zeit vollzog er den Beitritt Ungarns zum Dreimächtepakt. Sein Verlust wird nicht nur von der Wissenschaft, nicht nur von seinem Land und Volk beklagt, sondern von allen, die an eine deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft glauben. J. v. F.

Zum 60. Geburtstag Béla Bartóks.

Die spezifisch ungarische Musik findet ihre Muttersprache, ihren klassischen Ausdruck, zuerst am Anfang des 20. Jh.s; sie wird zu dieser Zeit zu einem organischen Bestandteil der europäischen Kultur. Das an fremde Töne gewöhnte Gehör schreckte zuerst vor diesem eigenartigen Ausdruck der Seele zurück, und meinte verständnislos, wie einst bei Mozarts Musik, man brauche „Eisenohren“ dazu. Was aber dem Mittelstand fremd war, das nahm das Volk und die Jugend mit Liebe und mit dem frohen Glauben an eine Wiedergeburt an. Diese beiden Elemente, die Träger der Zukunft, sahen in Béla Bartók den größten ungarischen Komponisten, dem Zoltán Kodály gleichwertig zur Seite stand. Bartók und Kodály gelangen im Reiche der Musik als erste zu der spezifisch ungarischen Ausdrucksform, die das Streben des ganzen ungarischen Volkes ist. Die musikalische Ausdrucksmöglichkeit der ungarischen Denkweise fanden sie in der Kultur jener Schicht, die das meiste von ihrem uralten Erbe bewahrt hatte: bei dem Bauerntum. Es stellte sich heraus, daß die bisherige ungarische Musiksprache oft eine Übersetzung indogermanischer Formen war. Das ungarische Wesen aber ist nur in sich und durch sich zu verstehen, so wie man auch der Harmonie der ungarischen Musik mittels der westlichen Harmonielehre nie gerecht werden kann.

Wer Bartóks Kunst gefühlsmäßig begegnete, wer sich vom Symbol seiner Musik ergreifen ließ, nahm seine Kunst freudig auf. Wer aber verstandesmäßig an sie heranzuwollte, konnte sie nur halb oder überhaupt nicht verstehen. Bartók erwarb für seltsame Gesetze Geltung, als er die Eigentümlichkeiten der ungarischen Volkslied-Konstruktionen entdeckte, nämlich die sich zum Texte fügende *parlando-rubato* Vortrags- oder Rhythmusform, die isometrische Zeile und die pentatonische Tonleiter. Das Pentatonsystem ist der abendländischen Tonleiter vollkommen ebenbürtig, denn im umgekehrten Falle könnte ja auch die Gleichwertigkeit der abendländischen Tonleiter neben dem hinduistischen oder arabischen 21—24-System angezweifelt werden. Dieses Pentatonsystem ist so uralt und liegt dem ungarischen Volk so im Blut, daß es neuerlernte Melodien auch nach dieser Form abwandelt. Was die ungarische Volksseele aufnimmt, das formt sie entweder ihrer Eigenart entsprechend um, oder sie zieht sich passiv zurück. Die Charaktereigenschaften des ungarischen Liedes als musikalischen Ausdruck der Seele lassen erkennen, daß die seelische Struktur des Ungartums mit der westlichen Struktur vollkommen gleichwertig, der Form nach aber sehr verschieden von ihr ist. Sie ist keineswegs so, wie man sie sich früher etwa nach Liszts und Brahms Musik oder der Zigeunermusik vorgestellt hat. Melancholie, Schwermut und sinnlose Feurigkeit sind ihr fremd und konnten ihr nur durch eine romantisch-falsche Vorstellung vom ungarischen Volk angedichtet werden. Die ungarische Komposition ist offen, nicht geschlossen, nicht zentral aufgebaut, wird nicht durch zentripetale Kräfte bestimmt, ist nicht gemessen, lebt nicht im Endlichen, sondern im Unendlichen, baut sich nicht auf der Symmetrie auf, sondern erkennt im Zeichen der Asymmetrie die Polarität als gleichberechtigt an, die nebeneinander wirkende Gültigkeit, die Macht und den Wert einander entgegengesetzter oder gleicher

Kräfte. Durch sie schafft Bartók in seinen Kompositionen für Klavier, in seiner Kammermusik, in seiner Musik für Streichinstrumente, Celesta und Schlaginstrumente, in seiner Oper und Pantomime die hochwertigste Disharmonie — denn mitten in der Unendlichkeit spielt sich das Leben ab, und auch der Makrokosmos und in ihm der Mikrokosmos stehen nicht im Zeichen der Symmetrie, der Harmonie. Die Asymmetrie, die Bartóksche Disharmonie, kennt nicht die Harmonie des endlichen Raumes und der Zeit, wohl aber den Zusammenklang des unendlichen, unberechenbaren, uneinigen, des wahrhaftigen Lebens: des ungarischen Lebens. Deshalb erkannte Europa in Bartók den Kündler der ungarischen Seele, und deshalb fand das Ungartum in seiner Musik seine Wiedergeburt.

Wie jetzt das Geschwistervolk Ungarns, die Finnen, den Geburtstag seines aus der Volksmusik schöpfenden Komponisten, Johann Sibelius, feierte, so grüßt auch Ungarn Béla Bartók. Er sei an dieser Stelle auch als Mitarbeiter der Ungarischen Jahrbücher begrüßt: neben mehreren bahnbrechenden Aufsätzen erschien sein bedeutendes und umfangreiches Werk über das ungarische Volkslied in der Ausgabe des Ungarischen Instituts im Jahre 1925. Wir grüßen ihn auch als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des heutigen ungarischen Geisteslebens, die durch ihre Wirksamkeit die ganze europäische Kultur bereichert hat. Sein besonderes Verdienst ist es aber, auf die im Volke schlummernden Kräfte hingewiesen zu haben, aus denen allein eine Erneuerung kommen kann.

Ákos von Koczogh.

Siebenbürgen.

In Zeiten politischer Hochspannung und Neuordnung häuft sich die Literatur für solche territoriale Gebilde, die im Zuge eines drängenden politischen Willens eine Veränderung erfahren können und sollen. Nicht bloß die unmittelbar Betroffenen, auch andere, Fachleute und Nichtfachleute, greifen oft und schnell zur Feder, die Presse ist zur Stelle, und man vernimmt Gültiges und Unzulängliches in hurtigem Wechsel. Tagesliteratur und Gewichtiges wirbeln nur so durcheinander. Der Laie vermag nur schwer Spreu von Weizen zu scheiden, da wird heute hierhin, morgen dorthin gewiesen, jauchzt einmal, verdammt ein andermal, bis er nicht weiß, was gehauen und gestochen ist. Der Fachmann muß dies bejahen und das verneinen, schüttelt oft den Kopf darüber, was Druckerschwärze eigentlich leisten kann. Er bewundert und bestaunt, wer alles Bescheid weiß, und ihm zuckt's in den Fingern, das Schweigen, das er sich verantwortungsvoll auferlegt, zu brechen. Diese Haltung, diese Hemmung ist letzten Endes verursacht durch das wichtigste Kriterium des Fachmannes, durch sein wissenschaftliches und damit politisches Gewissen.

Von einer solchen Haltung ist das mit dem Datum des 1. August 1940 gezeichnete Buch „Siebenbürgen“, herausgegeben von der Ungarischen Historischen Gesellschaft, getragen. Gewiß ist diese bedeutende Leistung namhafter ungarischer Gelehrter zweckgerichtet, sie sollte der anstehenden Umwälzung im östlichen Mitteleuropa dienen und wendet sich mit „stolzem Bewußtsein“ an deutsche Kreise. Aber ein „tendenziöses“ Buch hätte in dieser wie in keiner anderen ähnlichen Situation etwas genützt. Was hier geschaffen ist, spricht für sich, wie immer gutgearbeitete Werke durch ihr bloßes Dasein wirken. Das ist der Sinn wahrer politischer Wissenschaft, der nationalen und völkischen Selbstbehauptung durch saubere, unangreifbare Arbeit zu dienen. Jeder Gelehrte, der unbekümmert um den Lärm des Alltags mit der heißen Liebe zu seinem Volke sich müht, in seiner Einsamkeit die Wahrheit einzufangen, ist an der Front. Seine Erkenntnisse sind Waffen im Kampf um sein Volk.

Wer das Schrifttum um das Problem Siebenbürgen genau kennt und es seit langer Zeit auch in seinen kleinsten Neuerscheinungen genau beobachtete, muß zum Ausdruck bringen, daß das genannte Werk, das diesen Ausführungen vor allem zugrunde liegen soll, unbeschadet der politischen Not, aus der es geboren wurde, einmal nötig war. Die wissenschaftliche Arbeit an Siebenbürgen wurde gemäß der völkischen Lage in drei sich kaum beachtende Richtungen vorgetrieben, als ob das Land, das im besten Sinne eine geographisch-historische Individualität ist, haargenau nach allen kulturellen Seiten hin in drei Teile zerfiel. Das ist aber nie der Fall gewesen. Obwohl bis zum Frieden von Trianon politisch zur Krone Ungarns gehörig, war hier durch alle Zeiten hin eine eigenartige Symbiose kulturellen Strebens spürbar, ohne daß die Grenzen völkischen Lebens wesentlich je überschritten wurden. „Siebenbürgen ist ein Mikrokosmos, auf kleinerem Raum unendlich reich an Bergen, Hügeln wechselnder Form, Tälern, Becken verschiedenen Charakters. All diese kleinen Landschaften sind individuelle Heimaten, die Landmarken heißgeliebte Wahrzeichen sächsischer Städteburgen und Dörfer mit ihren Kirchenburgen, ungarischer Städte mit ihren alten Collegien, Kathedralen, Märkten, großer Széklerdörfer, rumänischer Streusiedlungen oder dichtgesätter Dörfchen. Klein der Außenwelt gegenüber, aber innerlich ein Kosmos, ein selbstbewußtes Land war und ist Siebenbürgen, ob selbstständige Provinz, ob unabhängiges Fürstentum oder ob Teil eines größeren Landes. Partikularistisch ist der Geist des Landes als Einheit, selbständig der Geist der Landschaften und Völker. Je höher diese an politischer und gesellschaftlicher, seelischer und wirtschaftlicher Bildung sind, desto reger ist ihr Freiheitssinn und ihr Freiheitsbewußtsein“, so faßt Paul Teleki, der im Leben der Wirklichkeit tätige Politiker und Gelehrte, das Wesen dieses Landes kurz und trefflich zusammen.

„Olim Dacia Mediterranea dictus. Orbi nondum satis cognitus. Nunc multifariam ac strictim illustratus“ — waren die Kennworte der — man möchte sagen — letzten Gesamtdarstellung Siebenbürgens aus der Feder des Széklers Joseph Benkő, der 1778 in Wien unter dem Titel ‚Transsilvania sive Magnus Transsilvaniae principatus‘ ein zweibändiges, heute leider unbeachtetes Werk erscheinen ließ, das im Zeichen beginnender josefinischer Kameralistik eine ganz glänzende Übersicht über Geographie und Geschichte, Topographie und Statistik des Landes gibt. Was damals ein Einzelner leisten konnte, liegt jetzt — natürlich ganz anders fundiert als die an sich noch unkritische Beschreibung eines Aufklärers — in abgerundeten Einzelleistungen vieler Spezialisten vor, die auf knappstem Raum den Ertrag tieferschürfender Forschungen zusammenfließen lassen zu einem Werk, das bei der Art seines Zustandekommens nur sehr selten Überschneidungen spüren läßt, was wohl der redigierenden Hand J. Deérs zu danken ist. Eine ältere Generation von Forschern wie Teleki, Kovács, Imre, Lukinich, Gerevich, Viski, Eckhart, Hóman, Fitz, gefolgt von Männern wie Alföldi, Pukánszky, Mályusz, Makkai und Kniezsa, hat sich mit einer Generation jüngerer Gelehrter wie Tamás, Makkai, Rónai, Tóth, Elekes und Berlász zu gemeinsamer Leistung zusammengefunden, förmlich um auf dem Gebiete der Siebenbürgen-Forschung die Tradition weiterzugeben. Und wenn man genauer hinsieht und insbesondere das Kartenmaterial betrachtet, so gewahrt man, daß eine weitere Reihe von wissenschaftlichen und technischen Kräften am Werke war, die unendlich mühsame Kleinarbeit zu leisten, ohne mit dem Titel eines Teilbetrags genannt zu sein. Wer je Sammelwerke zusammengebracht hat, weiß, welch immenser Fleiß eben hinter diesen Bemühungen steht, die der flüchtige Betrachter gar zu schnell übersieht. Noch eins ist zum Äußeren zu sagen: Das große Werk liegt in deutscher Sprache vor, also nicht in der Muttersprache seiner Teilhaber. Man spürt natürlich genau, welche Beiträge von vornherein deutsch geschrieben wurden; die übrigen sind über-

setzt worden, wobei Th. Thienemann die leitende Hand führte. Vom Äußeren zum Inhaltlichen geleiten uns die überaus reichlichen Beigaben an Karten, Bildern und Übersichten, die das Ganze so plastisch und anschaulich werden lassen, daß man die Knappheit der Texte eigentlich gar nicht mehr wahrnimmt. Bei den Beiträgen von Teleki, Viski und Gerevich sind diese Beigaben besonders willkommen, aber auch sonst ergänzen und beweisen sie in ganz vortrefflicher Weise.

Ein einleitender Teil behandelt die geschlossene Einheit des Karpathenbeckens, einmal unter dem Gesichtspunkt des Geographen und Geopolitikers (Teleki), zum andern vom Historiker aus betrachtet (Hóman). Beide Darstellungen fügen sich gut ineinander, denn es läßt sich nicht leugnen, daß der Karpathenbogen eine Einheit umschließt, und es ist Tatsache, daß dieser Raum, wo westlich lateinisch-germanische, südöstlich griechisch-slavische und östlich hunnisch-türkische Kulturgemeinschaft ohne feste Grenzen zunächst aneinanderlagen, beim Auftreten eines politischen Willens nunmehr seine natürlichen Grenzen anbot, um das Regnum Hungaricum als Ergebnis rassenbestimmter ungarischer Tradition und westlichen Christentums zu formen. Aber eben gerade die Gegebenheit, daß in dem Karpathenwinkel die Morphologie des Donaulandes in kleinerem Maßstabe sich wiederholt, schafft das politische Problem Siebenbürgen in der Geschichte. Dakerreich, Trajan, Gepiden, Avaren, Gyula und Kende, Woiwodat, Fürstentum, Großfürstentum, Gubernium sind die offenen Beweise für die Sonderheit. Es ist zuzugeben, daß die Habsburgerherrschaft den Grenzmarkcharakter besonders herausgebildet hat, aber der Woiwodat hat im wesentlichen das gleiche Gesicht. Der Wechsel der Zentrale von Buda nach Wien bestimmt lediglich den Tenor der politischen Maßnahmen, für die Krone Ungarn wohl wesentlich, aber für Siebenbürgen nicht einschneidend genug, als daß dieses Land nicht seinen geschichtlichen Gang so beschritten hätte, wie er sichtbar wurde.

Der erste Hauptteil befaßt sich mit Vorgeschichte und Siedlung. Auf Grund genauer Vorarbeiten, wie sie zuletzt auch in Századok zu lesen waren, wird die Zentralfrage Daker und Römer (Alföldi) ausgiebig erörtert, deren wichtigstes Ergebnis wohl dies ist, daß die Daker an der Entwicklung eines Romanismus nicht teil hatten und daß Rom selbst die Wurzeln dieses zeitgebundenen Romanismus beseitigte, so daß kaum Reste geblieben sind. — Bei der Behandlung der Székler (Hóman) nimmt man mit Freuden wahr, daß gegenüber früher gegebenen Festlegungen der ganzen Frage den neuen variierenden Forschungen Rechnung getragen wurde, ohne den Kern der These zu vernichten. Sollte nicht, wenn Székler „Volk des Königssohns“ bedeutet und damit dieser Stamm dem Ersten nach dem König zugeordnet wird, damit zugleich etwas zum Problem princeps Ultrasilvanus von 1103 gesagt sein, indem ein princeps die Funktionen dieses Königssohnes im erweiterten Wohngebiet der Székler, eben in Siebenbürgen, übernahm? Hat die Stellung des Woiwodens, die Begabung Siebenbürgens an den rex iunior etwas damit zu tun? Doch das sind Fragen, die erst noch zu durchdenken sind. — Dem mittelalterlichen Ungartum in Siebenbürgen sind weitere Ausführungen gewidmet (Mályusz). Die verhältnismäßig wenig aussagenden Quellen verleiten natürlich zu Hypothesen, die erst noch stärkere Beweiskraft haben müssen, um Geltung zu behalten. Mittelalterliche Siedlungsfragen in Hinsicht auf Ausdehnung von Volksteilen gehören zu den schwierigsten der Geschichtsforschung überhaupt. Nimmt man heute nicht zu gern das Bevölkerungskontingent ursprünglicher Siedler zu hoch an? — Daß in einem Werke der vorliegenden Art, das sich zunächst an deutsche Leser wenden sollte, der Abschnitt über die Sachsen (Pukánszky) kürzer sein durfte, versteht sich von selbst, denn die siebenbürgisch-sächsische Geschichtswissenschaft hat hier Vorbildliches geleistet und das Meiste ist der deutschen Gelehrtenwelt bekannt. Ein Abschnitt darüber durfte natürlich nicht fehlen, und

man merkt es dem Beitrag des bekannten Literarhistorikers wohl an, daß es schwierig war, auf so geringem Raume Schlüssiges zusammenzuziehen. — Das größte Augenmerk wird der Leser des Werkes, das aus ungarischen Kreisen stammt, dem Abschnitt zuwenden, der von den Rumänen handelt (Tamás), denn in deutschen Kreisen ist kaum etwas bekannt, wie man in Ungarn wissenschaftlich der mit großem Elan vortragenen Kontinuitätstheorie der rumänischen Philologen und Historiker begegnet. Daß man sie bestreitet, weiß man, aber nicht wie. Da ist nun zu sagen, daß diese Fragen ganz ernsthaft und verantwortungsbewußt angepackt werden. Es wird nicht mehr gesagt, als tatsächlich bewiesen werden kann. Bis auf die Ausdeutung der Urkunde von 1293 (S. 71f.) ist alles in Ordnung. Für das Mittelalter bedeutet dies, daß nur ganz geringe Spuren von Walachen nachweisbar sind. — Den Reiz der Neuheit für die deutsche Leserschaft — natürlich nur relativ zu nehmen, denn die Einzelarbeiten sind wohlbekannt — hat der Abschnitt über die geographischen Namen Siebenbürgens (Kniezsa). Es kam darauf an, „in welcher Weise das geographische Namensmaterial der drei siebenbürgischen Völker: Ungarn, Sachsen und Rumänen, d. h. die geographischen Namen, die von den Völkern in ihrer Sprache benützt werden — natürlich ohne Rücksichtnahme auf die neuzeitlichen künstlichen, pseudowissenschaftlichen oder amtlichen Namensänderungen — sich zueinander verhalten und zu welchen siedlungsgeschichtlichen Folgerungen dieses Verhältnis berechtigt.“ Die Untersuchung ist vorsichtig, vielleicht manchmal etwas zu subtil in einer bestimmten Überschätzung, was Ortsnamenkunde eigentlich leisten kann. Indes mit Hilfe der beigegebenen, sehr sauber ausgearbeiteten Karte läßt man sich zu dem schönen Ergebnis der Studie führen, das mit solchen anderer Art in Hinsicht auf den Siedlerbestand übereinstimmt.

Eins vermißt man in diesem ersten Hauptteil, der doch zeitlich genommen mit dem Mittelalter abschließt, nämlich eine Darstellung über die mittelalterlichen Verfassungsverhältnisse des Woiwodats und der Komitate. Es sei deswegen in diesem Zusammenhange auf die Untersuchungen des Verfassers dieser Würdigung in der Leipziger Vierteljahresschrift für Südosteuropa, Jahrg. I, S. 14ff.; Jahrg. II, S. 1ff. (bes. S. 38f.) verwiesen, wo den Begriffen *nationes*, *universitas* und *generalis convocatio* mit einem guten Ergebnis nachgegangen wurde. Denn ohne eine Klärung der Verfassungsverhältnisse, auch des kirchlichen Aufbaus ist die spätere Geschichte nicht recht verständlich.

Der zweite Hauptteil trägt den Titel „Das ungarische Siebenbürgen“ und befaßt sich in der Hauptsache mit Verfassung und Recht seit der Selbständigkeit — hier zeigt sich eben recht, wie nötig ein ähnliches Kapitel für das Mittelalter gewesen wäre —, mit Wirtschaft und Volksleben. Wir sehen den Staat Johann Siegmund Zápolyas entstehen und im 17. Jahrhundert groß werden (Lukinich). Die Verfassung dieses Staats wird trefflich geschildert (Fr. Eckhart). Gerade diesem Staatswesen gelten jetzt zwei deutsche eingehende Arbeiten (M. Depner, Das Fürstentum Siebenbürgen im Kampf gegen Habsburg, Stuttgart 1938; R. Gooß, Die Siebenbürger Sachsen in der Planung deutscher Südostpolitik, Wien 1940). In zwei Einzelabschnitten wird die Rechtslage der Sachsen (Deér) und der Rumänen (A. Tóth) abgehandelt. Nicht richtig ist die Bestimmung des *Andreanum*: *unus sit populus et sub uno iudice censeantur omnibus comitatibus praeter Chybinien sum cessantibus radicibus* ausgedeutet, denn es ist nicht so, daß bestehende Gespanschaften wegfallen, sondern so, daß künftige nicht erstehen sollten. Komitate hat es vorher auf Sachsenboden nicht gegeben, der Sachsenboden lag im großen, noch ungegliederten Komitat Weißenburg (vgl. die oben angegebenen Ausführungen in der Leipziger Vierteljahresschrift, Jahrg. I, S. 18ff.). Besonders zu begrüßen sind die Abschnitte Wirtschaftsleben (Berlász) und Volksleben (Viski), weil darin mit gutem Glück der Einheitsgedanke Siebenbürgens

durch die Fülle der Einzelheiten — selbst bei der Strittigkeit des Details — eine Stütze erhält. Besonders wichtig scheint die Erkenntnis zu sein: „In Siebenbürgen ist keines der Völker autochthon. Das Ungartum kam aus dem Osten, das Sachsentum aus dem Westen und das Rumänentum aus dem Süden in der Reihenfolge dieser Aufzählung. Jedes Volk bewahrt Traditionen aus der Urheimat, und jedes entwickelte diese Urerbschaft. Was sie gesondert brachten und gesondert weiter entwickelten, diese Einheit ist das Siebenbürgentum.“ Das ist doch eine gut vertretbare und zu beweisende These, selbst bei mehreren Einwendungen, die im einzelnen zu machen wären. Ganz besonders zu erwähnen sind die reichen Beigaben zu den volkskundlichen Erörterungen.

Der dritte Hauptteil, Kunst, Literatur und Wissenschaften, befaßt sich am deutlichsten mit bisher noch nicht zusammengeführten Dingen der Kunst und geistigen Kultur. Es gehört zu den Vorzügen des Gesamtwerkes, daß in diesem Teile außerordentlich viel Neues im Zusammenhang herangeführt wird. Der beste Kenner der gesamtungarischen Kunstgeschichte (Gerevich) hat seinem Abschnitt ein selten schönes und aufschlußreiches Bildmaterial beigegeben. Auch hier ist einmal der Grundgedanke verfolgt, das künstlerische Werk Siebenbürgens als im Zusammenhang mit Ungarn stehend aufzufassen, zum andern wird der Nachweis geführt, daß im siebenbürgischen Raum eine weitgehende Wechselwirkung zwischen den Nationen, vor allem zwischen Sachsen und Ungarn, stattgefunden hat. Der knappe Raum verbot es, stärker in stilkritische Fragen einzutreten, auch die Frage nach den spezifischen Eigenheiten der Kunstdenkmäler mußte kürzer abgetan werden. Nicht völlig verständlich ist der abschließende Gedanke, daß „in Siebenbürgen das Ungartum der Träger der italienisch-lateinischen Geistigkeit und des ewigen Romgedankens gewesen ist“. Das wäre vielleicht nicht gesagt worden, wenn nicht gerade die Romidee des Rumänentums gegenüberstände. Die geäußerte These ist nicht bewiesen. Zu begrüßen ist die Übersichtskarte der Baudenkmäler Siebenbürgens, die sehr schöne Schlüsse zuläßt. — Die siebenbürgische Literatur auf einem so kleinen Raum darzustellen (L. Makkai), war ein schwieriges Unternehmen. Durch mehrere Jahrhunderte hindurch wird in knappen Sätzen das literarische Werk verfolgt, wobei das siebenbürgisch-sächsische Schrifttum sicher deswegen, weil der deutsche Leser sich darüber anderwärts orientieren kann, vielfach außer Betrachtung bleibt. — Sehr schöne neue Ergebnisse, auch mit einem selten vor Augen geführten Anschauungsmaterial versehen, bringt der Abschnitt über das Buch in Siebenbürgen (Fitz). Es ist erstaunlich, was auf Siebenbürger Boden an Buchkultur geleistet wurde, geschichtlich erklärbar aus dem Schicksal, das das Donaukarpathenland in der Türkenzeit erlebte. — Völlig neu in deutscher Sprache sind die Ausführungen über die rumänische geistige Kultur in Siebenbürgen (Tamás). Vom Sprachschatz ausgehend, das literarische Schaffen betrachtend, wird gezeigt, was die geistige Kultur Rumäniens überhaupt gerade den Siebenbürger Rumänen verdankt, eine Leistung, die ohne das Zusammenleben mit den andern völkischen Bestandteilen nicht zustandegekommen wäre. — Das höhere Unterrichtswesen in Siebenbürgen 1541—1918, in einer beschreibenden Übersicht behandelt (Imre), zeigt einmal, welche Vorbedingungen für die Entwicklung einer geistigen Kultur Staat und Kirche durch Errichtung von Schulen aller Art geschaffen haben, zum anderen, wie sich durch diese Entwicklung selbst das Bildungswesen zu einem hochklassigen Gebilde entfalten konnte.

Der Schlußteil „Zwei Jahrzehnte rumänischer Herrschaft in Siebenbürgen“ hätte am ehesten Gelegenheit geboten, über die sonstige Haltung des Werkes hinauszugehen und die Objektivität in Klage verschwinden zu lassen. Das ist nicht geschehen, obwohl bei einigen Sätzen der Schmerz die Feder geführt hat — das ist nur zu verständlich. Aber im Allgemeinen sind die Ausführungen doch sachlich ge-

blieben. Das war verhältnismäßig leicht für die Darstellung der Bevölkerungsverhältnisse, die sich auf die amtliche Statistik gründet (Kovács), schwieriger schon bei den anderen Themen, die sich mit dem Herrschaftswechsel (Rónai), mit dem wirtschaftlichen Leben (Rónai), mit dem gesellschaftlichen Bild (A. Makkai) und mit der neuzeitlichen ungarischen Literatur in Siebenbürgen (L. Makkai) befassen. Im Einzelnen sei darauf hier nicht eingegangen; selbst der Außenstehende hat noch nicht die Distanz von den Ereignissen, die nötig wäre, um all dies kritisch zu beurteilen.

Der Schiedsspruch vom 30. August 1940 hat zum ersten Male Siebenbürgen gemäß den Prinzipien einer neuzeitlichen politischen Willensgestaltung nach völkischen Grundsätzen geteilt. Über diese Grundsätze ist nicht zu diskutieren. Mit gutem Willen kann durch Neusiedlung und Austausch im Laufe der nächsten Jahrzehnte viel erreicht werden. Gewiß ist es schwierig für beide Völker, die hier in Frage stehen, zu einer letzten, für beide Teile endgültig befriedigenden Lösung zu kommen. In Siebenbürgen vor 1918 wurden viele Lösungen versucht, manche schlugen ein, andere wieder verewigten Konfliktstoff in großer Menge. Das ist so in derartigen territorialen Gebilden. Möge man der schwierigen Verhältnisse Herr werden — das ist der Wunsch des deutschen Lesers jenes schönen Werkes, das so viele Kenntnisse über Siebenbürgen vermittelt!

Leipzig.

Herbert Schönebaum.

Finnisch-ugrische Völker in Rußland.

Kürzlich erschien in der Serie der „Vorträge und Schriften“ der Preußischen Akademie der Wissenschaften als Heft 5 eine Arbeit von VASMER unter dem Titel *Die alten Bevölkerungsverhältnisse Rußlands im Lichte der Sprachforschung*. In dieser Arbeit faßt Vasmer nicht nur die Ergebnisse seiner bisherigen diesbezüglichen Arbeiten¹⁾ zusammen, sondern er kommt auch auf Themen zu sprechen, die er bisher noch nicht in diesem Problemzusammenhang behandelt hat. So erörtert er die Frage der Urheimat der Slaven auf Grund von Gewässernamen und der ältesten Heimat der Russen (Ostslaven), ferner ergänzt er seine bisherige Behandlung der finnisch-ugrischen Völker in Rußland durch Ausführungen über die Mordwinen und schließlich kommt er auch kurz auf die ursprüngliche Verbreitung der Türkstämme zu sprechen. Vor allem aber faßt Vasmer in diesem Vortrag nochmals seine methodischen Prinzipien scharf und bündig zusammen.

Unterzeichneter hat zu Vasmers Arbeiten bereits zweimal Stellung genommen: in den *Jahrbüchern für Geschichte Osteuropas*, Jahrgang 3, Heft 2 (1938) habe ich von den Beiträgen zur historischen Völkerkunde Osteuropas den III. Teil: *Merja und Tscheremissen* und in den Ung. Jahrb., Bd. XVII Heft 1—3 den IV. Teil: *Die ehemalige Ausbreitung der Lappen und Permier in Nordrußland* besprochen.

¹⁾ M. VASMER, *Untersuchungen über die ältesten Wohnsitze der Slaven*. Teil I: Die Iranier und Südrußland, Leipzig 1923 (= Veröffentlichungen des Balt. und Slav. Instituts d. Universität Leipzig, Bd. 3). — Artikel Skythen und Sarmaten in M. Eberts Reallexikon der Vorgeschichte Bd. XII, S. 230—251. — *Beiträge zur historischen Völkerkunde Osteuropas*. I. Die Ostgrenze der baltischen Stämme. Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Klasse 1932, S. 637—666. — II: *Die ehemalige Ausbreitung der Westfinnen in den heutigen slavischen Ländern*. Dasselbst, 1934, S. 531 bis 440. — III: *Merja und Tscheremissen*. Dasselbst 1935, S. 507—594. — IV: *Die ehemalige Ausbreitung der Lappen und Permier in Nordrußland*. Dasselbst, 1936, S. 176 bis 270 (die letzten drei Abhandlungen mit Karten).

Der Anlaß dazu, daß ich nochmals auf diese Forschungen Vasmers zurückkomme, ist nicht nur in dem Erscheinen des eingangs genannten Vortrags, sondern vor allem in der Notwendigkeit begründet, zu der irreführenden Art und Weise der Berichterstattung und Kritik von Vasmers Arbeiten seitens eines jungen finnischen Forschers Stellung zu nehmen. Ich meine die beiden Besprechungen, die RAVILA in den F. U. F. Bd. XXIV Anzeiger S. 10—17 (Helsinki 1937) unter dem Titel *Das Merja-Problem im Lichte der Ortsnamenforschung* und ebda Bd. XXVI Anz. S. 19—26 (Helsinki 1938) unter dem Titel *Merja und Tscheremissen* veröffentlicht hat. Vasmer selbst hat auf die erstgenannte Besprechung in seiner *Zeitschrift für slavische Philologie* Bd. XIV, S. 95—101 (Berlin 1937) unter dem Titel *Beiträge zur slavischen Altertumskunde XV. Nochmals Merja und Tscheremissen* und auf die zweite Besprechung Ravilas, die dessen Gegenantwort auf Vasmers Stellungnahme zu seiner ersten Kritik darstellt, wiederum in der *Zf. f. sl. Ph.* Bd. XVI S. 97—107 (Berlin 1939) unter dem Titel *Beiträge zur slavischen Altertumskunde XVI. Methodisches zum Merja-Problem* geantwortet. Trotz dieser durch Vasmer bereits erfolgten Richtigstellung von Ravilas Einwänden halte ich es wie gesagt für geboten, nochmals auf den Fragenkomplex zurückzukommen, da derjenige, der Vasmers Arbeiten nicht aus eigener Lektüre kennt, besonders der mit der russischen Sprache und der Geographie und Geschichte Rußlands nicht genügend bekannte Fennougrist beim Lesen des unsachlichen, geschickt frisierten Referats Ravilas ein völlig schiefes Bild von Vasmers Ausführungen gewinnen muß.

Am praktischsten und sachlichsten ist es, wenn ich Ravilas Einwände Punkt für Punkt durchgehe.

Ein bereits von dem Altmeister der Fennougristik M. A. CASTRÉN vorgebrachtes Argument für den tscheremissischen Charakter der Merja ist die Übereinstimmung von deren Namen mit dem Namen *mari*, mit dem sich die Tscheremissen selbst bezeichnen. Ravila betont demgegenüber, daß *mari* im Tscheremissischen in allen Dialekten unveränderten Vokal, also im Bergtscheremissischen kein *ä* habe, und fährt dann fort (F. U. F. XXIV Anz. S. 11 unten), „Gerade die Tatsache, daß im Tscherem. überall nicht wechselndes *a* auftritt, ist meines Erachtens immer dazu angetan gewesen, die ganze Theorie über die Zusammengehörigkeit der Namen *merja* und *mari* recht unwahrscheinlich zu machen“. Dieser Einwurf verrät nur Ravilas ungenügende Kenntnis des Russischen, das hier den *a*-Laut der ersten Silbe durch *e* substituiert, da das slav. *a* von Hause aus ein langer Laut war und fremdes kurzes *a* von den Slaven nur durch *o* oder *e* substituiert werden konnte. Die von Ravila gegenüber Vasmer angeführte Stelle aus WICHMANN'S „Tscheremissischen Texten“ muß Vasmer schon deshalb bekannt gewesen sein, da — er sie selbst zitiert.

Dafür, daß Vasmer zunächst das tscheremissische Namensmaterial auf dem tscheremissischen Gebiet selbst durchgeht, hat Ravila nur die Bemerkung übrig, daß Vasmer sich dabei „in recht großem Umfang mit bloßem Raten hat begnügen müssen“ und führt als Beleg für diese Behauptung an, daß *Sarnur* und *Kunzur* auch anders gedeutet werden könnten als dies Vasmer tut, der in beiden Fällen im ersten Teil Baunamen sieht. Abgesehen davon, daß Ravilas Einwürfe in den betreffenden speziellen Fällen nicht zutreffen, sind sie auch prinzipiell gesehen müßig; denn der tscheremissische Charakter der Namen, worauf es gerade ankommt, ist auf jeden Fall gesichert. Dazu kommt noch, daß Ravilas zwei Beispiele aus einer Fülle von weit über 100 Beispielen Vasmers hervorgezerrt sind. Alles das kann der unbefangene Leser von Ravilas Rezension nicht ahnen.

Vasmer führt in seiner Arbeit ganze Listen von tscheremissischen Namen auf, deren zweiter Bestandteil *-ner*, *-nur*, *-anger*, *-jer* lautet, und zwar wählt er diese Typen gerade zu dem Zweck aus, um so festzustellen, welche tscheremissischen Wörter im ersten

Teil derartiger Komposita auftreten können. Diese Feststellung ist deshalb unbedingt notwendig, weil in den russifizierten Gebieten nicht zu erwarten ist, die Namen voll erhalten anzutreffen, da die Russen meist gerade die zweite Komponente übersetzen. Ravila kann diese Absicht Vasmers wie jedem anderen Leser von Vasmers Arbeit nicht entgangen sein. Aber er verdreht den ganzen Sachverhalt in der Weise, daß er folgendermaßen argumentiert (F. U. F. XXIV Anz. S. 13): „In den Ortsnamen, die Vasmer vorführt, weist der zweite Teil *-ner, -nur, -anger, -jer* deutlich auf das Tscheremissische hin. Jetzt handelt es sich mithin vor allem darum, ob wir im Merja-Gebiet Ortsnamen aufzuzeigen vermögen, in denen als zweites Glied unstreitig eines der angeführten auftritt“. Nach einer derartigen völlig willkürlich, ja sinnwidrig von Ravila vorgenommenen künstlichen Beschränkung des vollgültigen Beweismaterials ist es dann immerhin noch allerhand, wenn er vier hier in Frage kommende Namen in Vasmers Material auffindet: den Flußnamen *Obnova* aus dem Gouv. Jaroslavl', Kreis Ljubim, die Orts- und Flußnamen *Ninur* und *Činur* aus dem Gouv. Rjasan, Kreis Kasimov und den Bachnamen *Sirnor'ja* (Ravila hat *Sinor'je*) Kreis Aleksandrov Gouv. Vladimir. Den ersten und vierten lehnt dann Ravila aus lautlichen, den zweiten aus geographischen Gründen ab. Beide Einwürfe sind hinfällig; denn das erste und vierte (dieses ist eine Ableitung, was Ravila trotz Vasmers ausdrücklicher Erklärung geflissentlich übersehen!) Beispiel sind lautlich vollkommen in Ordnung (russ. *o* für tscher. resp. mer. *u* ist nicht befremdlich) und das zweite Beispiel betrifft einen Ort *an der Grenze* der *Meščerskaja storona*, nicht innerhalb derselben. Betreffs des dritten Beispiels bereitet die erste Komponente, wie Vasmer selbst hervorhebt, Schwierigkeiten. Ravila sieht darin gleich einen schwachen Punkt für den ganzen Namenstypus überhaupt, da dies zeige, „daß nur etwas anderes als tscher. *nur* „Feld“ sein kann“.

Aber wie gesagt, es war von Ravila nicht nur müßig, gerade diese paar Namen aus einem umfangreichen Namensmaterial hervorzuzerren, sondern wir haben es hier mit einem bewußt irreführenden Schachzug von Ravilas wohlberechneter Polemik zu tun.

Die darauf (ebda S. 13) folgenden polemischen Bemerkungen Ravilas über *Ingif* zeigen wiederum deutlich, daß für ihn die russische Phonetik und Lautgeschichte eine terra incognita ist. Daß in unbetonter Stellung *e* (aus Tscherem. *ä*) im Russischen zu *i* werden konnte, ist eine so banale Tatsache, daß es einem sonderbar erscheint, wie Ravila dies nicht selbst gewußt haben soll. Seine türkische Etymologie von tscher. *ängər* wird übrigens sowohl von RÄSÄNEN wie von BEKE abgelehnt. Ravilas haltlose Inkeri-These (nochmals vorgebracht F. U. F. XXVI) bedarf keiner Widerlegung.

Die Beweiskraft der Namen *Ingif*, *Singif*, *Lyngif*, *Nengif* will Ravila noch mit geographischen Argumenten abschwächen. Er hat nämlich eine vorgefaßte Meinung von der geographischen Verbreitung der Merja, nämlich daß sie nur im Gouv. Jaroslavl' und in den *nördlichen* Kreisen des Gouv. Vladimir gesessen haben sollen (weil dies nämlich zu einer von ihm gehegten Theorie über die sprachliche Stellung der Merja, übrigens nur vermeintlich, besser paßt, siehe sogleich), so daß er Namen z. B. aus den westlichen Kreisen des Gouv. Kostroma und anderen als den nördlichen Kreisen des Gouv. Vladimir als nicht beweiskräftig ablehnt. Selbst die Kreise Gorochovec und Sidogda liegen ihm da nicht nördlich genug und die in ihnen auftretenden Inger-Namen lehnt er als nur „in der Nachbarschaft gefundene Namen“ ab. Eine derartige *petitio principii* stellt einen vor ein Rätsel.

Was Ravila bezüglich *Vokšef* vorführt, wo ihn wiederum der russische Vokalismus stört, kann als belanglos abgetan werden.

Nun kommt (ebda S. 14 unten) wieder ein typischer Ravilascher Schachzug. Er sucht aus dem reichen Material Vasmers mehrere Namensvarianten heraus, die

von Vasmer sämtlich auf tscher. *šar Dni* Silberweide, Salweide zurückgeführt werden und stellt ihre abweichenden Lautgestalten unvermittelt nebeneinander, ohne Vasmers Begründung für die Verschiedenheit in der russischen Lautwiedergabe und Chronologie der Besiedlung auch nur andeutungsweise zu erwähnen. Dem ahnungslosen Leser soll ein eindringliches Beispiel davon gegeben werden, daß alles, was Vasmer vorbringt „in den besten Fällen recht unbestimmt“ bleibt.

Dann geht Ravila ebda S. 15 dazu über, Vasmers Prinzip bei seinen tscheremissischen Namentypen eine Stütze in *häufigen* und durch das gemeinsame Vorkommen im Finnischen und Estnischen als alt erwiesenen ostseefinnischen Namenstypen zu suchen, als müßig hinzustellen. „Seiner (= Vasmers) Ansicht nach sind wir berechtigt, nach der Feststellung, daß irgendein (von mir gesperrt) finnisches Wort in Ortsnamen gebraucht wird, zu erwarten, daß die tscheremissische Entsprechung dieses Worts auch in der tscheremissischen geographischen Nomenklatur vorkommt.“ Eine wohlgedachte Maßnahme methodischer Sicherung wird also von Ravila in ein müßiges, vom Zufall geleitetes Ratespiel umgedeutet: man greift irgendeinen finnischen Namen heraus, stellt nach dem Wörterbuch die tscheremissische Entsprechung fest (F. U. F. XXVI Anz. S. 21 spricht Ravila von „aus dem Wörterbuch entnommenen tscheremissischen Wörtern“ bei Vasmer) und sucht dann irgendwie anklingende tscheremissische Ortsnamen. So muß sich dem Leser von Ravilas den wahren Sachverhalt bewußt völlig auf den Kopf stellenden Ausführungen Vasmers Methode darstellen. Die Wahrheit ist diametral entgegengesetzt. Vasmer hat nicht auf Grund x-beliebiger finnischer Namen aus tscheremissischen Wörterbüchern ausgefallene Entsprechungen zusammengesucht, sondern aus seinem jahrzehntelang aus einem geschlossenen tscher. Gebiet gesammelten, relativ vollständigen tscheremissischen Ortsnamenmaterial dann die Typen als die sichersten ausgewählt, die unter den am besten erforschten finnisch-ugrischen Orts- (d. i. hier Fluß-)Namen, eben den ostseefinnischen und hier wiederum unter denen, die sich als die altertümlichsten erwiesen hatten, Parallelen besaßen.

Besonders befremdend wirken aber Ravilas Ausführungen in folgendem Satz (ebda S. 15): „Lautliche Begründungen sind in dem Werke nicht viel gegeben, der Hauptsache nach scheint es zu genügen, daß ein „merischer“ Ortsname möglichst stark an ein tscheremissisches Wort anklingt (Sperrung von mir).

Was Ravila zur Begründung für diese Unterstellung über die Vorgeschichte des tscherem. *š* sowie des *z* in tscher. *mizə* 'Haselhuhn' vorbringt, sind jedem Anfänger im Tscheremissischen geläufige Selbstverständlichkeiten, die aber bei Beurteilung der russischen Lautgestalt nicht ins Gewicht fallen, weshalb sie Vasmer im allgemeinen ruhig unerwähnt lassen konnte (in einzelnen speziellen Fällen erwähnt er diese Dinge doch).

In seiner auf Vasmers Richtigstellungen veröffentlichten Gegenantwort F. U. F. XXVI Anz. S. 19—26 bringt Ravila nur wenig wesentlich Neues.

Gleich zu Anfang ist es immerhin interessant, daß er CASTRÉN, den Begründer der Merja-These, als „russischen Dilettanten“ ansieht.

Betreffs der ganz klaren Etymologie von *Irmiz* ist Ravila jetzt gezwungen, Stellung zu nehmen (ebda S. 19). Er tut dies in seiner Weise, indem er den tscheremissischen Ursprung der ersten Komponente unter Verweis auf Vasmers methodologische Bemerkung, daß türkische Lehnwörter möglichst auszuschalten seien, hervorhebt. Es ist unerfindlich, wie eine so in die Augen springende Etymologie um eines methodischen Prinzipes willen fallen gelassen werden soll, wo doch *Irmiz* wegen seines zweiten Bestandteils unbedingt ein finnisch-ugrischer und kein türkischer Flußname ist.

Die Rabulistik Ravilas zeigt sich weiterhin im hellsten Lichte, wenn er auf Vasmers Einwand, daß er die russische Transkription tscheremissischer Namen als Grundlage für die Beurteilung der Lautverhältnisse bei merjanischen Namen heranzieht, antwortet. Die ganze Kritik Ravilas ist ja auf diesem verkehrten Grundsatz aufgebaut. Ravila stellt sich trotz allem über diese „Deutung“ seiner Absichten „in höchstem Maße überrascht“ und zieht als Ausrede eine gelegentliche Bemerkung von sich selbst heran, in der er tatsächlich (sozusagen in Parantese) auf die Unsicherheit der russischen Transkription verweist. Was hat nun eine solche gelegentliche, rein theoretische Bemerkung schon für einen praktischen Wert, wenn die ganze Kritik Ravilas gerade auf dem von Vasmer monierten Prinzip aufgebaut ist? Aber gerade in der weitgehenden Anwendung einer solchen Spiegelfechtereie liegt ja die verwirrende oder sagen wir noch treffender: vernebelnde Wirkung von Ravilas Polemik. Man muß dauernd bei Vasmer selbst nachschlagen, um nur einigermaßen im klaren darüber zu bleiben, was nun Vasmer in Wirklichkeit gesagt hat und was von Ravila stammt resp. was Ravila in Vasmers Ausführungen hineingelegt hat.

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen (ebda S. 22) unternimmt es Ravila, nun sogar gegen Vasmers methodischen Grundsatz, zusammenhängende Siedlungsgebiete zu behandeln, Sturm zu laufen. Daß sich Ravila hier zunächst die offensichtliche Verdrehung leistet, zu behaupten, Vasmer nehme ohne weiteres (Sperrung von mir) die Wohnsitze der finnisch-ugrischen Völker zum Einteilungsprinzip, sei nur am Rande bemerkt. Ein flüchtiger Blick auf Vasmers Karten genügt, um Ravila zu widerlegen.

Als Grund für seine Bekämpfung von Vasmers selbstverständlichen Forschungsprinzip führt Ravila an, „daß Vasmer oft einen Ortsnamen ähnlicher Gestalt bald aus dieser, bald aus jener finnisch-ugrischen Sprache herleitet“ und so hat sich denn Ravila „zum Vergnügen“ eine lange Liste solcher Parallelen angefertigt, wie er selbst sagt. Er möchte denn auch von Wörtern, die etwa „Busen“, „Schoß“ oder „Peitsche“ bedeutend, Flußnamen herleiten. Warum nicht, jedem die Etymologien, die seinem Geschmack entsprechen. Auch andere Leute hätten an einer solchen Publikation Ravilas ihren Spaß. Im übrigen ist die Behauptung Ravilas, daß Vasmer Ortsnamen ähnlicher Gestalt bald aus dieser, bald aus jener Sprache herleite, eine der grotesken Übertreibungen Ravilas. Nur bei Grenzgebieten kommt dies in den Hunderten von Vasmers Ortsnamen paarmal vor und die jeweilige Herleitung ist dann aus der ganzen Umgebung des Namens wohlbegründet.

Was aber dann (ebda S. 24) Ravila über die „geopolitische“ Lage der Merja auf Grund der geopolitischen Werke von Jordanes, Adam von Bremen und der Ljetopis vorbringt, enthüllt dann Ravilas eigentliche Hintergedanken bei seiner ganzen Polemik.

Er stützt durch willkürliche nicht einmal angedeutete Auslassungen (wie bezeichnet man wohl ein solches Verfahren gegenüber historischen Quellen?) seine Quellen so zurecht, daß sie zu seiner heimlichen Lieblingsthese von der Verwandtschaft der Merjd mit den Mordwinen und Muroma passen. Zwar bekennt Ravila betreffs der Zugehörigkeit der Merja 'Ignoramus', aber aus seiner ganzen Polemik blickt die genannte heimliche Lieblingsthese hervor (vgl. bes. ebda S. 24—25, auch schon die humoristischen mordw. Deutungen S. 23). Warum Ravila seine These nicht offen bekennt? Ganz einfach: dann hätte er ja die ganze Tendenz seiner Polemik selbst verraten und die Beweise für seine mordwinische These selbst beibringen müssen.

Jukagirisch und Uralisch.

Unter diesem Titel hat der schwedische Sprachforscher Björn COLLINDER, der den Lesern dieser Zeitschrift vor allem durch seine lappischen Studien bekannt ist (vgl. VIII 405 und 408, aber auch XVI 86f.), in den Jahresschriften der Universität Uppsala soeben eine vortreffliche Arbeit erscheinen lassen, die den von mir gezogenen Schluß der sprachlichen Verwandtschaft des Jukagirischen mit dem Finnisch-Ugrisch-Samojedischen (Ung. Jahrb. XX 92) nun auch durch die Darlegung weitgehender grammatischer Übereinstimmungen endgültig beweist. Damit ist die uralische Sprachwissenschaft um eine neue Sprache bereichert worden, die nun als ein Glied der schon fast drei Jahrhunderte alten Disziplin hoffentlich mit Erfolg weiter erforscht werden wird.

In der Einleitung wird von den bisherigen Versuchen, die sprachliche Stellung des Jukagirischen zu ermitteln, berichtet, wobei die Arbeit des großen finnischen Gelehrten H. PAASONEN, F. U. F. 7, erwähnt und die methodisch lehrreichen Berichtigungen zu den negativen Bemerkungen im Vorwort der Grammatik von W. JOCHELSON hervorgehoben zu werden verdienen. Darauf wird das hauptsächlich auf den Forschungen des genannten russischen Gelehrten beruhende Material, das wir zum Studium des Jukagirischen besitzen, angeführt und endlich nach allgemeinen Bemerkungen über die Möglichkeit, einen sprachlichen Verwandtschaftsbeweis zu führen, einiges über die im Nordosten Sibiriens lebenden Jukagiren und die Verbreitung ihrer Sprache gesagt. Reicher Material wäre aber wirklich erwünscht, weil die Zahl der Sprecher gering, die Mehrsprachigkeit der Bevölkerung verbreitet, daher gegenwärtig das Tschuktschische als Literatursprache in Aussicht genommen ist und die Gefahr besteht, daß die nach JOCHELSON im Tundragebiet noch vorhandenen kosmogonischen Sagen und andere Volksüberlieferung nicht rechtzeitig gesammelt werden.

Den Hauptteil des Buches nimmt die Vergleichung des Jukagirischen mit dem Uralischen ein. Es ergeben sich weitgehende Übereinstimmungen in der Flexion, deren uralische Elemente in dankenswerter und dem Fachmann sicher willkommener Weise formal und funktionell ausführlich behandelt werden. Die Deklination stimmt besonders gut zum Samojedischen. Es wird die Identität zahlreicher Kasussuffixe gezeigt: Juk. Gen. -n, welche wohl nicht so hypothetisch ist, wie der Verfasser meint (vgl. *čala-gi-n tärikä-gi* 'die Frau seines älteren Bruders' 23, 84 und ähnliches oft); Dat. -(ŋ)in; Lok. 1. -ge, 2. -n (*xon* 'wo': sam Jen. *kune*) und Prolativ -ge-n (sam. -ka-na); Ablat. -t (*xot*: sam Jen. *kudo*) und Komparativ -ge-t(e); Komitativ -ńe (sam. -ńa).

Das gesamte Pronominalsystem, sowohl der Personalia als auch der Demonstrativa und teilweise der übrigen Pronomina, ist identisch, vgl. Ung. Jb. XX, 82, Nr. 68. Beachtenswert scheinen mir die beiden schon in der Einleitung S. 11 aus den Texten ermittelten Beispiele für Possessivsuffixe: 1. Person -m, 2. -t. Auch ich kenne nur diese beiden Fälle, wahrscheinlich sind die Suffixe unter dem Einfluß der Sprachen der tschuktschischen Gruppe sonst verloren gegangen.

Beim Verbum wird auf eine Anzahl möglicher Entsprechungen denominaler und deverbalen Formantien zur Stammbildung aufmerksam gemacht. Der Lautwandel -lde > -mu-, den JOCHELSON annimmt, wird S. 44 mit Recht bestritten, doch findet sich dieses -mu-, das C. nur in dem einen aus der Grammatik zitierten Beispiel getroffen hat, in den Texten häufig: *ńačä-mu-ŋin* 'in das Gesicht' 23, 52, *putil-mu-ŋin* 'in die Mitte' 19, 37, *iri-mu-ŋin* 'in den Bauch' 53, 13, *nugon-mu-ŋin* 'in die Hand' 63, 8, *ńugorä-mu-ŋin* 'in die Seite' 64, 14. In allen diesen Fällen liegt gar kein Possessivsuffix vor, sondern ein -mu- < -mun- wegen des folgenden Nasals, das offenbar mit dem

Wechsel $b \sim m$ (§ 194, Ung. Jb. XX, 73, Nr. 13) zu $-bo(n) \sim -pon$ 'etwas' (S. 128, Grammatik § 69, zu dem Wechsel Tenuis-Media vgl. *puđä, buđiä* 'auf' u. a.) gestellt werden muß; vgl. *läktämä-bon: läktämlä-bodäk* 'irgend eine Speise' 6, 32; 7, 4, *šaxadä-bo-ŋin* 'an den Versammlungsort' 28, 90. Dieses Wort liefert auch die Erklärung des Plurals § 68 $-pe, -pu-$ oder auch $-pe-pu-$, das wie das Iterativsuffix $-nu-nu$ Gramm. § 65 oder das tungusische Adjektivsuffix $-ma$ in *aša-ma-ma* 'sehr gut' redupliziert ist. Die Texte zeigen nämlich, daß $-pe, -pu-$ in Wahrheit gar keine pluralischen Elemente sind, sondern eigentlich wohl nur besagen, daß dem Nomen noch etwas zugehört, woraus sich dann eine pluralische Bedeutung entwickeln konnte¹⁾. Das Wort $-bon$ spielt eine große Rolle in den infiniten Verbalformen, tritt an die demonstrativen Stämme $tu-$ und $ta-$ in *tubon* 'dieser', *tabun* 'jener' und liegt sicher auch in dem interrogativen $nu-mu(n)$ 'welcher' vor, das zum Obigen also genau stimmt.

Im ganzen Zusammenhange ist die Übereinstimmung, daß das Perfektum wie uralische Tempora ursprünglich keine Zeitstufe bezeichnet, beachtenswert. Das gilt auch im Tungusischen, was aber nicht dagegen spricht, da diese Sprache auch sonst viele parallele Züge besitzt, die ich hier leider nicht darlegen kann, aber bald vorzuführen hoffe. Beim Verbum finden sich weitere Übereinstimmungen in den nominalen Endungen $-j$ und $-m$, dem gerundialen $-t$, dem $-k$ des Imperativs und dem im Uralischen bekannten Stamm $e-$ des verbum negativum, das das Jukagirische nur noch in erstarrten Resten, nicht mehr als flektiertes Verbum besitzt.

Ich vermiße bei C. nur eine für das typologische Bild sehr wichtige Tatsache, daß es hier nämlich lokale Präverbia wie im Ugrischen gibt, vgl. Ung. Jb. XX, 77, Nr. 34. Man darf mit Recht annehmen, daß sich diese für das Ugrische und OSam. charakteristische Erscheinung in indogermanischer (oder kaukasischer, wofür die Präverbia des Jenisseischen zu sprechen scheinen) Umgebung, also etwa zwischen Kuban und Ural, entwickelt hat. Andererseits stimmt das eine der bei den Possessivsuffixen erwähnten Beispiele, juk. *numo-gä-t* 'in eurem Hause' in der Stellung der Suffixe zum Finnischen (die Schwankungen des Tscheremissischen und der permischen Sprachen in dieser Hinsicht sind bekannt) und Nordsamojedischen. Zur Syntax möchte ich nur bemerken, daß juk. *lä-* 'sein' mit dem Dativ einer infiniten Verbalform 'wollen' heißt, wie im Mordwinischen und Obugrischen (allerdings auch im Jakutischen, siehe O. BÖTHLINGK: *Wörterbuch* 141b). Eins der vielen Beispiele, die ich gesammelt habe, mag genügen: *mitkälä kudädädin läŋi* 'sie sind (darauf aus), wollen uns töten' 28, 181.

Zum Vergleich des Wortschatzes werden in dem Kapitel „Lexikalisches“ 31 m. E. durchaus plausible Wortgleichungen dargeboten, wenn man auch auf die Wörter für „Mutter“ § 155 höchstens deshalb Gewicht legen wird, weil sie zum Übrigen gut passen. Daß in dem Wort *läl* 'Rauch' der Wert des Vergleichs dadurch beeinträchtigt würde, daß $-l$ die bekannte nominale Endung sein könnte, glaube ich nicht, denn hier liegt derselbe Fall vor wie in *šul* 'Fleisch', dessen Verbindung mit fgr. Wörtern (Ung. Jb. XX 86, Nr. 91) nicht bezweifelt werden kann. Bei Betrachtung der Lautwechsel in den beiden jukagirischen Dialekten kommt C. zu dem Schluß, daß wir auch im Jukagirischen einen Stufenwechsel anerkennen müssen, wenngleich er im ganzen bei weitem nicht so gut erhalten ist wie im Uralischen.

In den Schlußbemerkungen ist bei der Frage nach der Übereinstimmung der Zahlwörter übersehen, daß die beiden jukagirischen Dialekte nicht nur dasselbe Wort für 'sieben', sondern auch für „drei“ (Stamm *ja-*) haben. Bei *mal-* 'beide' 103f. braucht man nicht zuerst an eskimoische Parallelen zu denken, da fgr. *e* näher liege n. J. ЛОН-

¹⁾ Vgl. die Pluralbildung unlebter Nomina mit *my* 'etwas' im Ostjaksamojedischen (Prokof'ev § 30).

MANN weist auf finn. *molemmat* 'beide' hin, näheres über **mol-* steht z. B. bei J. BUDENZ, MUSz 606. Das mag zugleich als Beispiel dafür dienen, daß mehr Wortgleichungen leicht gefunden werden können, wofür C. das noch ungedruckte Material JOCHSELSONS und die handschriftlichen samojedischen Wörterbücher K. DONNERS und T. LEHTISALOS heranzuziehen empfiehlt. Mit Geschick wird S. 105 gezeigt, daß sich der Wert der Wortvergleichen dadurch beträchtlich erhöht, daß ganze Sätze oder Satzteile mit denselben etymologischen Mitteln aus dem Jukagirischen ins Uralische umgesetzt werden können. Zusammenfassend bemerkt Verf., daß „wir es hier also nicht mit einzelnen Anklängen, sondern mit ganzen Systemen von Übereinstimmungen zu tun haben, die . . . weder durch Entlehnung erklärt noch durch einen allgemeinen Hinweis auf die Launen des Zufalls abgetan werden können“.

Eine umfangreiche, den Texten JOCHSELSONS entnommene Probe, die übersetzt und fürs erste Drittel mit einem ausführlichen Kommentar versehen ist, verschafft dem Leser einen unmittelbaren Einblick in die Sprache. Nachträge, in denen noch auf meine Ung. Jb. XX 71 ff. erschienene Arbeit eingegangen werden konnte, und die notwendigen Verzeichnisse der benutzten Literatur usw. bilden den Abschluß des ausgezeichneten Werkes.

K. Bouda.

Ein lappisches Kulturdokument.

Neben der für alle Völker ja gleich brennenden Frage nach ihrem Ursprung beansprucht besonders bei denjenigen Vertretern der finnisch-ugrischen Sprachen- und Völkerfamilie, die sich an der Peripherie des europäischen Kulturblocks kindhaftere Lebensformen bewahrt haben, noch ein anderes Problem ein ebenso allgemeines Interesse, nämlich das des Kontaktes zwischen diesen verschiedenen Kulturstufen. Wie ein spannendes Drama läuft die Auseinandersetzung der so verschiedenartigen und ungleichen Kräfte ab, mit Spiel und Gegenspiel, retardierenden Momenten, Intrigen, Scheinsiegen des von vornherein zum Unterliegen Verurteilten und nicht zuletzt mit „Furcht und Mitleid“ des Zuschauers, der im Hinwelken einer solchen Blüte am Baume der Menschheit ein Stück eigenen Tod, eine Nivellierung und Verarmung erleben muß.

Besonders eindringlich stellt sich uns das Schicksal der Lappen vor Augen, die, am Rande der bewohnbaren Welt lebend, schonungslos dem Ansturm der Naturgewalten preisgegeben, in ständiger Anpassung an die nirgends wieder so begegnenden Lebensgewohnheiten der Rentiere in schlichtem Heldentum einen äußersten Vorposten menschlicher Zähigkeit, Findigkeit, Wachsamkeit und Arbeitsfreudigkeit schon seit Jahrtausenden halten. Gewiß sind sie in Vielem hinter anderen, unter ähnlichen Bedingungen lebenden Völkern zurückgeblieben — man denke nur an ihre unpraktischen Karawanen und die durch sie vorausgesetzte mühselige „Zähmung“ der Zugtiere —, aber um so mehr Bewunderung nötigt dem Betrachter die Geschicklichkeit ab, mit der sie innerhalb der ihnen nun einmal gesteckten Grenzen die Mittel zur Erhaltung, Förderung und sogar zur Verschönerung ihres Lebens beherrschen gelernt haben. Ein Versuch, das primitive Rauchloch des Lappenzeltes oder der „Kote“, das trotz der in gewissen Gegenden darübergeschobenen Bretter Regen und Schnee eindringen ließ, durch einen modernen Rauchfang zu ersetzen, scheiterte kläglich, da man die günstigen Zugverhältnisse der lappischen Konstruktion nicht zu erreichen vermochte, so daß nun erst recht der Rauch den Zeltbewohnern die Tränen in die Augen trieb. Auch in der Herstellung der Skier haben die Lappen es zu großer Meisterschaft gebracht und dabei — das ist bezeichnend — sehr schöne, elegante Formen entwickelt; dieselben Lappen sind aber andererseits über die Verwendung eines Skistabes nicht

hinausgekommen: der zweite kam erst in neuester Zeit in Aufnahme. Zeugnisse für den Schönheitssinn dieses halben Naturvolkes endlich trifft man auf Schritt und Tritt in ihrer gesamten materiellen Kultur. Es gibt kaum ein Gerät des täglichen Gebrauchs, das nicht mit einer teilweise durchaus originellen Ornamentik geziert wäre, und ein gewisses Talent zum Abzeichnen besonders von Rentieren (wenn auch meist in stereotypen Formen) besitzt fast jeder Lappe.

Diese Mischung von einander widersprechenden Zügen im Charakter des Lappen haben, wie es scheint, das Schicksal des Volkes nicht unerheblich mitbestimmt: der mangelnde Sinn für das Beharren bei etwas Erreichtem schafft zusammen mit der zähen Ausdauer in der Überwindung immer neuer und doch immer derselben Schwierigkeiten die Voraussetzungen für ein dauerndes Nomadentum, das der Lappe erfahrungsgemäß nicht aufgeben kann, ohne dabei einen wesentlichen Teil seiner Eigenart einzubüßen; die scharfe Beobachtungsgabe im Bereich der Sinnenwelt und die Findigkeit gegenüber den Problemen, die ihm die ständig wechselnde Umgebung aufgibt, andererseits die Unrast, der Mangel an methodischem Vorgehen und die Unfähigkeit, von der bloßen Selbstbehauptung gegenüber der Natur zu ihrer Bezwingung — und sei es auch nur in der Form eines geistigen Anspruches — fortzuschreiten, lassen den Lappen beim Zusammenstoß mit anderen Völkern fast immer unterliegen und erzeugen leicht in ihm jenes Mißtrauen und Ressentiment gegenüber den reicheren und glücklicheren Nachbarn, das ihm den versöhnenden Ausgleich mit ihnen noch mehr erschwert und als typisches Kennzeichen der Restvölker bekannt ist.

Solcherlei pessimistische Betrachtungen drängen sich dem Beobachter insonderheit dort auf, wo er den Lappen schon mitten in der Auseinandersetzung mit der Kultur und Zivilisation höher entwickelter Nachbarn antrifft, also entweder in Västerbotten in Schweden; und es handelt sich dabei nicht etwa um eine zweite Indianerromantik weltschmerzlicher „Kulturmenschen“, sondern intelligente Lappen sind sich des Ernstes dieser Lage bezüglich ihres Volkes vollauf bewußt, was auch kürzlich E. LAGERCRANTZ, dessen Zeugnis wegen seines intimen persönlichen Kontaktes mit Lappen aus allen Gegenden hier besonders wertvoll ist, in seinem Lappischen Wortschatz S. 1189 hervorgehoben hat. Als im letzten Frühjahr der Landeshauptmann von Västerbotten unter den Lappen seines Distrikts für ihre Beihilfe zur Gründung eines Freiluftmuseums werben ließ, war es mir interessant zu sehen, wie die Leute darauf reagierten. Die jüngste erwachsene Generation stand der Frage ganz verständnislos gegenüber, weil sie ihr zu fern lag; die etwas Älteren verhielten sich sogar meist ablehnend, weil sie mit der ganzen Lappenangelegenheit nichts mehr zu tun haben wollten; unter denen, die schon nicht mehr voll arbeitskräftig waren, gab es manche, die wollten kein Geld dafür opfern: was habe es schon für einen Zweck, gebrauchte Gegenstände im Museum aufzuhängen oder auf eigene Kosten neue zu machen, die doch nicht gebraucht würden? Nur unter den Ältesten brachten ein paar Verständnis für den Plan auf, meinten allerdings, in ihrer Gegend sei alles schon zu sehr abgesucht, und die Fähigkeit zur alten lappischen Handarbeit fast erloschen. Der Bruch liegt hier offenbar zwischen der zweiten und der dritten Gruppe: die Jugend tut schon so, als ob Schwedisch und Lappisch gar nicht mehr im Gegensatz zueinander stände; die folgende Generation steht noch mitten im Kampf und will fort von ihrem lappischen Ursprung, weil der ihnen im Wettbewerb mit den Schweden hinderlich ist; die dritte Generation sind noch Lappen und prüfen ganz nüchtern, ob es sich lohnt, sich auf dem verlorenen Posten wenigstens noch einen kleinen Verdienst zu sichern; nur die Alten sehen schon über das eigene Leben hinaus und möchten ein wenig retten von der Welt, in der sie ihre Tage verbracht haben und die ihnen teuer ist. Auch von anderen Zusammenhängen her ließ sich solcher Einschnitt an ungefähr derselben

Stelle erkennen, an der sich die Generationen durch eine ganze Barriere von gegensätzlichen Anschauungen voneinander trennten. Die Folge dieser Orientierung für den einzelnen Menschen läßt sich — wenn auch gewiß mit einiger Verallgemeinerung — etwa dahingehend fixieren, daß er sich als Angehöriger eines unterlegenen Volkes entweder verachtet oder zum Untergang verurteilt fühlt. Diese Einstellung trifft man auch immer wieder, wenn man Auskünfte über die Sprache haben oder etwas von den lappischen Märchen oder auch alltägliche Dinge erzählt haben will: man zuckt die Achseln über so viel unnütz verschwendete Mühe oder man gibt Auskunft in dem Bewußtsein, daß das hier übermittelte Wissen nur auf diesem künstlichen Wege der Vernichtung entzogen werden könne. Die wenigen Lappen, die das Wort zur Sache genommen haben, stimmen denn ja auch in der Haltung des resigniert auf endgültig verlorene Rechte Hinweisenden überein. Man vergleiche etwa J. TURIS Schilderung in seinem Buch *Muittalus samid bira* S. 42f., deren Gefühlslage verdichtet in dem Satz zum Ausdruck kommt: „Jetzt glaube ich wohl, daß der Staat einsieht, daß der Lappe wie ein unechtes Kind übervorteilt worden ist“ (a. a. O. S. 43). Als wirtschaftliches Rechenexempel nimmt das Problem der ehemaligen Nomadenschullehrer Ata Pirak, wenn er, ein guter Menschenkenner, mit gutmütiger Ironie feststellt: „... , dann finde ich, daß eine (Rentier) Herde wenig zum Leben abwirft. Gäbe eine Herde viel Ertrag, hätten nicht arme Lappen unter die Schweden gehen müssen, sondern sie (sc. die Herde) würde statt dessen Menschen fremder Rasse dazu verlocken, sich mit den Lappen zu vermischen und Lappen zu werden. Denn es ist immer so: wo es reichlich zu essen gibt, dort sammelt man sich“¹⁾.

Die vorstehenden skizzenhaften Ausführungen sollen den Rahmen abgeben für die kurze Würdigung eines Werkes, das diese Zeilen der Aufmerksamkeit aller an den Lappen Interessierter empfehlen möchten. Es ist dies das Buch des Lappen Nils Nilsson SKUM, das der außerordentlich rührige Lappenforscher Ernst MANKER (Stockholm) herausgegeben hat unter dem Titel *Same Sita — Lappbyn* (= Nordiska Museet, Acta Lapponica II, Bokförlags Aktiebolaget Thule, Stockholm 1938). Skum lebt heute als fast 70jähriger Rentierbesitzer in Schweden in Norrkaitem am Fuße des Kebnekaise. Sein Vater, gebürtig aus Koutokeino in Norwegen, war zu Anfang der 70er Jahre aus Karesuando mit dem Strom der damals aus Norwegen einwandernden Lappen in diese Gegend gekommen und hatte sich unter den schwedischen Lappen angesiedelt. Das Ganznomadentum war damals noch die ausschließliche Lebensform der Lappen, so daß der Sohn Nils von selbst in alle Geheimnisse des Rentierzüchters hineinwachsen konnte. Jedoch zeigte schon damals die Behandlung der Rentiere im nördlichen Schweden nicht mehr jene Unveränderlichkeit der Technik, die für alle unmittelbar in der Natur wurzelnden menschlichen Betätigungen charakteristisch ist. Schon seit der Mitte des Jahrhunderts hatten nämlich die ungleichmäßigen Weideverhältnisse in Norwegen, Schweden und Finnland zu ernststen Mißhelligkeiten geführt, indem die Herden und ihre Besitzer ohne Rücksicht auf die politischen Grenzen den besten Nahrungsmöglichkeiten nachgingen und so die guten Weiden des betreffenden Landes in kurzer Zeit abgegrast und zerstampft waren. Deshalb schufen die drei Staaten allmählich eine verwickelte Gesetzgebung, die das Überschreiten ihrer Grenzen nur unter gewissen Bedingungen und zu gewissen Zeiten gestattete. Das damals noch russische Finnland begann und schädigte damit besonders die norwegischen Lappen aufs schwerste. Diese suchten zum Teil durch Übergehen auf die schwedische Seite einen

¹⁾ *Jáhltte saamee viessoom* (Skrifter utgivna av K. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Uppsala 31: 2), Uppsala 1937; zitiert nach H. GRUNDSTRÖMS Übersetzung („en nomad och hans liv“, erschienen in derselben Serie als Nr. 28: 3 1933), S. 209.

Ausgleich, wanderten jedoch im allgemeinen nicht weiter, als es die Weideverhältnisse erforderten. Die schwedischen Lappen wiederum gaben vielfach dem Druck nach und wanderten ebenfalls nach Süden ab, so daß eine erhebliche Mischung der einzelnen lappischen Geschlechter sowie der Sitten und der Lebensweise eintrat. Von besonderer Bedeutung war hierbei das Zusammentreffen der für die beiden Gruppen jeweils charakteristischen Formen der Rentierzucht, d. h. des „intensiven“ schwedisch-lappischen und des „extensiven“ norwegisch-lappischen Verfahrens. Der Hauptunterschied besteht darin, daß bei jenem die Herde in kleinen Abteilungen das ganze Jahr hindurch genau überwacht wird, was für den Besitzer dauerndes Umherziehen und den Verzicht auf jegliche feste Behausung bedeutet, während bei diesem die Herden im Frühling und Sommer zu größeren Kontingenten zusammengefaßt und nur an den Rändern bewacht werden, damit sie sich nicht verlieren, und nur im Winter, wenn die Tiere durch den Hunger oder den Drang des Gebärens weit auseinandergetrieben werden, eine ständige Wachmannschaft für genaue Beaufsichtigung sorgt; die übrigen Mitglieder der Weidgemeinschaft leben nur noch zeitweilig im Zelt, überwiegend in festen, zu Lagern oder einer Art weit auseinandergezogenen Dörfern zusammengeschlossenen Wohnstätten. Dieser Unterschied ist durch die natürlichen Gegebenheiten bedingt: in Norwegen und dem angrenzenden Teil Schwedens ist die Weide besser als im übrigen Schwedisch-Lappland, und die Besiedlung ist dort zudem dünner als hier; infolge dessen brauchen die Rentiere in Norwegen weniger Platz für die Nahrungssuche und zerstreuen sich deshalb ganz von selbst nicht so stark wie in den kärgeren, oft durch Siedlerhöfe oder Staatsdomänen zerrissenen schwedischen Weidegründen. Als sich nun die sozusagen robustere, großzügigere, aber auch oberflächlichere norwegische Zuchtweise auch in Schweden immer mehr durchzusetzen begann, ohne daß die entsprechenden Bedingungen dafür vorhanden waren, nahmen zwar die Herden zunächst zahlenmäßig zu; aber dieser Entwicklung setzten die Weideverhältnisse sehr bald eine natürliche Grenze. Was jedoch viel einschneidender war: die bequemere und verhältnismäßig schnell um sich greifende norwegische Zuchtform reicht hier nicht aus; der einzelne Rentierbesitzer verlor den intimen Kontakt mit seiner Herde, den seine Vorfahren gehabt hatten, er konnte nicht mehr mit so sicherem Eingriff die natürliche Zuchtwahl unterstützen und dadurch die Rasse seiner Tiere auf der Höhe erhalten; er war nicht mehr so völlig eingeweiht in alle Lebensgewohnheiten des Rentieres, verstand nicht mehr alle seine instinktiven Regungen und Handlungen und hatte viele der alten Erfahrungen und Hilfsmittel vergessen, mit denen man früher der harten Natur den Erfolg hatte abtrotzen können. So bedeutete der Sieg des extensiven Verfahrens, das auf dem Gebiet, wo es heimisch war, die Rentierzucht wesentlich lohnender gestaltete als in Schweden, für das neu gewonnene Gebiet in der Tat einen Rückgang, an dem auch die größere Betriebsamkeit der norwegischen Lappen nichts hat ändern können. Man hört denn auch immer wieder von schwedischen Lappen die Ansicht äußern, daß der Niedergang — abgesehen von der Einengung durch die schwedischen Siedler — mit dem Einbruch der Karesuandolappen begonnen habe. Skums Vater war, wie gesagt, Karesuandolappe und wurde mit dem Strom der aus Norwegen zuwandernden Stammesgenossen in das Kirchspiel Gällivare fortgespült. Er brachte gewiß schon Elemente der neuen Zuchtweise mit, die aber — zumal in der neuen Umgebung — die dort bodenständige nur modifizieren, nicht verdrängen konnten. Jedenfalls hatte der junge Nils frühzeitig Gelegenheit, der Verschiedenheit der beiden Zuchtformen inne zu werden und darüber Beobachtungen anzustellen, wodurch sich sein Blick für Vorteile und Nachteile beider sowie überhaupt für das Wesentliche der ganzen Lebensweise geschärft haben mag.

Hinzu kam nun aber eine für lappische Verhältnisse ungewöhnliche zeichnerische Begabung. Im Vorwort zu Same Sita (d. h. „die lappische Weidgemeinschaft“) er-

zählt der Herausgeber Manker anschaulich, wie ein englischer Tourist zufällig das Talent des jungen Lappen entdeckte und ihn in seiner Heimat ausbilden lassen wollte. Da indessen der Vater seine Einwilligung verweigerte, mußte sich der Mäzen damit begnügen, seinem Schützling eine Kiste mit Malsachen zu schicken. Nun ging Nils mit Feuereifer an die Arbeit — gewiß ein schwieriges Unternehmen, ohne jegliche fachmännische Anleitung und mit unzureichendem Handwerkszeug; gar oft mußte ein Brett oder die Schnittfläche eines zersägten Baumes das fehlende Papier ersetzen. Skum hat neben seinem Beruf des Rentiernomaden das Zeichnen und Malen fleißig weiter betrieben und verschiedentlich die Aufmerksamkeit einsichtsvoller Fremder erweckt, so daß er bald in den an derlei Dingen interessierten Kreisen einen gewissen Namen hatte. Die breitere Öffentlichkeit erhielt zum erstenmal Kenntnis von seinem Talent, als er die Umschlagzeichnung zu Johan Turis *Muittalus samid biva* anfertigte. Aber dies Hervortreten hatte für seine Laufbahn als Künstler weiter keine Folgen. Erst als Ernst Manker, selbst fachliches Können und künstlerische Begabung in glücklicher Mischung vereinend, den unschätzbaren Wert dieses wildwuchernden Talentes für Volkskunde und Kunstgeschichte erkannte und Skum dazu ermunterte, in einem Zyklus von Zeichnungen und Bildern das Leben des Rentiernomaden im Kreislauf des Jahres zu schildern, schlug Skums große Stunde. Mit mehr als 65 Jahren machte er sich ans Werk und hatte in kurzer Zeit in seinem dunklen Lappenzelt in weit über hundert Zeichnungen nach dem Gedächtnis das reiche Anschauungsmaterial seines langen Lebens so naturgetreu und gleichzeitig künstlerisch eindrucksvoll festgehalten, daß Manker nur das Beste auszuwählen und zusammenzustellen brauchte, um ein Denkmal lappischen Lebens, lappischer Kunst und lappischen Menschentums zu gewinnen, wie es heute bis auf vereinzelte Reste längst der Geschichte angehört.

Bezeichnend für die ungleiche Mischung von Urwüchsigkeit und absichtsvoller Reflexion, die in Skum wirksam ist, erscheint uns der Umstand, daß er weder in den Bildern noch in den dazu verfaßten kurzen lappischen Erläuterungen irgendwo den ihm durch die Sache selbst vorgeschriebenen Rahmen überschreitet, obwohl er das ganze Werk, wie er in seinem eigenen Vorwort ausspricht, in durchaus lehrhafter Absicht in Angriff genommen hat. Er gehörte zu Beginn dieser Arbeit — um auf die obigen Ausführungen zurückzukommen — bereits zu den Alten, und er war sich — auch ohne Mankers vorsichtige Unterstreichung dieses Gesichtspunktes — vollkommen darüber klar, daß vom Gelingen seiner Arbeit die Bergung eines sonst für alle Zeit verlorenen Erfahrungs- und Erkenntnissschatzes abhing. Und doch wird er nirgends lehrhaft; er läßt die Tatsachen selbst sprechen und begnügt sich damit, sie durch den Text ein wenig zu deuten und in Zusammenhang zu bringen. Das Künstlerische ist also für Skum selbst nur Beiwerk, und es ist ein schönes Zeugnis für seine Begabung, daß dieses Beiwerk für uns Außenstehende dem Buch das besondere Gepräge gibt. Auch hier treffen wir wieder auf jene eigenartige Mischung von Hingegenheit an die zu gestaltende Wirklichkeit und von halb unbewußtem Gestaltungswillen des Individuums, das sie ordnet: mit dem scharfen Blick des Naturmenschen für das Wesentliche wählt Skum die bezeichnendsten und eindrucksvollsten Situationen des Nomadenlebens aus und stellt alles so naturgetreu dar, daß er darüber gelegentlich zum Impressionisten wird; wenn man die Rentierherde in der Ferne nur als eine gestrichelte Linie sieht, gibt er sie auch so wieder. Diese scheinbare Abweichung von der Gegenständlichkeit ist in Wirklichkeit das getreue Festhalten an dem Erinnerungsbild, das Skum auf dem Zeichenblock festhalten will. Seine Selbständigkeit gegenüber dem Stoff zeigt sich auch in der Raumaufteilung. Für einen einfachen, sachbegeisterten, darstellungsfreudigen Menschen hätte es doch nahe gelegen, auf jedem Bild so viel wie möglich zu „erzählen“, den Raum gründlich „auszunutzen“; Skum dagegen

bietet nicht selten Stücke, auf denen nichts zu sehen ist als ein paar Bäume oder einige Tiere, und zwar nicht etwa in der Mitte, sondern irgendwo am Rande; über dem Ganzen aber schwebt die Eigenart der lappischen Landschaft, die jeder sofort wieder erkennt, der einmal ihren eigenartigen Zauber empfunden hat. Das für uns Interessanteste bleibt jedoch, wie hier einer aus der Mitte des lappischen Volkes selbst den ewig gleichen und doch unablässig wechselnden Stoff des Nomadenlebens gestaltet. Mag auch der Forscher selbst die intimsten Einzelheiten dieser Lebensform in geduldiger Kleinarbeit zu erfassen suchen — das Lebensgefühl, das dies alles zu einer lebendigen Einheit zusammenfaßt, und die Eigenart des lappischen Denkens, das sich mit dieser problemerefüllten Wirklichkeit irgendwie auseinanderzusetzen hat, konnte doch nur ein Lappe so überzeugend zum Ausdruck bringen. Skum ist es vielleicht zum erstenmal in der lappischen Geschichte gelungen, gleichzeitig fest in seinem Volk verwurzelt zu bleiben und doch den klaren Blick des von außen her Betrachtenden für die dem Lappentum drohenden Gefahren zu erwerben; er steht an einer bedeutsamen Grenzscheide zwischen Vergangenheit und Zukunft und zeigt seinem Volk einen Weg, wie es seinen Platz in der Welt behaupten kann. Denn das ist das menschlich Erfreuliche an dem Buch, daß Skum bei aller Klarsichtigkeit den Mut zum Optimismus hat. Jedes seiner Worte und Bilder zeigt, wie schwer das Leben des Lappen ist, aber es verkündet auch die Überzeugung, die Skum auf dem Lappenreichstag in Arjeplog mehrfach geäußert hat, daß die Rentierzucht, richtig betrieben, ein gutes Auskommen gewährt und das sicherste Mittel ist, die Existenz des lappischen Volkes zu schützen. Aus solchen leider noch recht seltenen Stimmen spricht ein gesunder Selbstbehauptungstrieb und die klare Erkenntnis, daß Anpassung an die europäischen Lebensformen hier nur in beschränktem Maße möglich ist, daß es mit anderen Worten für diese letzten Repräsentanten einer sonst in Europa längst überwundenen Kulturstufe nur den einen Weg gibt, entschlossen an den alten Überlieferungen festzuhalten.

Man hat denn auch in Schweden Skums Appell nicht ungehört verklingen lassen. Zwar leidet die dortige Kulturpolitik gegenüber den Lappen an einer gewissen Zwispältigkeit, die in der Sache selbst begründet liegt, insofern man einmal das Alte erhalten, daneben aber die Lappen an den Segnungen des modernen Bildungs- und Wissensvangeliums teilnehmen lassen möchte; aber im ganzen hat sich doch seit der aufklärenden Wirksamkeit Prof. WIKLUNDS die Erkenntnis durchgesetzt, daß es nicht nur romantischer, sondern auch für alle Teile besser ist, wenn die Lappen bleiben, was sie waren. So hat der Inspektor der Nomadenschulen Skums Buch sogleich bei seinem Erscheinen für sämtliche Klassen (etwa 20) angekauft, um es dem Unterricht in Nomadenkunde zugrunde zu legen. Dieses Entgegenkommen ist zweifellos von erheblich größerem Wert für die Erhaltung des Lappentums als Wiklunds jetzt wieder aufgebener Versuch, den Nomadenschulkindern dadurch wieder Geschmack am mehr und mehr abkommenden Lappenzelt beizubringen, daß sie dort in Rauch und Dunkelheit ihren spärlichen Unterricht über sich ergehen lassen mußten, was natürlich besonders unerträglich wurde, wenn die Kinder das Wohnen in festen Häusern schon gewöhnt waren. Dies Thema war einer der lebhaftesten Streitpunkte des vorerwähnten Lappenreichstages 1937, und die Lappen betrachteten jeden Versuch zur Verteidigung des Zeltes als eine ungerechte Benachteiligung gegenüber den Schweden — das beste Zeichen dafür, wie völlig in ihnen der lebendige Zusammenhang zwischen ihrer Lebensform und der alten Wohnweise erloschen war: macht sich jetzt einmal ausnahmsweise die ganze Wohngemeinschaft mit Sack und Pack auf die Wanderung, benutzt man eben ein Lastauto, die Eisenbahn oder ein Motorboot, und damit fallen die früher ausschlaggebenden Rücksichten auf leichte Transportier-

barkeit fort, die zur Entwicklung des Zeltens geführt hatten. Zwar besteht auch jetzt für die Gebirgslappen die Nomadenschule weiter, aber sie ist in ein festes Holzhaus verlegt, möglichst so, daß die Kinder es auf Skiern schnell erreichen können, und so verläuft der Unterricht, dessen jährliche Dauer von der Anzahl der beteiligten Kinder abhängt, gewiß bedeutend ruhiger als in den künstlich konservierten Zelten oder gar noch früher, wo er umschichtig bei den Eltern in dem gemeinsamen Wohnraum abgehalten wurde. Wo es sich jedoch einrichten läßt, besuchen heute die lappischen Kinder zusammen mit den schwedischen die Volksschule, die weiter entfernt Wohnenden werden am Ort eingemietet. Wie man sieht, erfüllt Skums Buch auch in diesem Zusammenhang eine dringende Aufgabe: wenn schon die Lappenkinder nicht in ihrer Muttersprache unterrichtet werden, wie es doch bei dem auch den Schweden vorschwebenden Ziel der Erhaltung des Lappentums und der Erreichung eines möglichst hohen Bildungsniveaus das Natürlichste wäre, so muß es doch für die Kinder eine Freude und eine wohltuende Stärkung des schwankenden Selbstgefühls bedeuten, wenn ihnen wenigstens der ihr ureigenstes Lebensgebiet umfassende Stoff in ihrer eigenen Sprache dargeboten wird.

Zum Schluß noch ein paar Worte über das Buch selbst. Es besteht, wie schon, bemerkt, aus einem Zyklus von über 100 Schwarzweißzeichnungen und Farbendruckten, denen der Herausgeber kurze erläuternde Unterschriften auf Schwedisch beigegeben hat, und jeweils auf der linken Seite ist Skums lappischer Text mit schwedischer Übersetzung abgedruckt, die von dem Lappen fil. mag. Israel Ruong angefertigt ist; derselbe hat auch Skums Aufzeichnungen nach der von Konrad Nielsen für das Norwegischlappische ausgearbeiteten Orthographie umgeschrieben. Dieser redaktionelle Eingriff, so nötig er gewesen sein mag, macht leider eine genauere Analyse des von Skum gesprochenen Dialekts unmöglich, was um so bedauerlicher ist, als die Abweichungen von den durch Nielsen kodifizierten Hauptdialekten auf ein interessantes Übergangsidiom schließen lassen. So deutet z. B. auf den Koutokeinodialekt¹⁾ das *t* statt *k* im Nom. Plur.; die Endung *-id* des Gen. Plur.; das Gerund. II auf *-me*; die Infinitivendung *-hit* statt *-tit* u. a. m. Dagegen weist mehr nach Schweden (auf das Torniolappische?) z. B. der III. Plur. auf *-je* bei zweisilbigen Stämmen; der Iness.-Elat. Sing. der zweisilbigen Stämme auf *-n*, dem im Plur. *-is* entspricht, während die Dreisilbigen in den entsprechenden Kasus auf *-is* bzw. *-iis* ausgehen; Komit. Plur. auf *-iguin* statt auf *-igun* in Kautokeino; die Infinitivendung *-dit* statt und neben *-dit* u. a. m. Auch der Wortschatz zeigt Abweichungen vom Norwegischlappischen; vgl. etwa *ow'dasakka* „Vorwort“, *væinedit* „(Rentiere) weiden“, *væid'no* „Rentierhütung“, *æuonodit muot'taga* „eine Eiskruste bekommen (obenauf getauter Schnee)“ usw.

Nach Mankers und Skums Vorwort setzt der Zyklus mit dem Spätwinter ein. Das Futter ist in dieser Jahreszeit besonders knapp; die Herde muß richtig geteilt werden, damit die Tiere nicht auf eigene Faust nach Nahrung suchen und sich über die gefrorene Schneedecke zerstreuen: dann ist es schwer, sie wieder zu sammeln. Nachdem gegen ein paar frisch geschlachtete Rentiere im Marktflücken einige Waren eingetauscht sind, kann die Westwanderung ins Gebirge beginnen. Die Herdenwächter haben viele Merkmale, an denen sie den Willen der Tiere erkennen können: wann sie ausruhen, welche Richtung sie einschlagen wollen; aber oft muß er ihnen auch seine bessere Einsicht aufzwingen oder -listen, und da gilt es, jede Art besonders zu behandeln: die kastrierten und gezähmten Ochsen anders als die Stiere, die trächtigen Kühe anders als die Kälber. Und jede Jahreszeit stellt ihre besonderen Aufgaben: der Frühling lockt die Tiere unwiderstehlich in die Berge zu dem neuen zarten Gras,

¹⁾ Vgl. K. NIELSEN, *Laerebok i Lappisk* I J 57 u. 152.

so daß die Wächter kaum folgen können; in der Kalbzeit gehen die Kühe ihre eigenen Wege und verlieren sich oft spurlos mit den Kälbern; im Sommer kommt dann die Sorge um die Kälber und die Mücken- und Bremsenplage, die die Tiere auf die höchsten Schneegipfel treibt; da können sie abstürzen, von Geröll erschlagen werden, ertrinken auf der Flucht vor den Mücken. Zum Melken und Anbringen der Ohrenmarken treibt man die Herde in eine Art Einfriedigung und muß jedes mit dem Lasso einfangen. Aber der kurze Sommer ist bald vorbei, zurück geht die Wanderung ins Waldland, es kommt die Schlacht- und dann die Brunstzeit, und wieder hüllt der Winter alles in seine weiße Decke. Kälte, Nahrungsmittel und Raubtiere halten auch hier den Lappen ständig in Atem. — So schließt sich der Kreis und hinterläßt in uns ein unvergleichlich lebendiges Bild vom Daseinskampf eines Volkes, in dessen Geschichte das Beharren Leben, die Entwicklung aber nur zu leicht Untergang bedeutet, und das daher ein wahrhaft einmaliges Objekt wissenschaftlicher Beobachtung darstellt.

(Berlin.)

W. Schlachter.

Der deutsche Kultureinfluß im nahen Südosten ¹⁾.

Wenn auch die Forschung, die deutsche wie die südosteuropäische, seit langem und in großem Ausmaße sich dem Problem des deutschen Kultureinflusses im nahen südosteuropäischen Raum zugewandt hat, so war das erarbeitete Material doch sehr verstreut und es konnte unter diesen Umständen auch nicht ausbleiben, daß in manchem die kritische Sichtung fehlte. Die vorliegende Arbeit bringt nun diese schon lange als notwendig erachtete kritische Gesamtdarstellung dieses Fragenkomplexes, dessen zeitlicher wie räumlicher und stofflicher Umfang eine ungeheure Arbeitsleistung voraussetzt. Denn die Ausstrahlungen der deutschen Kultur in diesen Raum seit der Zeit, in der erstmalig von einer speziellen deutschen Kultur gesprochen werden kann, sind seither ununterbrochen vorhanden gewesen. Was die räumliche Begrenzung angeht, so liegt der Schwerpunkt der Darstellung zwar auf Ungarn, doch ist weitgehend der Ungarn umgebende Raum, insbesondere Rumänien und für die spätere Zeit auch die serbischen und kroatischen Gebiete mit berücksichtigt. Und schließlich hat der Verf. dem Begriff einen sehr weiten Rahmen gegeben, der auch die zivilisatorischen Güter wie etwa Hygiene oder Dinge des Geschmacks wie Hausrat und Mode miteinbezieht. Weiterhin macht es die Beweisführung mancher Behauptungen notwendig, rein philologische Wirtschaftsgeschichte zu treiben. Soll das Bild der deutschen Kultureinflüsse einigermaßen plastisch und abgerundet sein, so darf selbstverständlich der etwa vorhandene Einfluß anderer Kulturzentren nicht unberücksichtigt bleiben; vergleichende Untersuchungen sind zudem sehr aufschlußreich für den Intensitätsgrad des deutschen Einflusses. Auch daran hat Verf. gedacht und ausführlich dazu Stellung genommen.

Der vorliegende Band gliedert sich in drei Abschnitte, die nach historischen Gesichtspunkten gewählt wurden: Mittelalter einschließlich Humanismus und Renaissance, Reformation und Gegenreformation und schließlich Fürstlicher Absolutismus und Aufklärung (bis etwa zum ersten Viertel des 19. Jahrhunderts). Entsprechend der allgemein europäischen Kulturentwicklung zeigen sich die ersten Einflüsse auf dem Gebiet des Kirchenwesens, also der Theologie und der kirchlichen Baukunst. Aber auch schon im Profanen: wenn der Staat als solcher als Ausdruck der Kultur

¹⁾ Fritz VALJAVEC: *Der Deutsche Kultureinfluß im nahen Südosten*. Unter besonderer Berücksichtigung Ungarns. I. Band. München 1940. Verlag Max Schick. Veröffentlichungen des Südostinstituts München Nr. 21, XV, 456 S. 8⁰.

bezeichnet werden kann, so sind auch hier Einflüsse vorhanden. Man denke nur an die Staatsgründung Stefans d. Hl. — Schon früh beginnt neben direkten Kultur- ausstrahlungen der deutsche Kulturboden eine Vermittlertätigkeit für Frankreich und Italien zu übernehmen. Es handelt sich hierbei um die cluniazensische Reform und die über Italien hinausgehenden Bestrebungen des Franziskanerordens.

Sozusagen eine völkische und soziale Verfestigung erhielten die deutschen Kultureinflüsse durch die deutschen Siedlungen und die sich früh entwickelnde deutsche Stadtkultur im Bereiche des nahen Südostens. Dem entspricht dann in der Neu- und Neuesten Zeit die Verbindung all jener Landschaften des nahen Südostens, die die Staatsgemeinschaft des Habsburgerreiches darstellt. Für die einzelnen Epochen ist dabei übrigens bezeichnend, daß, sich vielfach ablösend, manchmal aber auch gleichzeitig, die verschiedensten deutschen „Kulturlandschaften“ die kulturellen Ausstrahlungs-herde sind. So im Humanismus Böhmen, dann wieder die Ostmark, diese vor allem als Vermittler der italienischen Renaissance. Aber auch Schlesien und selbst Westdeutschland (Aachen) haben Verbindungen nach dem Südosten geknüpft. Für das Zeitalter der Reformation waren dann Mittel- und Norddeutschland die Zentren der größten kulturellen Ausstrahlung. So sinkt z. B. in jener Zeit die ungarische Besucherzahl der Wiener Universität jäh ab, während Wittenberg eine große Zuwanderung ungarischer Studenten erfährt. Dieses Zeitalter ist aber gleichzeitig auch die Hochblüte des osmanischen Reiches im südosteuropäischen Raum. Dennoch ist der Rückgang des deutschen Kultureinflusses verhältnismäßig gering, was besonders das Beispiel Siebenbürgens zeigt. Freilich zeigen sich hier sehr große landschaftliche Unterschiede, auf die Verf. dann auch im einzelnen eingeht (Theißgegend, Westkarpathengebiet, Transdanubien). Hierbei findet dann auch der deutsche Einfluß in den rumänischen Fürstentümern eine besondere Berücksichtigung und wird mit dem romanischen, ungarischen und polnischen verglichen.

Den stärksten und nachhaltigsten Einfluß deutscher Kultur erfährt der nahe Südosten mit der Verdrängung der Türken und der damit sich ergebenden größten räumlichen Machtentfaltung des Habsburgerreiches. Es ist das Zeitalter des Absolutismus und gleichzeitig der großen deutschen Ostkolonisation. Auf der anderen Seite schafft das Ideengut der Aufklärung jene Situation, die die Gebildeten der südosteuropäischen Völker jedweder kulturellen Bereicherung, mag sie kommen, woher sie will, aufgeschlossen macht; das wird sehr gut u. a. an dem Beispiel des ungarischen Dichters Franz Kazinczy gezeigt. Es kommt jene Zeit, in der deutsch sozusagen die zweite Landessprache wird, in der die persönlichen geistigen Beziehungen auch zahlenmäßig ein Höchstmaß erreichen. Kein Kulturgebiet gibt es, das nicht in dieser Epoche seine umfassendste Ausstrahlung nach dem Südosten gefunden hätte. Ebenso verhält es sich mit der räumlichen Ausdehnung. Diese Bewegung hält an bis in die Romantik, doch zeigen sich alsdann bald die ersten Rückschläge, die eine natürliche Folgereseinung des aufkommenden Nationalismus sein dürften.

Es ist selbstverständlich, daß bei einer erstmals durchgeführten Zusammenfassung eines derartigen Stoffes, der oft ins Uferlose zu gehen droht, keine glatt abrollende Bilderfolge der Vorgänge erwartet werden darf. Dazu ist trotz der im einzelnen äußerst interessanten Tatsachen das Material zu spröde. Vor allem hat das aber seinen Grund in der Themenstellung und der damit gegebenen Methode. Es darf hierbei gerade mit Rücksicht auf notwendige kritische Erörterungen der philologischen Kleinarbeit, auch wenn sie den Text vielfach beschwert, nicht aus dem Wege gegangen werden. Die Methode bringt es wohl auch mit sich, daß im Stil die sogenannte trockene und schwerfällige wissenschaftliche Art vorherrscht. Wenn man sich ihrer auch oft kaum erwehren kann, so braucht man ihr indessen nicht restlos zu erliegen. Auch auf

die Gefahr hin kleinlich zu erscheinen, dürfte beiläufig doch zu fragen sein, ob man im Gebrauch der neuerdings vielfach gehörten und gelesenen nicht gerade schönen Umstandswörter wie leistungsmäßig, bekenntnismäßig, arbeitsmäßig, umfangmäßig nicht etwas mäßiger sein sollte. — Sicherlich geht es auf die kritische Betrachtungsweise zurück, daß die Darstellung des öfteren einen polemisierenden Ton anschlägt. Dem begegnen wir bereits in der Einleitung, wo es dem Verf. darum geht, die ihn leitenden Gesichtspunkte zu vertreten und möglichen Einwänden zuvorzukommen. Doch gerade solche Art, seine Auffassungen auszusprechen, wird die Auseinandersetzung erst recht herausfordern, auch dann, wenn man dieselbe „Blickrichtung“ hat, von der übrigens nichts näheres gesagt wird (S. VIII). In vielen Fällen der geführten Polemik fragt man sich, wer ist denn eigentlich der Gegner. Die Fußnoten geben meist keine Auskunft (u. a. S. 334). Und wenn er auch greifbar wäre, so werden für die verfochtene Meinung eine derart große Menge an Kronzeugen meist auch aus dem gegnerischen Lager herangeholt, daß man sich fragen muß, ob die Auseinandersetzung sich überhaupt lohnt; denn dann kann es sich doch bei den etwa bestehenden gegenteiligen Auffassungen nur um Einzelgänger handeln, die kaum ins Gewicht fallen dürften. Übrigens ist diese polemisierende Schreibart im ungarischen Schrifttum sehr zu Hause, und es kann dies auf den Verf. vielleicht einen gewissen Einfluß ausgeübt haben. Natürlich ist dies alles nur eine Stilfrage, die allerdings auch mit dem Temperament des Verfassers zusammenhängt. Die Überzeugungskraft des Materials würde dem Abgeklärten bereits genügen. Denn in der Tat: das in so reicher Menge herangetragene Material spricht für sich. Auch die Beweisführung für etwa nicht ganz eindeutige Tatbestände ist musterhaft und mitunter peinlich genau durchgeführt. Bei diesem man möchte fast sagen, erdrückenden Beweismaterial für den deutschen Kultureinfluß im nahen Südosten nimmt es einen daher Wunder, daß Verf. dennoch bemüht ist, den vergleichsweise an sich schon geringen Einfluß anderer Kulturkreise auf ein Mindestmaß zurückzuführen. Es scheint dies eigentlich kaum mehr notwendig, und auch hier könnte ein gewisses Maß gedacht werden, das nicht zu überschritten werden braucht. Das wäre keine „Großmut“ (in deren Verdacht ja auch der Verf. nicht zu kommen wünscht), sondern lediglich ein Verzicht auf eine manchmal vielleicht schon ins Grotteske gehende Bemühung, auch nicht die letzte Spur der deutschen Vermittlertätigkeit zu verfehlen. Gewiß ist die deutsche Vermittlerrolle für sämtliche vom Westen nach dem Südosten einfallenden Kulturstrahlen unvergleichlich groß, das sagt ja schon der Ausdruck „Kulturgefälle“. Aber muß es dann noch als „bezeichnend“ erwähnt werden, daß etwa französische Bücher in deutschen Buchhandlungen gekauft wurden (S. 333)? Auch dürfte es etwas zu weit gehen, den Einfluß der Pariser Hochschule im Mittelalter deshalb zu bestreiten, weil ein dort verfaßtes Werk in ganz Europa verbreitet war (S. 23). In diesem Zusammenhang gibt auch die Formulierung einer Behauptung zu Anfang des Buches zu einer kritischen Überlegung Anlaß: „Wenn man feststellen will, von wo eine Geistesströmung einsickerte, genügt es nicht, lediglich ihr Ursprungsland zu berücksichtigen. Wesentlich ist vielmehr, welchen Weg sie nahm“ (S. 28). Man muß immerhin einwenden, wenn das woher nicht wäre, so könnte man vom Weg überhaupt nicht sprechen. Es muß doch überhaupt erst etwas da sein, was vermittelt wird. Der letzte der angeführten Sätze müßte daher logisch lauten: Wesentlich ist ebenso, welchen Weg sie nahm.

Ungeachtet dieser Bedenken — die Polemik birgt eben einmal diese Gefahren in sich — liegt in der kritischen Darstellung der unbedingte Wert der Arbeit, die eben darum das erste Standardwerk auf diesem Gebiet genannt werden muß. Allein schon der wissenschaftliche Apparat, der auch einen tiefen Einblick in die eigene Quellenarbeit verschafft, ist eine unerläßliche Voraussetzung für jede weitere

Untersuchung, zu der auch zugleich reiche Anregung gegeben wird. Man kann sagen, daß hier nahezu das Schrifttum für die gesamte Kulturgeschichte des nahen Südostens gesammelt ist. Die deutsche Forschung hat mit dieser Arbeit wieder einmal etwas hervorgebracht, was für Jahre hinaus richtunggebend und befruchtend wirken wird. Denn es ist nicht zuletzt das Verdienst dieser Arbeit, in Gebiete vorgedrungen zu sein, die für eine wissenschaftliche Erfassung bisher belanglos schienen, ja sogar unbekannt waren, und doch als äußerst wichtig erachtet werden müssen. Zu einem guten Teil hat hier der Verf. schon selbst große Forscherarbeit geleistet, zumindest aber der weiteren Forschung neue Gebiete eröffnet. Ludwlg Spohr.

Zehn Jahre Ungarisches Lektorat und Ungarisches Institut in München.

Gleichzeitig mit der Gründung eines ungarischen Lektorats in München im November 1929 wurde auch das Münchener Ungarische Institut gegründet. Bald danach, im Jahre 1930, erhielt das Institut in Verbindung mit dem kgl. ung. Konsulat (Fürstenstraße 1/0) seine eigenen Räumlichkeiten, die aus einem Bibliothekssaal, einem Zeitschriftenzimmer, einem Lese- oder Lehrsaal und einem Arbeitszimmer bestehen. Die Räume ließ der damalige ungarische Konsul Dr. László v. Vélcs mit künstlerischem Geschmack einrichten.

Das Ziel des Institutes war von Anfang an, nach den bestehenden Mustern, auch in Süddeutschland eine ungarische wissenschaftliche Stätte zu entwickeln, die mit möglichst vielseitigen Sammlungen den Interessenten zur Verfügung steht und in allen Fragen der „Hungarologie“ Auskunft zu erteilen imstande ist. Um den Kontakt mit der breiteren Öffentlichkeit ausbauen zu können, behielt das Institut durch die Unterstützung des ungarischen Kultusministeriums und des ungarischen Generalkonsulats seine Selbständigkeit und gehört bis jetzt nicht zu den Instituten der Universität. Gelegentlich eines Aufenthaltes in München haben viele Vertreter der ungarischen Regierung das Münchener Ungarische Institut besucht, so im Dezember 1940 auch der ungarische Kultusminister Dr. Bálint Hóman, anlässlich seiner Vortragsreise in Deutschland.

Sammlungen.

Den Grundstock der Bibliothek bildete eine kleine Bücherei des damaligen ungarischen Konsulats. Aus den Veröffentlichungen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften erhielt das Institut mehrere wertvolle Büchersendungen. Die Münchener Ungarische Studentenverbindung Hungaria und später der Münchener Ungarnverein überließen ihre Bibliotheken dem Institut. Durch die Sendungen des Ungarischen Kultusministeriums, des Ungarischen Auswärtigen Amtes und der Bibliographischen Zentralstelle in Budapest, ferner durch die Spenden einzelner Verleger vermehrte sich der Bücherbestand des Institutes ständig. Auch die Mitglieder der Münchener ungarischen Kolonie schenkten der Institutsbibliothek wertvolle Bücher. Einzelne wichtige Neuerscheinungen wurden durch Kauf erworben. Die Bibliothek des Institutes zählt gegenwärtig rund 4200 Bände; 18 Zeitschriften, 1 Tageszeitung und 2 politische Wochenzeitungen liegen aus.

Außer der Bibliothek besitzt das Institut eine Diapositiven- und Bildersammlung, die auf einem eigenem Epidiaskop vorgeführt werden kann. Ein Grammophon mit 40 ungarischen Schallplatten, eine ausführliche Verfasser- und Schlagwortkartei, eine künstlerische Plakettensammlung ergänzen nützlich den Bestand des Institutes.

Das Institut steht unter der Leitung des jeweiligen ungarischen Lektors, der in angesetzten Bibliotheksstunden in allen Fragen zur Verfügung steht und den lebhaften Bücherleihverkehr leitet.

Lehrtätigkeit.

Der seit dem Wintersemester 1929/30 wirkende Lektor, Dr. Zoltán Jókay, erteilt außer dem ungarischen auch finnischen Sprachunterricht. Neben den Sprachkursen hält er in jedem Semester auch eine einstündige Vorlesung über ungarische Literatur- oder Sprachgeschichte. In den 10 Jahren, vom Wintersemester 1929/30 bis zum 3. Trimester 1940, betrug die Zahl der Hörer für ungarische Sprache und Literatur 366. Die finnischen Sprachkurse belegten in dieser Zeit 73 Hörer. Also beträgt im Semester der Durchschnitt insgesamt etwa 22 deutsche Studenten.

Außer der Lehrtätigkeit an der Universität — und davon unabhängig — hält der ungarische Lektor ungarische Sprachkurse auch im Ungarischen Institut ab, jeweils in zwei Kursen mit je zwei Wochenstunden. Die Beteiligung beträgt hier im Semesterdurchschnitt 18 bis 20 Hörer. Die Hörer dieser Sprachkurse setzten sich teils aus ungarischen Staatsangehörigen zusammen, die in Deutschland aufgewachsen, ihre Muttersprache nicht beherrschen, zum größeren Teil aber aus für Ungarn interessierten Deutschen und aus verschiedenen Schichten der Münchener Bevölkerung.

In den letzten zwei Jahren fanden noch für die Studenten, die sich für die Sommeruniversität in Debrecen gemeldet hatten, Sondersprachkurse im Rahmen einer studentischen Arbeitsgemeinschaft statt.

Das Münchener Ungarische Institut veranstaltete zahlreiche Vortragsabende, die hauptsächlich in Verbindung mit verschiedenen Vereinen oder gesellschaftlichen Einrichtungen (Deutsch-Ungarische Gesellschaft, Internationaler Studentenklub, Münchener Ungarnverein usw.) abgehalten wurden. Ein Teil der im Rahmen der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft gehaltenen Vorträge ist in einer Broschürenserie (bis jetzt 9 Hefte) veröffentlicht worden.

Das Ungarische Lektorat der Universität Leipzig 1936-41.

Das Ungarische Lektorat der Universität Leipzig wurde im Sinne des deutsch-ungarischen Kulturabkommens vom Jahre 1934 am 14. Dezember 1935 errichtet und durch den Budapester Studienrat Dr. Antal v. BORONKAY besetzt. Zum Chef des Lektors wurde durch den Rektor der Universität Dr. JUNKER, ordentlicher Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft, bestimmt. Der Lektor nahm seine Lehrtätigkeit am 2. November 1936 auf. Laut Verordnung des Sächsischen Ministeriums für Volksbildung vom 8. April 1941 wurde an der Univ. Leipzig ein „Institut für ungarische Sprache“ errichtet. Das Ungarische Lektorat wurde diesem Institut angeschlossen. Direktor des Instituts ist der jeweilige Direktor des Indogermanischen Instituts.

Bisherige Arbeitsstätte und Bibliothek.

Das Lektorat erhielt an der Universität ein Zimmer als Arbeitsraum, in dem sich die ungarische Bibliothek des Lektorats befindet. Sie besteht aus rund 900 größten Teils geschichtlichen, literaturhistorischen und schönliterarischen Werken.

Tätigkeit.

In den vergangenen $4\frac{1}{2}$ Jahren haben 79 Interessenten (darunter 49 Akademiker) die ungarischen Sprachkurse besucht. Außer den Sprachkursen wurden auch Stilübungen und Vorlesungen über ungarische Literatur und Geschichte gehalten. Im September vergangenen Jahres erschien bei dem Verlag Harassowitz-Leipzig

unter dem Titel „Einführung in das Ungarische“ eine Grammatik des Lektors, in der er seine Erfahrungen an den Sprachkursen verwertete.

Studenten der Universität, aber auch Auswärtige suchten das Lektorat in zahlreichen Fällen auf, um Auskünfte verschiedenster Art über Ungarn zu erbitten. Das Lektorat hatte auch mehrfach beträchtliche Übersetzungsarbeiten zu leisten. Es arbeitet auch mit dem Südosteuropa-Institut der Leipziger Universität zusammen, in dessen Zeitschrift (Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa) ein rassenkundlicher Artikel und mehrere Buchbesprechungen des Lektors erschienen sind.

Das Lektorat ist ferner als Vermittler zwischen Leipzig und Ungarn in Anwesenheit der Leipziger Ferienkurse und der Debrecener Sommer-Universität tätig. Es war in den ersten Jahren auch bei dem Schüleraustausch zwischen Leipzig und Miskolc beteiligt.

Im Deutsch-Ausländischen Akademiker-Klub veranstaltete es jedes Semester einen ungarischen Abend. An diesen Abenden wirkten außer den ungarischen Studenten der Universitäten Leipzig und Halle oft namhafte ungarische Künstler mit.

Die Gesellschaft der Freunde des ungarischen Instituts an der Universität Berlin e. V.

Die „Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin e. V.“, die 1917, mitten im Weltkriege, in waffenbrüderlicher Gesinnung, unter dem Ehrenvorsitz des Preußischen Kultusministers Dr. Schmidt-Ott, des Ungarischen Kultusministers Graf Albert Apponyi und des österreichisch-ungarischen Botschafters Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst gegründet worden war, wurde am 23. Mai 1941 nach mehr als 23jährigem Bestehen aufgelöst, bzw. in die im April 1940 gegründete Deutsch-Ungarische Gesellschaft, Berlin, überführt. Nun verfolgt letztere die kulturpolitischen Ziele, die sich die Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts gesetzt hatte, auf breiterer Basis und mit bedeutenderen Mitteln.

Die Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts hat in den Jahren ihres Bestehens auf dem Gebiet der Kulturpolitik Bedeutendes geleistet. Sie hat als erste Institution die Nützlichkeit und Notwendigkeit einer zwischenstaatlichen Zusammenarbeit zwischen den Staaten Deutschland und Ungarn erkannt und verwirklicht. Sie hat das Ungarische Institut unterstützt, so daß es die Möglichkeit hatte, nicht nur die Pflegestätte für „Linguistik und Sprachvergleichung“ zu werden, sondern die der gesamten ungarischen Geistigkeit“. Sie hat die Herausgabe der Ungarischen Jahrbücher und der Ungarischen Bibliothek ermöglicht, und so zahlreiche ungarische und deutsche Gelehrte zu Wort kommen lassen. Sie war ständig bemüht, durch Veranstaltungen aller Art, wie wissenschaftliche Vorträge, Darbietungen ungarischer Künstler oder durch Gesellschaftsabende, eine Plattform zu schaffen, die einen regen und ungezwungenen geistigen Austausch zwischen den Vertretern der beiden Nationen ermöglichte. Der heute bereits lebhaft im Gang befindliche Professorenaustausch wurde von ihr angeregt.

Die Gesellschaft der Freunde legt nun ihre Tätigkeit mit der Überzeugung in die Hände der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft, daß die begonnene Arbeit von dieser fortgesetzt und fruchtbar zu Ende geführt wird.

Es sei an dieser Stelle auch noch einmal allen Mitgliedern herzlichst gedankt für das Interesse und die aufopfernde Hilfe, die sie der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts entgegengebracht haben.

Bücherschau.

Mitarbeiter: Angster, M. (M. A.), Bencsik, B. (B. B.), Goldberg, H. (Gg.), Hofmann, L. (L. H.), Holló, P. (Hol.), Horváth, R. (R. H.), Isbert, O. A. (-rt), Nagy, Gy. (Gy. N.), Sári, St. (St. S.), Saczek, L. (L. S.), Szent-Iványi, B. v. (B. Sz.), Schlachter, W. (W. Sch.), Zempléni, Z. (Z.).

1. Allgemeines. Bibliographie. Bibliotheken.

1. Pukánszky, Béla: *Német polgárság magyar földön.* (Deutsches Bürgertum auf ungar. Boden.) Bp.: Franklin o. J. 217 S. 8^o.

Nach den wertvollen Vorarbeiten, die in verschiedenen Sammelbänden und Zeitschriften veröffentlicht sind, erschien jetzt aus der Feder des bekannten ungar. Gelehrten P. ein zusammenfassendes Werk über die Entwicklung des deutschen Bürgertums in Ungarn. P. zeichnet auf Grund beweiskräftiger Zeugnisse den geistigen Weg dieses Bürgertums und sein Verhältnis zum Ungartum. Das so entworfene Bild erstreckt sich über etwa 200 Jahre von der Zeit der Aufklärung bis heute. P. entwirft zuerst drei Typen des sog. assimilierten deutschen Bürgertums, die in verschiedenen Zeiträumen aufeinander gefolgt sind; dann bringt er wertvolle Äußerungen von Bürgern, die ihr deutsches Bewußtsein bewahrt haben, zuletzt wirft er einen kurzen Blick auf die Probleme der heutigen Zeit. P.s Buch wird dazu beitragen, manche historischen Mißverständnisse zu beseitigen, und wir freuen uns, daß dieser verständnisvolle Beitrag zur Vertiefung der deutsch-ungar. Freundschaft demnächst auch in deutscher Übersetzung erscheinen wird. (L. H.)

2. Kozocsa, Sándor: *Magyar Könyvészet 1911—1920.* I. K.: A—K. (Ungarische Bibliographie 1911—1920. Bd. I: A—K.) Bp.: Egyetemi Nyomda 1939. 538 S. 8^o.
3. Valentiny, Antal: *Románia magyar irodalmának bibliográfiája 1937. év.* (Bibliographie der ungarischen Literatur in Rumänien i. J. 1937.) Kolozsvár: Minerva 1938. 22 S. 8^o.

Das mit dem vorliegenden Band beginnende Ungarische Bücherverzeichnis für die Jahre 1911—1920 ist eine Fortsetzung der bibliographischen Werke von PETRIK. Es erfaßt alle in Ungarn erschienenen Bücher, Sonderdrucke, musikalischen Werke und Landkarten. — V.s Heft über die ungar. Literatur in Rumänien enthält die Werke des Jahres 1937, eines Jahres reger literarischer Tätigkeit der ungar. Minderheit. Es sind insgesamt 250 Werke, sowohl schöngestigen wie auch wissenschaftlichen Inhalts. Aus einer Zusammenstellung der Orte geht klar hervor, daß Klausenburg, die jetzt zurückgekehrte Hauptstadt Siebenbürgens, auch während der ganzen Zeit der rumän. Herrschaft der geistige Mittelpunkt der ungar. Minderheit war. (L. H.)

4. Szarvasi, Margit: *Magánkönyvtáraink a XVIII. században* (Ungar. Privatbibliotheken im 18. Jh.). Bp.: Széchenyi Könyvtár 1939. 131 S. 8^o.
5. Klempa, Károly. *A Fesztetics könyvtár 1500-ig terjedő ösnyomatványai*. Die Wiegendrucke der Fürstl. Feszteticsischen Familienbibliothek bis 1500 Keszthely: Sujánszky o. J. 31 S. 16^o.

Wir haben hier zwei interessante Arbeiten aus der Geschichte des ungar. Bibliothekswesens vor uns, beide wertvolle Beiträge zur ungar. Kulturgeschichte. — Die Arbeit von Sz. bietet einen gründlich unterbauten Überblick über die Privatbibliotheken des 18. Jh.s; der damalige Träger des kulturellen Lebens war der Hochadel der Zeit. Sz. registriert aber auch viele Leistungen des erwachenden Bürgertums. — K. untersucht nach einer kurzgefaßten Geschichte der Entstehung der Fesztetics-Bibliothek in Keszthely und nach einleitenden Worten über ihre Begründer die Wiegendrucke bis 1500. Es ist nicht ohne Interesse für Deutschland, daß die reiche Bibliothek besonders viele Handschriften besitzt, die sich auf die Geschichte der Reichsstadt Nürnberg beziehen. (L. H.)

2. Sprachwissenschaft. Literaturgeschichte. Literatur.

6. Istványi, Géza: *Die mittellateinische Philologie in Ungarn* (Geschichte, Lage und Aufgaben). S. A. Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters, Jg. 4. H. 1. 1940. 206—223 S., 8^o.

Mit der Aufnahme des Christentums begann auch die latein. Sprache in Ungarn Raum zu gewinnen. Obwohl manche ungar. Städte aus Resten römischer Siedlungen entstanden sind, kann man hier nicht von einer natürlichen Fortführung des Lateinischen sprechen. Die mittellatein. Literatur Ungarns besteht größtenteils aus amtlichen Texten der Kirche, gleichwie in den andern Ländern christlicher Bildung. Erst gegen Ende des Mittelalters erscheinen auch einige selbständige Schöpfungen ungarischen Geistes, und im 15. Jh. entwickelt der Humanismus gar eine blühende national-ungar. Literatur in latein. Sprache. — Das vielseitige Schrifttum der Renaissancezeit ist durch zahlreiche ältere und moderne Wissenschaftler erforscht worden, während die ältere kirchliche Literatur leider keine ähnlich begeisterte Behandlung gefunden hat, doch ist die wichtige lexikographische Arbeit auch hier bereits 1769 eingeleitet worden. Die Texte wurden in musterhaften Quellenausgaben veröffentlicht, deren Bearbeitung von der Literaturgeschichte aber nicht genügend gefördert wurde. Erst nach dem Weltkrieg begann die systematische Forschungsarbeit, in der jetzt die latein. Texte als Zeugen ungar. Geistes, als organische Teile der ungar. Literatur aufgefaßt werden. — Die Hauptaufgabe der Zukunft sieht I. hauptsächlich in der weiteren Erforschung der westlichen Beziehungen der ungar. mittelalterlichen Kultur mit Hilfe der modernsten Methoden, zu denen auch die ungar. mittellatein. Philologie wesentlich beigetragen hat. Im Laufe seiner klaren, gründlichen Ausführungen gibt I. die einzelnen Werke der beschriebenen Forschung näher bekannt. (B. Sz.)

7. Boronkay, Antal v.: *Einführung in das Ungarische*. Leipzig: Harrassowitz 1940. 144 S. 8^o.

Die vorliegende Arbeit, die auf B.s Erfahrungen aus mehrjähriger Lektorats-tätigkeit beruht, liefert dem deutschen Universitätsunterricht ein lange entbehrtes

Sprachbuch. Es ist jedoch nicht nur für Universitätshörer, sondern für jeden, der sich zur gründlichen Erlernung des Ungarischen entschließt, sehr geeignet. B. erreicht sein Ziel nicht mit unwissenschaftlichen Kniffen, die in den Schülern verhältnismäßig früh ein irreführendes Gefühl von Sprachbeherrschung erwecken, sondern mit den bescheidenen Mitteln, die der Gegenstand bieten kann. Das Werk stellt eine kurze, aber sehr klare Einführung dar, in der nur das Wesentliche zusammengefaßt und bewußt auf die später leicht hinzuzulernenden Besonderheiten verzichtet wird. Schon in den ersten der sorgfältig aufgebauten Lektionen erzielt B. eine gute Aussprache der Lernenden. Die grammatischen Erklärungen stützen sich auf frische, aus dem Leben genommene Texte, die gleichzeitig manche Eigenschaften des ungarischen Wesens vermitteln. Die besondere Eigenart des Ungarischen wird ebenso berücksichtigt wie das indogermanische Sprachdenken der Lernenden. Nach so sorgfältiger Durcharbeitung dieser wissenschaftlichen Skizze kann sich der Schüler in dem riesigen Gebäude einer vorher völlig fremden Sprache bereits zu Hause fühlen und ist somit wohlgerüstet für das weitere Studium. Die Angabe des grammatischen Geschlechts aller deutschen Hauptwörter wird besonders von Nichtdeutschen begrüßt werden, die das Buch ebenfalls mit Nutzen verwenden können. (B. Sz.)

8. Szabolcs, Ferenc: *A nemzeti jálékszin eszméje* (Der Gedanke des Nationaltheaters.) Bp.: Egyetemi nyomda 1938, 102 S. 8'.

Nach einer recht ausführlichen Behandlung der Idee der nationalen Schaubühne und ihrer Entwicklung in Deutschland seit der Mitte des 18. Jh.s versucht Sz. nun auch bei den Ungarn dieses Bildungsideal zu erkennen und sein historisches Schicksal aufzuzeichnen, von der Sprachenfrage und von den Theaterbemühungen eines László KELEMEN (1790) und eines István KULTSÁR (1806) bis zum Aufruf József BAJZAS für ein staatliches ungarisches Theater in Pest (1838) und zu dessen Verwirklichung im Gesetz 44 des Jahres 1840, durch das das Pester Ungarische Theater unter staatliche Verwaltung gelangte. (L. S.)

9. Rass, Károly: *A mi regényirodalmunk*. (Unsere Romanliteratur.) Klausenburg: Minerva Ny. 1936. 31 S. 8'. (Tudományos Füzetek 88. Wissenschaftliche Hefte.)

In dem durch den Vertrag von Trianon Rumänien zugesprochenen Siebenbürgen wurden allein bis zum Jahre 1936 ungefähr 40 bedeutende ungarische Romane geschrieben. Darunter befinden sich die besten Schöpfungen der gesamten modernen ungar. Literatur. Da schwer geprüfte Völker neue Kraft in ihrer Geschichte zu finden versuchen, entfaltete sich auch in Siebenbürgen der historische Roman zu reicher Blüte. Mit Vorliebe werden die großen historischen Katastrophen Ungarns geschildert. Aber auch das neue Leben Siebenbürgens findet künstlerische Darstellungen. Hier finden wir Schilderungen des Lebens der Szekler Bauern und Alpirthen, die den höchsten Forderungen der modernen europ. Literatur entsprechen. Die psychologischen Romane berühren nur selten krankhafte seelische Erscheinungen, sie bleiben vielmehr im realen Leben verankert. Unter den Weltkriegsromanen hat Kuncz' feinsinniges Werk über das Schicksal der deutschen und ungarischen Internierten in Frankreich mit Recht Weltruf erworben. Als gemeinsames Merkmal dieser ganzen Literatur kann R. die Treue zur traditionellen Opferwilligkeit des Ungartums feststellen. (B. Sz.)

10. Benedek, Marcell: *Magyar költők a szabadságért.* (Ungar. Dichter für die Freiheit.) Bp.: Századunk o. J. 126 S. 8¹.

B. wählte sich ein interessantes Thema für diese problemengeschichtliche Zusammenstellung aus dem Reiche der ungar. Lyrik: „Ungarische Dichter für die Freiheit.“ In tausend Formen erscheint dieses Streben, je nach den Zeiten und Menschen immer in neuer Gestalt. Aus drei Jahrhunderten schöpft die Sammlung, und nichts wäre schwerer als das Wesen der „Freiheit“ nach soviel verschiedenen Äußerungen einheitlich zu erfassen: Von der zukunftsfrohen Schwärmerei für die Ideen der französischen Revolution bis zur grenzenlosen Selbstbehauptung der eigenen Individualität erstreckt sich der Bereich dessen, was sich mit dem Wort „Freiheit“ schmückt. Im Mittelpunkt steht aber für jede Zeit der ungar. Geistesgeschichte der nationale Gedanke von der Freiheit des Vaterlandes. (L. H.)

11. Varga, László: *Németi Pál, a debreceni kollégium diákköltője* (Paul N., der lateinische Studentendichter der Hochschule in Debrecen). Debrecen, Studium 1940. 52 S., 8¹. (A Debreceni Tisza István Tud. Társaság I. osztályának kiadványa. Veröff. der I. Abt. der Wiss. Ges. Stefan Tisza in Debrecen.)

Schon seit mehr als drei Jahrhunderten bildet die Hochschule in Debrecen, aus welcher später die heutige Universität erwachsen ist, das geistige Zentrum des protestantischen Ungartums im ungar. Tiefland. Das vorliegende Buch läßt einen vorzüglichen, in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s (1758—1783) lebenden neulatein. Studentendichter dieser Hochschule aus dem Dunkel der Vergessenheit auftauchen, der von seinen Zeitgenossen mit den Klassikern auf eine Stufe gesetzt wurde. Seine Gedichte, die er hauptsächlich im 19.—21. Lebensjahr schrieb, haben zum Thema die Liebe, die Freundschaft, die Poesie und Natur- und Heimatschönheiten. Neben der Einwirkung der antiken Dichter ist bei ihm der Einfluß des deutschen Petrus Lotichius in hohem Grade fühlbar, des berühmten neulatein. Dichters im 16. Jh., den N. als Meister und Muster verehrte. V.s Buch legt auch eine reiche Auswahl aus den tief-sinnigen und formell vollkommenen Dichtungen N.s vor. (Gy. N.)

12. Kovách, K.: *Darius.* Bp.: Rózsavölgyi 1940. 247 S., 8¹.

Dieses Buch ist der Roman eines Hundes, doch keine gewöhnliche Tiergeschichte. Der Hund spielt nur eine passive Rolle, der eigentliche Hauptheld ist das Geld mit seiner fünf Weltteile in Fieber bringenden Macht. Ein Amerikaner hinterläßt nämlich ein Millionenerbe seinem geliebten Hund Darius bzw. dem, den sich dieser zum Besitzer auswählt. Daraus entsteht eine verwickelte und abenteuerliche, aber fesselnde Geschichte. Mit Ironie schildert der Schriftsteller alle menschlichen Fehler und Schwächen. Den Darius — der kein gewöhnlicher Hund, sondern ein *canis sapiens* ist — läßt er ein Tagebuch schreiben und durch Vergleiche feststellen, daß die Menschen oft nicht besser handeln als die Tiere. (M. A.)

13. Márai, Sándor: *Vendégjáték Bolzanoban* (Gastspiel in Bozen.) Bp.: Révai o. J. 336 S., 8¹.

Oft liest man heute von der Erschöpfung oder Auflösung des Romans; einige Werke wahrer Künstler zeigen aber, daß — trotz der Überschwemmung mit berufsmäßiger Massenware — große Möglichkeiten zur Weiterentwicklung im Rahmen des Romans vorhanden sind. M.s Meisterwerk beschäftigt sich mit der Liebe — wie so

zahlreiche Produkte dieser Gattung —; er wählte sie jedoch nicht zum Stoff, sondern zum Haupthelden. Er versucht nicht einen liebenden Menschen zu zeichnen, sondern mit künstlerischer Kraft stellt er jenen Seelenzustand, jenes Benehmen dar, von dem seine Romangestalt, der berühmte Abenteurer Casanova, ergriffen ist. Das Hauptelement dieses Romans ist das schön gestaltete, packende Gespräch. Hinsichtlich seiner organischen Einheit, seines Aufbaues und Stils bedeutet das Werk die Spitzenleistung in M.s. bisheriger dichterischen Laufbahn. (B. Sz.)

14. Szentmihályiné Szabó Mária: *Istené az áldás* (Der Segen ist Gottes). Bp.: Singer és Wolfner, o. J. 2 Bd.: 284, 292 S., 8^o.

15. Dies.: *Örök társak* (Ewige Kameraden). Ebenda o. J. 450 S., 8^o.

16. Dies.: *Zrinyi Ilona* (Helene Z.). Ebenda o. J. 487 S., 8^o.

17. Dies.: *Szabad hazában* (In freier Heimat). Ebenda o. J. 506 S., 8^o.

Nach verschiedenen bürgerlichen Romanen, die die Entwicklung der kaufmännischen Schichten in der ungar. Gesellschaft nachgezeichnet haben, und für die das Werk „Der Segen ist Gottes“ einen glücklichen Abschluß darstellt, greift die Schriftstellerin nunmehr zu dankbaren historischen Stoffen. Besonders die Frauengestalten der ungar. Geschichte erweckt sie in ihren umfangreichen Romanen zu neuem Leben, indem sie mit selbstloser Hingabe und mit großer Einfühlungskraft fremdem Schicksal Sprache verleiht. Die edle Gesinnung und der flüssige Stil sichern den Romanen einen Platz in der guten Frauenliteratur. Die „ewigen Kameraden“ sind Georg Rákóczi und seine Geliebte Zsuzsanna Lorántffy. Ähnlich überzeugend ist in dem darauffolgenden Roman eine der beliebtesten Gestalten der ungar. Geschichte gestaltet worden, Ilona Zrinyi, eine Nachfahrin des Helden von Szigetvár. Der letzte Roman, „In freier Heimat“ enthält die Lebensgeschichte des romantischen Dichters Jósika. Diese Aufgabe überschreitet aber schon die Kräfte der Schriftstellerin, und das letzte Werk erscheint nicht mehr so lebensecht wie ihre Frauenromane. (L. H.)

18. Tamási, Áron: *Virdgveszedelem* (Blumengefahr). Bp.: Révai o. J. 254 S., 8^o.

Diese kleine Anthologie aus den besten Novellen des bekannten Dichters bietet ein vielseitiges, fesselndes Bild, hier voller Sonnenschein und dort voll düsterer Tragik. T. beherrscht die ungar. Sprache besonders meisterhaft, wenn er das alltägliche Leben seines Szekler Volkes mit seinem natürlichen, mitreißenden Humor lebendig werden läßt. Die besten Novellen der Sammlung sind eine frühlingsnahe Kindergeschichte . . . und eine packende Ballade, die — in Prosa geschrieben — trotzdem voll von reinstem Lyrik ist. Diese Anthologie bietet wirklich ein reiches Bild von der Dichterpersönlichkeit T.s. (L. H.)

19. Török, Sándor: *Különös éjszaka* (Sonderbare Nacht). Bp.: Franklin o. J. 176 S., 8^o.

Dieses Werk gehört zu den besten, bahnbrechenden Schöpfungen der modernen ungar. Literatur. Ohne die Methoden der überlebten psychoanalytischen Romane zu benutzen, enthüllt es die Tiefen der menschlichen Seele, die sich unter den konventionellen Formen des alltäglichen Lebens verbergen. Dabei findet T. in frappanter Weise die Möglichkeit, in einem ironisch-satyrischen Ton über die menschlichen Schwächen eine sehr menschliche Kritik auszusprechen. Das spannende, mit wahrer Kunst geformte Werk wird wohl in der ungar. Literatur eine große Wirkung ausüben. (B. Sz.)

20. Vaszary, Gábor: *Hárman egymás ellen* (Drei gegeneinander). Bp.: Nova 1938. 314 S., 8^o.

Das sorglose Leben in der Sommerfrische langweilt drei Jungen in den Flegeljahren, die deshalb ihre Eltern verlassen und heimlich nach Frankreich fahren. In der Verschiedenheit der Charaktere dieser Jungen, in der satirischen Betrachtung der Welt der Erwachsenen, in den unbeholfenen Liebeserlebnissen und in der abenteuerlichen Reise findet V. gute Gelegenheiten, seinen originellen, frischen Humor glänzen zu lassen. Bei den Schilderungen der Erlebnisse in Frankreich treten einige sehr gut gelungene typische Gestalten des Auslandsartums in Erscheinung. (B. Sz.)

21. Colliander, Tito: *Taina*. Stuttgart: Hohenstaufen 1938. 164 S., 8^o.

Schauplatz ist die Gegend um Terijoki, nahe der russischen Grenze. Dort am Meer hatten sich die reichen Petersburger ihre „Datschen“, ihre Landhäuser, gebaut. Manche, die dem Revolutionschaos entrannen, retteten sich auch auf das inzwischen finnisch gewordene Gebiet am Meer, wo die Lichter Kronstadts noch herüberblinkten. Traurig stehen die Paläste mit verfallenen Dächern, verwilderten Gärten und meist nur einer Stube, die noch bewohnbar gehalten werden kann, in der Schatten gleich hier und da ein paar Menschen hausen, die sich nach schwerem Schicksal nicht mehr zu neuem Leben aufraffen können. Wie unter einem Schleier, in eine unbegreifliche Empfindungswelt versunken, erwarten sie nur den Tod. In diese beklemmend düstere Welt hat der Autor das undefinierbare Wesen gesetzt, das der Geschichte den Namen gibt — einen erschöpften Fisch läßt er in einen erstickenden Schlammtümpel gleiten, wo er nach einigen verzweifelten Schlägen jappend auf dem Grunde liegen bleibt. Taina, die aus dem „finsteren“ Sowjetstaat entlaufene Unbekannte gelangt in einen Kreis kümmerlicher Menschen, bleibt selbst ein gespenstisch geisterndes Wesen und wendet sich einem verschrobener Phantasten zu, der sie dann nach einem Fehltritt verläßt. Alles schwimmt in einem nebligen, traumhaften Dämmer, und die Natur ist ebenso tot wie die Menschen. (Gg.)

22. Crottet, Robert: *Maouno*. Zürich: Atlantisverlag 1940. 192 S., 8^o.

Dies Werk eines zweisprachigen Schweizers nimmt in der augenblicklich auch in Deutschland ziemlich reichlich fließenden Lapplandliteratur eine gewisse Sonderstellung ein. Es will keinen Wissensstoff oder sensationelle Neuigkeiten aus Lappland bringen, sondern vermittelt die höchst subjektiven, jedoch gelegentlich zu überpersönlicher Symbolhaftigkeit sich intensivierenden Erlebnisse eines „zivilisierten Europäers“ während eines längeren Aufenthaltes unter finnischen Lappen. Zwei Dinge ziehen den Dichter immer von neuem in ihren Bann: die erhabene Größe der arktischen Natur und die einfache Würde der in ihr noch fest verwurzelten Menschen. Jene erlebt er mit der ganzen Inbrust des Naturmystikers, diese mit der fast scheuen Achtung vor dem ganz Anderen, das sich allem noch so geduldig verbenden Verstehenwollen nie völlig erschließt. Von Wirklichkeitsschilderung ist denn auch in dem Buch nicht allzuviel zu spüren: kaum daß wir den Ort erfahren, wo sich das hauptsächlich Geschehen abspielt; die Einzelheiten der Umgebung werden nur hie und da gestreift, die Menschen erhalten ein paar spezielle charakterisierende Züge, es fehlt jedoch die Substanz, an der sie Leben gewinnen könnten. — Das Wesentliche spielt sich — ganz in Übereinstimmung mit der nordischen Landschaft und den verschlossenen Menschen — in der Seele des Helden ab, eines in Helsinki aufgewachsenen Finnen lappischer Herkunft. Auf der Wanderung durch die Heimat seiner Vorfahren gewinnt

dieser das Zutrauen eines Rentieres — Maounos —, in dem er alles Fremdartige und doch tief Menschliche dieser eigenartigen Welt verkörpert sieht. Nicht zu der gleichen Harmonie gelangt der junge Finne mit den Menschen. Als er einmal im Haus einer kranken Frau den übrigen Bewohnern vorhält, daß sie zu wenig Rücksicht nehmen, muß er erleben, wie dieser Vorwurf der Lieblosigkeit die Lappen aufs tiefste verletzt. Denn ihre Vorstellungen vom Tode sind völlig andere als seine: Ihnen ist der Tod ebenso ein Fest wie die Geburt, weil er „die Seele in das Leben des Lichts erlöst“. — Aber trotz dieser bitteren Erfahrung, und trotzdem Maouno für seinen Herrn in den Tod geht, bleibt der „nordische Traum“ doch positiv: die ewige Natur und das reine Menschentum sind überall gleich und schaffen die Brücken, die den Einzelnen von der Einsamkeit seines Ich erlösen und ihm trotz aller Kümernisse „nicht erlauben traurig zu sein“.

(W. Sch.)

23. Hörnborg, Harald: *Das stärkere Blut*. München: Langen-Müller 1939. 268 S., 8^o.

Dieser Unterhaltungsroman liest sich nicht schlecht, weil er lebhaft geschrieben ist und eine abwechslungsreiche Handlung hat. Die Hauptgestalt ist ein ehemals herrschaftlicher Kaplan, der als alternder Mann mit seiner kleinen Tochter in eine verlassene Gemeinde Ostfinnlands verschlagen wird. Hier, unter den rauen Ödmarkbauern, rasch verfeindet mit dem skrupellosen Grundherrn, zeigt der willens-, schwache Pfarrer doch, daß er sich für Recht und Ehre männlich einzusetzen weiß aber er versteht die Menschen nicht. Schließlich überwältigt ihn nicht nur das innerliche Unbefriedigtsein, sondern auch der ständig nagende Zweifel, ob er der wirkliche Vater seiner über alles geliebten Tochter sei. Der Autor hat sein Buch „Ödemarcksprästen“ genannt, die Frage nach dem „stärkeren Blut“, die Vaterfrage, ist kaum so entscheidend. Auch in seinem Beruf weicht der landesfremde Pfarrer vor dem uralten Erbe seiner Amtsvorgänger; wäre dieses Moment stärker herausgearbeitet worden, dann hätte der Roman eine weit bessere innere Geschlossenheit bekommen. Besonderer Erwähnung wert ist die psychologische Feinarbeit im ersten Abschnitt „Der Hauskaplan auf Sjöboda“.

(Gg.)

3. Geschichte.

24. Pálffy, János: *Magyarország és erdélyi urak* (Männer aus Ungarn und Siebenbürgen). Hsg. Attila T. SZABÓ. Bp.: Révai 1939. 328 S. 8^o.

Eine fast hundert Jahre alte, bisher in der Universitätsbibliothek Klausenburg verborgene Denkschrift liegt vor uns. Sie wurde in einer der bewegtesten Zeiten der ungar. Geschichte zu Papier gebracht. Als Hintergrund dienen die Reform-Reichstage, die Ereignisse des Jahres 1848, der ungar. Freiheitskampf, die Unterdrückung infolge der russ. Einmischung und die schweren Jahre der Rache. Der Verf., ein Abkömmling einer alten Edelfamilie in Siebenbürgen, JÁNOS PÁLFFY (1804—1857) war seit 1840 auch selbst eine Hauptgestalt der geschichtlichen Ereignisse. Wenn er sie auch nicht vollenden konnte, bieten seine Memoiren doch eine Bewertung und Charakterisierung der 200 Beteiligten der damaligen Geschehnisse, so wie er sie auf Grund persönlicher Begegnung kennengelernt hat. Obschon viele seiner Feststellungen durch die Geschichte korrigiert wurden, berühren uns doch die Mitteilungen dieses Zeitgenossen in vieler Hinsicht wie eine Entdeckung. Als Fortsetzung der siebenbürg. Memoirenliteratur mit ihrer großen Vergangenheit ist dieses Werk unentbehrlich für jeden, der diesen Zeitabschnitt gründlicher kennen lernen will.

(Gy. N.)

25. Bánlaky, József: *A magyar nemzet hadtörténelme, 12. v.: Az ország süllyedése a Jagellók alatt. A mohácsi katasztrófa. 1490—1526* (Kriegsgeschichte der ungarischen Nation, T. 12: Rückgang des Landes unter den Jagellonen. Die Katastrophe von Mohács 1490—1526. Bp.: Grill 1939. 290 S., 2 Beil., 8^o).

Der unermüdliche Kriegshistoriker gelangt in diesem Band zum traurigsten Kapitel der ungarischen Geschichte: Matthias' zeitgemäß organisiertes Heeressystem zerfiel eben unmittelbar vor der größten Türkengefahr. Seinen Nachfolgern gelang es nicht, die strenge Zentralmacht aufrechtzuerhalten, und die ständische Verteidigungsart konnte sich gegen die einheitliche osmanische Macht nicht behaupten. Die große Masse des sorgfältig gesammelten Materials wird auch in diesem Band mit sicherer Hand geordnet und von einer nüchternen Kritik begleitet. (B. Sz.)

26. *A világháború 1914—1918 különös tekintettel Magyarországra és a magyar csapatok szereplésére IX: 1915 majus es június havának eseményei* (Der Weltkrieg 1914—1918 unter besonderer Berücksichtigung Ungarns und der Rolle der ungar. Truppen IX: Die Ereignisse der Monate Mai und Juni 1915.) Bp.: Magy. Kir. Hadilevéltár 1940. 825 S., 75 Beil., 8^o).

Der 9. Band des großen Geschichtswerks über die Teilnahme Ungarns am Weltkrieg beschäftigt sich mit einem sehr kurzen, aber außerordentlich wichtigen Zeitabschnitt, in dem die allgemeine Lage für die Mittelmächte leicht hätte kritisch werden können. Der Feind wollte die Entscheidung zwar noch immer im Westen erkämpfen, aber auch der Plan, durch die besiegte österr.-ungar. Monarchie hindurch Deutschland anzugreifen, stand schon vor der Verwirklichung. Die Russen sollten in den ungar. Raum einbrechen, und diese Aktion sollte auch von Serbien und von den bisher neutralen Ländern Italien und Rumänien unterstützt werden. Die Absicht scheiterte jedoch Anfang Mai an dem gelungenen Durchbruch der Mittelmächte bei Gorlice. Die Schlacht war nicht nur wegen ihres entscheidenden Erfolges, sondern auch kriegsmethodisch sehr wichtig. Hier wurde zum erstenmal das in der späteren Kriegführung herrschende Trommelfeuer angewandt. Während der großen erfolgreichen Offensive an der russ. Front trat Italien in den Weltkrieg ein, zunächst aber ohne die Lage wesentlich zu verändern. Im Westen spielten sich die großen Schlachten bei Ypern und Artois ab, deren Verlauf ebenfalls eine schnelle Beendigung des russischen Feldzuges forderte. Die Berücksichtigung der weiten Zusammenhänge, die klare Beschreibung der allgemeinen Lage, die vor der Kriegserklärung Italiens sehr gespannt war, und die genaue moderne Schilderung der einzelnen Kampfhandlungen charakterisieren auch diesen Band des ausgezeichneten Werkes. (B. Sz.)

27. *Magyar vitézi tettek gyűjteménye* (Sammlung ungarischer Heldentaten). I. Bp.: M. Kir. Hadilevéltár 1939. 375 S., 16^o.

28. Rác, Béla: *Kinizsy Pál* (Paul K.). Jutas: Kinizsi-Pál-Iskola 1940. 44 S., 8^o. (Katonai Hagyományok Gyűjt. I. Sammlung kriegskundlicher Überlieferungen.)

Diese beiden Bändchen wurden — jedes als erste Nummer einer Reihe — im Interesse der militärischen und der allgemein-nationalen Erziehung herausgebracht. — Die „gesammelten Heldentaten“ stammen aus dem Weltkrieg und werden vom 1. Januar bis zum 31. März den einzelnen Kalendertagen zugeordnet. Ein gutes Sachverzeichnis erleichtert die Verwendung des Büchleins bei der militärischen Ausbildung. — Paul Kinizsy war einer der besten Soldaten des großen Königs Matthias; er hat sich besonders in den Kämpfen gegen die Türken sehr ausgezeichnet. Die Legenden von seinen Taten und sein Name leben noch immer im ungar. Volk. (B. Sz.)

29. Horthy Miklós (Nikolaus v. H.). Bp.: Singer és Wolfner 1939. 272 S., 4^o.

Nach dem alle geistigen und wirtschaftlichen Kräfte vernichtenden Wirrwarr, das nach dem Weltkrieg in Europa tobte, entwickelte sich überall die Sehnsucht nach Ordnung und Sicherheit. Man vertraute nicht mehr der Taktik gewiegter Politiker, sondern fand die Garantie einer besseren Zukunft in der Person solcher Männer, die zu befehlen verstanden und so das heroische Ideal der Nation verkörperten. Ungarn fand verhältnismäßig früh jenen graden Soldaten, der mit unerschütterlichem Glauben und eisernem Willen die Gestaltung des völkischen Schicksals in die Hände nahm und das Land bereits seit zwei Jahrzehnten einer glücklichen Zukunft entgegenführte. Wie wurde nun Horthy zur führenden Persönlichkeit und zum Schöpfer des modernen Ungarn? Auf diese Frage antwortet die vorliegende Jubiläumsausgabe der besten ungarischen Dichter, Politiker und Wissenschaftler und versucht, die Gedanken und Gefühle, die das Wesen des Reichsverwesers in den Seelen der Zeitgenossen erweckt, auszudrücken. — Nach den schönen einleitenden Worten F. HERCEGS faßt Professor I. LUKINICH die Geschichte Ungarns in den letzten 20 Jahren zusammen und bietet damit die erste historische Beschreibung dieser Zeit. Das Schicksal der alten ungarischen Familie Horthy wird von L. SZILÁGYI geschildert, wir lernen Horthy in dem Artikel von E. KONEK als den letzten Befehlshaber der österreich.-ungar. Kriegsmarine kennen, seine Adjutantentätigkeit bei Kaiser und König Franz Josef wird von A. SCHOLTZ beschrieben, während I. SUHAY erzählt, wie Horthy nach der Revolution die ungarische nationale Armee ins Leben rief. Prof. Gy. KORNIS charakterisiert mit berufener Feder in ihm den Staatsmann, Frau Gräfin ZICHY huldigt der Gattin des Reichsverwesers. Der Mäcen der Literatur und Kunst wird uns von I. GULÁCSY vorgestellt. M. KÁLLAY schildert den Musterbetrieb des alten Horthyschen Familien-gutes Kenderes. Der Dichter K. CSATHÓ und Zs. HARSÁNYI beschreiben mit der Liebe des ganzen Ungartums den Reichsverweser in seinem täglichen Leben. Sieben nette kleine Geschichten aus dem Leben des Helden von Novara und viele gut ausgewählte Bilder schließen die reiche Festschrift.

(B. Sz.)

30. Szurmay, Sándor: *A magyar katona a Kárpátokban* (Der ungar. Soldat in den Karpaten). Bp.: Egyetemi Ny. 1940. 238 S., 8^o.

Diese packenden Erinnerungen des berühmten Feldherrn der ungar. Armee 1914—17 und des späteren Honvédministers bedeuten eine der schönsten Ehrungen des tapfer kämpfenden ungar. Soldaten, der im Weltkrieg ein verhältnismäßig großes Blutopfer gebracht hat. Obwohl Sz. die genauere Schilderung seiner Kampfhandlungen den Kriegsgeschichtlern überläßt, ist sein Werk nicht nur eine beachtenswerte Aufzeichnung schönliterarischer Natur, sondern auch eine bleibende Leistung der ungar. Kriegswissenschaft. In einem Schlußkapitel benutzt Sz. die Gelegenheit, den deutschen Feldzug in Polen vom Sept. 1939 zu würdigen.

(B. Sz.)

31. Garay L.: *A pécsi magy. kir. honvéd hadapródiškola története* (Geschichte der Kgl. Ungar. Kadettenschule in Fünfkirchen). Fünfkirchen: Kgl. Ungar. milit. Erziehungsanstalt „Zrinyi Miklós“ 1939. 254 S., 8^o.

Es handelt sich hier nicht um die Geschichte einer Schule im gewöhnlichen Sinne des Wortes, die dank ihres regelmäßigen Ablaufs keine besonderen Ereignisse aufzuweisen hat. Neben der militärisch und pädagogisch interessanten Organisation der Schule werden in diesem Buch einige charakteristische Ereignisse des Weltkrieges und der darauffolgenden Friedensjahre mitgeteilt. Die Angaben dieses Buches sind ein Beweis dafür, daß sich in der Zeit der jugoslawischen Besetzung die Einwohner

und besonders die Kadetten Fünfkirchens sehr tapfer gezeigt haben. Damals schien dies umsonst; heute aber sagt der Autor mit Recht: „Die in Zeiten der Prüfungen stark sind, erleben den Anbruch des Tages der Gerechtigkeit.“ (B. B.)

32. Bánhidi, A.: *Pilóta lettem* (Ich wurde Flieger). Bp.: Révai 1940. 260 S., 8¹.

Dieses Werk B.s ist ein Buch vom ungar. Piloten und überhaupt vom ungar. Flugwesen. B. schildert auf lebendige und anschauliche Weise alle seine Flüge und charakterisiert kurz und treffend die besuchten Städte, Länder und Völker. Er klärt uns auch über die technischen Voraussetzungen auf und führt uns unterhaltend in die Geheimnisse des Kunstfliegens ein. B.s Buch ist von großer Begeisterung getragen. Verf. schildert nicht nur seine persönliche Laufbahn, sondern den Aufstieg des gesamten Flugwesens in Ungarn. Das im Weltkrieg verstümmelte Land ist zwar materiell nicht im Stande, im Flugzeugbau mit den großen Völkern Europas Schritt zu halten, vermochte aber trotzdem mit schönen Ergebnissen am Wettkampf der Nationen teilzunehmen, und B. ist stolz darauf, hier zum Erfolg seines Vaterlandes wesentlich beigetragen zu haben. (M. A.)

33. Megyery, Ella: *Az első villámháború (Finis Poloniae)*. (Der erste Blitzkrieg.) Bp.: Stádium, o. J. 320 S., 8⁰.

Die jüngsten geschichtlichen Tatsachen wurden für spätere Zeiten durch Wehrmachtberichte, Presse und Film festgehalten. Daneben haben aber auch die persönlichen Eindrücke ihren besonderen Wert. Die ungar. Schriftstellerin, die als Weltreisende über die Landesgrenze hinaus bekannt ist, hat in ihrem Buch sowohl die objektive Tatsache des polnischen Zusammenbruchs als auch ihre persönlichen Eindrücke in künstlerischer Form dargestellt. Sie hat das Talent, durch ihre Schilderungen die Geschehnisse einem großen Leserkreise nahezubringen, indem sie das persönliche Erlebnis durch die Geschichte machenden Tatsachen stets hindurchleuchten läßt. (St. S.)

34. Wass, Albert: *Jönnek!* (Sie kommen!) Bp.: Révai 1940. 108 S., 8⁰.

Dieses Werk will das Tagebuch jener vierzehn Tage sein, welche zwischen dem Schiedsspruch über das Schicksal Siebenbürgens und dem Einmarsch der ungar. Truppen ins Dorf des Verf.s vergingen. Eine schwere Aufgabe setzte sich Verf. zum Ziel, als er sich daran machte, das in Worte zu kleiden, was als Erleben so wunderbar gewesen ist: die Befreiung nach zweiundzwanzigjährigem schwerem Leiden, den ersten Ausbruch der Freude, die Erregung in den letzten Tagen des weggehenden Regimes, die unerträgliche untätige Spannung der Erwartung und endlich das alle schlechten Erinnerungen aufwiegende Bewußtsein der Wiedervereinigung mit dem Vaterlande. Das alles bedeuten die beiden Wörter: Sie kommen! (Gy. N.)

35. Belitzky, János: *Sopron vármegye története I* (Geschichte des Komitats Ödenburg). Bp.: Stephanaeum 1938. 1015 S. 6 Kt.; 8⁰.

Die neueste Geschichtswissenschaft sieht die Aufgabe der Komitatsgeschichte in der Erfassung der Volkselemente und der Organisation des Komitates unabhängig von allen Geschehnissen, die — mögen sie sich auch auf dem Gebiet des Komitats abgespielt haben — doch nur vom Gesichtspunkte des ganzen Landes aus wichtig waren. Dieser modernen Forderung versucht hier B., einer der namhaften jungen ungar. Historiker, nachzukommen; er kann sich aber schwer von der Überlieferung

der älteren Monographien lösen, bei denen das Übergewicht auf der Schilderung der polit. Geschichte lag. Er wählte zum Stoff seiner Untersuchung ein ziemlich früh ausgebildetes Komitat, in dem von Anfang an mannigfaltige Volkselemente wohnten. Der vorliegende erste Band seiner Arbeit schildert (nach einer geologisch-archäologischen Einleitung) in drei Teilen: das königliche Komitat von der Landnahme bis zu seiner Auflösung — die Blütezeit des autonomen ständischen Komitats — und dessen Lage am Ende des Mittelalters. In B.s Schilderungen kommen auch die wirtschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkte der modernen Forschung erfolgreich zur Geltung. Mit großem Interesse erwarten wir die Fortsetzung der vorzüglichen Arbeit.

(B. Sz.)

36. Gál, István: *Jugoslovenska orientacija madjarske historijske nauke* (Jugoslav. Orientierung der ungar. Geschichtswissenschaft). Beograd-Bp.: S. A. Jugoslovensko-madjarska revija 1940, H. 2. 16 S., 8°.

Das wissenschaftliche Interesse der ungar. Gelehrten an der Geschichte der Südslawen und damit im Zusammenhang an der gesamten Balkangeschichte ist schon vor dem Weltkrieg äusserst rege gewesen. Wir erinnern nur an Namen wie KÁLLAY, ASBÓTH, THALLÓCZY. G., dessen rührige Arbeit für eine wissenschaftliche Zusammenarbeit der Völker des Donauraums Beachtung verdient, gibt uns im vorliegenden Aufsatz einen Überblick und eine Bestandsaufnahme über die wissenschaftlichen Arbeiten ungarischer Gelehrter, die Themen aus der südslaw. Geschichte oder der Balkangeschichte in den letzten beiden Jahrzehnten bearbeitet haben. Neben wohlbekannten Namen wie BAJZA, MELICH, ECKHARDT, welch letzter wegen seines programmatischen Vortrags über eine vergleichende Literaturgeschichte der Völker Ostmitteleuropas besondere Erwähnung beanspruchen kann, gibt es nun in Ungarn einen großen Kreis junger Fachleute, die sich einen guten Ruf verschafft haben, man denke nur an DEÉR, KNEZSA, GÁLDI und andere.

(L. S.)

4. Volk- und Landeskunde.

37. Elekes, Dezső: *Hazánk, népünk, szomszédaink. Az ezeréves, a trianoni és a megnagyobbodott Magyarország ismertetője.* (Unser Land, unser Volk, unsere Nachbarn. Wegweiser durch das 1000jährige, das Trianoner und das vergrößerte Ungarn). Bp.: Magy. statiszt. társ. und Egyetemi kisebbségjogi intézet 1940. 157 S., 1 Kt., 8°.

Das Buch gibt eine sehr sachliche, ausgesprochen statistische Übersicht über Ungarn nach dem Stand von 1939, aber jeweils mit Vorausstellung der Daten des alten Ungarn und seiner Verkleinerung nach Trianon. Schon der Titel deutet aber auf die moderne Fassung, die über die bloße Landesbeschreibung hinausgeht und mit Begriffen wie Völker und Nachbarn arbeitet. So hebt es sich gegen die bisherigen Darstellungen von Ungarn ab. Im Inhalt ist das Land zunächst nach Geschichte und Geographie sowie Verfassung und Kultur dargestellt, mit sehr dankenswerten Einzelheiten einer Staatenkunde, so auch in den Angaben zur Verwaltungsgliederung und zum inneren Aufbau, die in dieser prägnanten Form bisher nirgends so gut beisammen zu finden sind. Das gleiche gilt für die weiteren Abschnitte, insbesondere den wirtschaftlichen Abriß. Dieser Teil, wie auch der zweite Hauptabschnitt über die Bevölkerungsverhältnisse Ungarns ist mit kleinen, aber gut ausgewählten Tabellen bereichert, wobei man allerdings für den Stand des „heutigen“ Ungarn stellenweise die Jahreszahl der Angaben vermißt. Ein Sonderkapitel ist der Nationalitätenfrage

gewidmet, innerhalb dessen auch frühere, sehr aufschlußreiche Daten vermittelt werden und das Auslandsungartum und seine Lage als Minderheit in den Nachbarstaaten gestreift wird. Diesen gilt der dritte Hauptabschnitt, der freilich etwas allgemein gehalten bleibt und Ungarns internationale Lage in ihrer Entwicklung nach dem Weltkrieg bis zum Kriegsanfang 1939 beleuchtet. Ein deutscher Auszug fehlt leider. (—rt.)

38. Keresztury, Désiré: *Balaton* (Plattensee). Bp.: Officina o. J. 72 S., 8°.

Dem Plattensee, der in den letzten Jahren einen immer größeren Zustrom ausländischer Reisender und Erholungsuchender zu verzeichnen hatte, wird im vorliegenden Bändchen ein sympathisches Lob- und Preislied dargebracht. Nach einer Einleitung des Hsg.s über die geographische Lage und die historischen Ereignisse, die sich an den Ufern des Plattensees abgespielt haben, wobei Stellen aus alten Chroniken zitiert werden, kommen ungar. Schriftsteller nebst franz., ital. Stimmen und einem türk. Globetrotter zu Wort, die die landschaftlich schöne Lage des Sees rühmen. Abbildungen und die Wiedergabe von älteren und modernen Stichen und Gemälden veranschaulichen die einzigartige Schönheit des „ungarischen Meeres“. (L. S.)

39. Zathureczky, Gyula: *Erdély, amióta máskép hívják* (Siebenbürgen, seitdem man es anders nennt). Bp.: Magyar Élet 1939. 142 S., 8°.

Zur Zeit des Friedensdiktats von Trianon trauerten um Siebenbürgen alle ungar. Herzen; man schwieg, aber jeder Ungar mußte daran denken. Als das vor uns liegende Werk geschrieben wurde, stand in Siebenbürgen noch die alte Ordnung, obwohl der erste Wiener Schiedsspruch das Pariser Friedenswerk schon erschüttert hatte; als man die Veränderung der Zeiten schon fühlen konnte, bereiste Z. Rumänien. Sein Buch gibt ein lebenswahres Bild von Ungarn, Sachsen und Rumänen, von den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen. Mit unbefangenen Augen sieht Z. vor allem die großen Probleme des siebenbürg. Ungartums, dessen schweres Los hier für immer festgehalten wird. Besonders erschüttern uns die Teile des Werkes, welche von den ungar. Bauern und Arbeitern berichten, die um ihr Fortkommen zu finden, nach Bukarest und Altrumänien auswandern mußten. (Gy. N.)

40. Vida, Péter: *Magyarország és Románia. — két ország Európa színterén* (Ungarn und Rumänien — zwei Länder auf dem europäischen Schauplatz). Bp.: Hornyánszky Viktor 1940. 80 S., 8°.

Die vorliegende Arbeit ist zum überwiegenden Teile ein zwar ausführlicher, aber unter politischen Gesichtspunkten geschriebener Bericht, der die einzelnen wissenschaftlichen Forschungsergebnisse und Hypothesen über Namen und Urheimat der beiden Völker behandelt und deren Rolle in der europ. Geschichte und der christlichen Kultur bewertet. Trotz des propagandistischen Zweckes ist die Schrift für jeden empfehlenswert, der sich schnell einen Überblick über die ungar.-rumän. wissenschaftliche Polemik verschaffen will. (L. S.)

41. Thirring, Gusztáv: *Sopron városa a 18. században* (Die Stadt Ödenburg im 18. Jh.) Sopron: Székely 1939. 356 S., 8°.

Der namhafte Gelehrte bietet auf Grund einer unermüdlichen und mit Liebe durchgeführten archivarisches Forschungsarbeit in den Kapiteln über die Topo-

graphie der Stadt, über die Ausbildung der Haus- und Wohnungsverhältnisse, über die demographischen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Einwohnerschaft, über das wirtschaftliche Leben und über die Lage der Industrie, des Handels, des Steuer- und Grundstückwesens ein sehr interessantes Bild von den öffentlichen Zuständen seiner Geburtsstadt Ödenburg im 18. Jh. Die Skizzen, Tabellen und Bürgerverzeichnisse machen die klaren und ins einzelne gehenden Schilderungen noch übersichtlicher. (B. Sz.)

5. Wirtschaft. Statistik. Bevölkerungslehre.

42. *A magyar gazdasághutató intézet gazdasági helyzetjelentése.* 46. sz. (Bericht über die ungarische Wirtschaftslage in den Monaten April—September 1940. Nr. 46). Bp.: Ungar. Inst. für Wirtschaftsforschung, 1940, 186 S. 4^o.

Der neueste Wirtschaftsbericht des Ungarischen Instituts für Wirtschaftsforschung besteht, außer einer Chronik und einer ergänzenden Zusammenfassung der Wirtschaftslage seit Ende Oktober 1940, aus zwei Teilen. An erster Stelle wird die allgemeine Wirtschaftslage untersucht, die in dieser Periode durch die sich ständig verstärkende Blockade gekennzeichnet ist; es knüpfen sich dann außerdem noch ausführliche Einzelabhandlungen über die schwierige Lage der internationalen Rohstoffmärkte und der wichtigeren Länder an. Die Wirtschaftslage Ungarns steht in dieser Zeit im Zeichen der Wiederwehrhaftmachung und des wirtschaftlichen und kulturellen Wiederaufbaus von Siebenbürgen; dies geht aus jedem Kapitel des Berichtes hervor, der die Erörterung der Lage des Geld- und Kapitalmarktes, der Preisgestaltung, der Kreditsicherheit, des Außenhandels, des Staatshaushaltes, der Landwirtschaft und der industriellen Produktion zusammenfaßt. Im wesentlichen läßt sich feststellen, daß die Geldeinnahmen der Landwirtschaft im Wirtschaftsjahre 1939/40 gegenüber dem Vorjahre — auf die Trianon-Grenzen berechnet — um 8% gestiegen sind, aber daß sich die Lage der landwirtschaftlichen Bevölkerung trotzdem nicht gebessert hat. Und zwar einerseits, weil die Arbeitslöhne gestiegen sind und die Betriebsstoffe teurer geworden sind, andererseits weil der Schweine- und Schafbestand erheblich gesunken ist, von der verhängnisvollen Getreideernte des Jahres 1940 gar nicht zu sprechen. Trotzdem konnte die Industrie in ihrer Produktion ihren im Sommer 1939 erreichten Höchststand gegen eine Reihe von Schwierigkeiten bis Mitte 1940 halten. Von da ab sank aber der Umfang der industriellen Produktion. Diese Abnahme der Produktion war nicht erheblich, da es zu den Betriebseinschränkungen ausschließlich aus Gründen der Rohstoffbewirtschaftung kam. Das Sinken der Reallöhne und Realgehälter, das durch die 7%ige Erhöhung seit Ende Oktober 1940 nicht ausgeglichen wurde, ist ein sicheres Zeichen dafür, daß der ungarische Staat zur Verwirklichung primärer nationaler Belange heute einen größeren Teil des Volkseinkommens beansprucht als früher. (R. H.)

43. *A Futura története* (Die Geschichte der Futura). Bp.: Pátria 1939. 197 S., Gr. 8^o.

Anläßlich der 30. Jahreswende ihrer Gründung (1919) veröffentlicht die Vertriebszentrale der ungar. Genossenschaften, die sich über wichtige staatliche Aufträge (Weizeninterventionskäufe) und unter ständiger Erweiterung ihres Apparats im Laufe des Ausbaus der gesteuerten Wirtschaft in Ungarn zum kräftigsten Organ der staatlichen Einflußnahme auf die Verwertung landwirtschaftlicher Erzeugnisse entwickelt hat, eine aufschlußreiche Darstellung ihrer Entwicklung, ihrer Organisation und weitverzweigten Tätigkeit, deren wichtigste Aufgabe in der Abwicklung des Aufkaufs und des Vertriebs (einschl. des Auslandabsatzes) der ungar. Weizenerte besteht. (Z.)

44. Haidekker, Sándor: *A magyar középipar helyzete* (Die Lage des ungar. Mittelgewerbes). Bp.: Egyet. Ny. 1939. 68 S., 8^o.

Die vorliegende Arbeit bezeichnet die konkreten Merkmale jener industriellen Betriebe, die in Ungarn zur Größenkategorie Mittelgewerbe gezählt werden können. Diese beschäftigen nach den Berechnungen H.s 25% des industriellen Hilfspersonals und liefern 24—26% des Produktionswertes der ungar. Industrie. Die Veröffentlichung stellt die staatsfinanzielle, wirtschaftspolitische und nationalpolitische Bedeutung des mittleren Gewerbes heraus und weist hierbei u. a. auf ihre Elastizität Konjunkturlenkungen gegenüber, auf ihren nationalen Charakter und ihre Funktion als Bindeglied zu den unteren Schichten hin. Nach der Formulierung der speziellen Wünsche dieser Betriebskategorie in bezug auf die gebotene Berücksichtigung bei öffentlichen Lieferungen, bei der Industrieförderung und Kreditgewährung sowie hinsichtlich der politischen Vertretung und des Fachunterrichts weist H. auf die bisherigen Erfolge des Kleingewerbes und der Großindustrie hin und erblickt die künftige wichtige Rolle des Mittelgewerbes darin, den Tendenzen der Vertrustung des Wirtschaftslebens durch kleinstädtische Wirtschaftseinheiten auf der anderen Seite entgegenzuwirken.

(Z.)

45. Szigeti, Gyula: *A gazdasági válság Budapest életében* (Die Auswirkungen der Wirtschaftskrise im Leben von Budapest). Bp.: Statist. Amt, o. J. 165 S., 58 Tf.,; 4^o. P. 5.

Vorliegende Veröffentlichung betont zunächst die engen Beziehungen zwischen Budapest und der Agrarwirtschaft Ungarns und weist sodann an Hand reichhaltigen und sorgfältig zusammengestellten statistischen Materials die Symptome und Folgen der Weltwirtschaftskrise auf, die im Zeitraum 1928—1933 in den einzelnen Zweigen der Industrie, im Kreditwesen, in Handel und Verkehr sowie im Gemeindehaushalt und auf sozialem Gebiet in Budapest zu verzeichnen waren. Als eine gründliche statistische Bearbeitung ihres Gegenstandes vermag die Veröffentlichung für einschlägige Untersuchungen recht gute Dienste zu leisten.

(Z.)

46. Vágó, Pál: *Munkanélküliség, hitel, orszáépítés* (Arbeitslosigkeit, Kredit, Aufbau des Landes). Bp.: Svl. 1939. 109 S., 8^o.

V. geht von der Arbeitslosigkeit in Ungarn nach dem Stand von Anfang April 1939 aus und fordert im Sinne des Programms der ungar. Pfeilkreuzler-Partei, nach deutschem und italienischem Vorbild, die Inangriffnahme großzügiger öffentlicher Arbeiten, Herausgabe von Arbeitsbeschaffungswechseln, Aufgabe der Golddeckungstheorie, völlige Brechung des jüdischen Einflusses im ungar. Kreditwesen und dessen weitestgehende Lenkung durch den Staat. Die programmatische und stark politisch ausgerichtete Schrift unterzieht im Zusammenhang mit den Vorschlägen die zur Zeit der Veröffentlichung bestehenden Verhältnisse besonders in bezug auf Arbeitsbeschaffung und Kreditgewährung einer scharfen Kritik. Hinsichtlich der industriellen Arbeitsgelegenheiten ist allerdings inzwischen infolge der Auswirkungen des ungar. Fünfjahresplanes — für die Zeit seiner Durchführung — ein grundlegender Wandel eingetreten.

(Z.)

47. Kuncz, Ödön: *Küzdelem a gazdasági jogért* (Kampf um das Wirtschaftsrecht). Bp.: Egyet. Ny. 1939. 670 S., 8^o.

Die vorliegende Sammlung kleinerer Arbeiten aus einem Zeitraum von etwa 30 Jahren bildet ein wertvolles Dokument jenes unermüdbaren Kampfes, die der

auch im Deutschen Reich bekannte ungar. Rechtslehrer sowohl auf theoretischem Gebiet als auch durch praktische Vorschläge (Ausarbeitung mehrerer Gesetzentwürfe) unter ständiger Berücksichtigung der ausländischen, insbesondere deutschen Rechtsentwicklung für die Modernisierung des ungar. Wirtschaftsrechts geführt hat. Die wichtigsten Gegenstandsgebiete der Sammlung bilden die rechtliche Regelung des unlauteren Wettbewerbs, das Kartellrecht, das für Ungarn besonders bedeutsame Genossenschaftsrecht und das Aktienrecht, für dessen fällige Reform sich K. durch eine Reihe wertvoller Arbeiten richtungweisend eingesetzt hat. Die Arbeiten zeichnen sich durch die Mannigfaltigkeit umfassender Gesichtspunkte, durch völlige Beherrschung des weitverzweigten Stoffes und durch sachliche Detailarbeit aus. (Z.)

48. Almási Balogh, Elemér: *Emlékeim* (Erinnerungen). Bp.: Egyet. Ny. 1938. 408 S., 8^o.

Die Veröffentlichung des ehem. Präsidenten der größten ungar. genossenschaftlichen Organisation („Hangya“) bietet im selbstbiographischen Rahmen eine lebendige Darstellung der Entstehung und Entwicklung der betr. Genossenschaft, indem sie in großen Zügen deren organisatorischen Ausbau, die Erweiterung ihres Arbeitsfeldes und ihre Funktion im Rahmen der ungar. Volkswirtschaft skizziert. Allerdings muß diese Entwicklungsgeschichte in ihrem sachlichen Zusammenhang aus der anschaulichen und persönlich gefärbten Schilderung der jeweiligen politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse erst herausgeschält werden, andererseits sichert die selbstbiographische Fassung mit ihrem Beziehungsreichtum der Schrift den Rang eines zeitgeschichtlichen Dokuments. (Z.)

49. Surányi-Unger, Teodor: *A magyar gazdasági jólét útja* (Der Weg des ungarischen Wohlstandes). Bp.: Stádium 1940. 112 S., 8^o.

50. Ders.: *A nemzetközi kapcsolatok mai állása* (Der gegenwärtige Stand der außenwirtschaftlichen Beziehungen). Bp.: S. A. Közgazdasági Szemle 1940, H. 4—5. 19 S., 8^o.

Im Grundsätzlichen stellt Vf. den Gegensatz zwischen der kapitalistischen und der Gemeinwirtschaft heraus und bezeichnet im einzelnen die Aufgaben der Senkung der landwirtschaftlichen und industriellen Produktion, sowie die im Bereich der Kapitalbildung, der Einkommensverteilung und Preisgestaltung bestehenden und zu lösenden Probleme, im Hinblick auf den schrittweise und systematisch zu erfolgenden Ausbau einer ungar. Planwirtschaft. Durch ihren die Hauptprobleme der ungar. Wirtschaftspolitik von übergeordneten Gesichtspunkten her umfassenden Charakter bildet die Veröffentlichung eine neue Etappe im Gesamtwerk S.s, des markantesten, einen realistischen Sinn für den Umbruch in der Wirtschaftspolitik mit Sachlichkeit und Fachwissen vereinernden Wegbereiters der sich von liberalistischen Doktrinen befreienden neuen Wirtschaftsauffassung in Ungarn. Mit den planwirtschaftlichen Gedanken über die Richtung des Ausbaus der ungar. Nationalwirtschaft verbindet sich die Forderung einer sinngemäßen und organischen Eingliederung der ungar. Wirtschaft in die werdende neue europäische Wirtschaftsgemeinschaft. Die zu erwartende Wirkung der Arbeit auf die praktische Wirtschaftsgestaltung Ungarns ist nicht zu unterschätzen. — Die Schrift über den gegenwärtigen Stand der außenwirtschaftlichen Beziehungen verfolgt deren Gestaltung im Überblick vom Freihandel bis zur Ausgestaltung von Wirtschaftsräumen und liefert einen Beitrag zum Ausbau der Theorie der komparativen Kosten, wobei die Bedeutung der Gemeinhilfe unterstrichen wird. (Z.)

51. Bud, János: *Az időök szellemében* (Im Geist der Zeiten). Bp.: Stephaneum 1939. 240 S., 8^o. P. 3,20.

Die in der Veröffentlichung enthaltenen Reden, Artikel und Studien des ehem. Handelsministers B. aus den Jahren 1937—39 behandeln die in diesem Zeitraum durch ihre Aktualität hervorstechenden Probleme der ungar. Wirtschafts- und auch Sozialpolitik. B. fordert u. a. die Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung, die Durchführung der Bodenreform, den Ausbau einer durch und durch auf nationale Belange abgestellten Kreditpolitik, die Einführung der Kartelle in den modernen Gesamtbau der Volkswirtschaft, eine Modernisierung der öffentlichen Verwaltung, die Verbreitung und Vertiefung des landwirtschaftlichen Unterrichts u. a. m. Die z. T. stark pädagogisch eingestellten Ausführungen wollen den Weg nach einer durch „nüchterne Aktivität“ und „klugen Dynamismus“ anzustrebenden, zeitgemäß disziplinierten und auf das Gesamtwohl ausgerichteten Wirtschaftsordnung weisen, die, getragen von nationalem und sozialem Verantwortungsbewußtsein, den speziellen Verhältnissen des Ungartums angepaßt ist. Die Forderungen und Vorschläge B.s, von denen zahlreiche inzwischen bereits zu Bestandteilen der ungar. Regierungspolitik geworden sind, tragen den Stempel eines „reformerischen“ Denkens an sich, das, der Mängel des liberalistischen Wirtschaftssystems bewußt geworden, unter Berücksichtigung zeitgemäßer Vorbilder in anderen Ländern nach Teillösungen für Ungarn sucht. (Z.)

52. Csikós-Nagy, Béla: *Magyar gazdasági önellátás* (Die wirtschaftliche Selbstversorgung Ungarns). Szeged: Rechts- u. Staatswiss. Inst. d. Univ. Szeged 1940. 24 S., 8^o. P. 1,50.

Die Schrift stellt für die ungar. Industrie eine Bilanz der Rohstoffe, der Arbeits- und der Warenherstellung auf und berührt die einschlägigen Probleme des Außenhandels sowie des Verbrauchs. Unter dem Gesichtswinkel der Selbstversorgung wird das Aufeinanderangewiesensein der industriellen und landwirtschaftlichen Erzeugung unterstrichen. Unbeschadet der in der Schrift enthaltenen wertvollen Angaben vermißt man bei den relativ beschränkten Selbstversorgungsmöglichkeiten Ungarns im industriellen Bereich nähere Hinweise auf raumwirtschaftliche Lösungen. (Z.)

53. *Preise, Finanzen, Währungen und Märkte des Auslandes im I. Halbjahr 1940.* Bln: Reichs-Kredit-Gesellschaft. 44 S., Gr. 8^o. (Als Manuskript gedruckt.)

Der Neuordnung Europas wird auch die Neugestaltung des europ. Wirtschaftslebens folgen. Darüber hinaus aber wird auch in der Gestaltung der zwischenkontinentalen Wirtschaftsbeziehungen eine tiefgreifende Änderung vor sich gehen. Denn die Lösung aller kontinentalen Probleme wird auch in den anderen Großräumen der Weltwirtschaft Umschichtungen erzwingen, die sich zum Teil bereits im Fluß befinden. — Das vorliegende Heft, dessen statistisches Material sehr sorgfältig ausgewählt und bearbeitet wurde, stellt sich nun zur Aufgabe, Berichte über die Entwicklung der Preise, Kreditmärkte usw. des Auslandes, besonders auch über die Veränderungen im amerikanischen Außenhandel seit Ausbruch des europäischen Krieges bereitzustellen, um einen Einblick in diesen sich bereits vorbereitenden Umbau der Weltwirtschaft zu gewähren. Es wäre jedoch verfrüht, aus den Ereignissen unserer Tage bereits weitgehende Schlußfolgerungen zu ziehen. (Hol.)

54. Schiller, P. v. und Varga, St.: *Borforgyasztási szokások*. (Weintrinkergewohnheiten). Bp.: Ungar. Inst. f. Wirtschaftsforschung, Sonderheft Nr. 19, 1940. 62 S., 4^o.

Das Kgl. Ungar. Landwirtschaftsministerium stellte im Frühling 1939 dem Ung. Institut für Wirtschaftsforschung und dem Psychologischen Institut der Kgl. Ungar. Pázmány Péter Universität zu Budapest die Aufgabe, die Budapester Weintrinkergewohnheiten sowie deren psychologische Wurzeln zu untersuchen. Das Resultat dieser Forschungen enthält diese Arbeit. Die Kenntnis der Weintrinkergewohnheiten sollte eine zweckmäßige Propaganda auf dem Gebiete des Weinverbrauchs ermöglichen. Die Untersuchung erstreckte sich anfangs nur auf Budapest, später auch auf andere ungarische Städte, wie Eger, Rozsnyó, Kecskemét und Hódmezővásárhely. Die Untersuchung stellte in erster Linie fest, was für einen Wein das Publikum bevorzugt, welche Sorten bei welchen Gelegenheiten verbraucht werden. In zweiter Linie wurden jene persönlichen Motive zu ermitteln gesucht, die zum Weintrinken anspornen oder davon abhalten, außerdem welche Raucher- oder gastronomischen Gewohnheiten, Liebhabereien oder sonstigen Einflüsse beim Einzelnen auf das Weintrinken einwirken. Die dritte Leitlinie der Forschung war die Analyse der sachlichen Motive, also der Rolle der öffentlichen Meinung, Einfluß der Qualität, der Preisänderungen und des Verbrauchsortes. Als Endergebnis der Untersuchungen kann die Feststellung angesehen werden, daß durch eine sinngemäße Propaganda die Verbreitung billiger Flaschenweine gefördert werden könnte. (R. H.)

56. Csallner, A.: *Die volksbiologische Forschung unter den Siebenbürger Sachsen*. Lpz.: Hirzel 1940. 113 S., 1 Tf., 4^o. (Beitrag zur Kenntnis des Deutschtums in Rumänien 4).

Das Buch Cs.s stellt eine Zusammenfassung der bisherigen Forschungen dar und bringt daran anschließend Cs.s eigene Forschungsergebnisse. Er beurteilt seine Vorgänger durchaus sachlich und seine Feststellungen müssen auch von ungarischem Standpunkt aus als objektiv anerkannt werden. Er untersucht das Leben der Siebenbürger Sachsen nicht nur nach rassenbiologischen, sondern auch nach wirtschaftlichen und kulturellen Gesichtspunkten. Er erkennt, daß die bisherigen Untersuchungen nur lückenhaft sein konnten, und schließt sein Buch mit der Forderung nach einer volksbiologischen Forschungsanstalt, in der alle Ergebnisse gesichtet und gesammelt werden sollten. (B. B.)

6. Politik. Recht u. Verwaltung. Sozialwesen.

57. Faluhelyi, Ferenc (Hsg.: *Kisebbségi Körlevél*) (Minderheitenrundbrief), Jg. IV. Pécs: Egyetemi Kisebbségi Int. 1940. 6 H. je etwa 50 S., 8^o.

Die nun schon eingebürgerte periodische Schrift bringt im 4. Heft des vorliegenden Jg.s eine Slowakennummer, die sich auch der Frage des slowak. Volkes widmet und die mit den im *Slovak* vertretenen Anschauungen diskutiert. Dem slowak. Volksbegriff wird dabei von Tibor Joó der Begriff der ungar. Nation gegenübergestellt. Im übrigen wird das slowak. Verwaltungsgesetz von 1930 madjarisch wiedergegeben. In der 2. u. 3. Nummer war bereits ein Überblick über die Entwicklung des ungarländ. Deutschtums und den Volksbund gegeben. Der Rundbrief zeichnet sich durch sachliche Berichterstattung aus und bringt gründliche Buchbesprechungen. Jedem Heft ist eine dtsh. Zusammenfassung beigelegt. (rt.)

58. Hajdu, István: *A második zsidótörvény földbirtokpolitikai rendelkezéseinek magyarázata* (Kommentar zu den grundbesitzpolitischen Bestimmungen des zweiten Judengesetzes). Bp.: TÉBE o. J. 132 S., 16^o. P 4.

Text und Kommentar zu den im zweiten Judengesetz (G. A. v. J. 1938) enthaltenen grundbesitzpolitischen Rechtsvorschriften, nach denen Juden, ohne irgendwelche Beschränkungen, zur Überlassung ihrer sämtlichen landwirtschaftlichen Grundstücke (schätzungsweise insges. rd. 280000 ha) verpflichtet werden können. (Z.)

59. Kendi-Finály, István: *A magyar földért* (Für den ungar. Boden) Vorwort von J. SZETTLER. Bp.: Pátria 1940. 224 S., 8^o.

Lebensbeschreibung und Darstellung der Laufbahn von Ignaz v. Darányi, dem hervorragendsten ungar. Ackerbauminister in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s, der durch seine landwirtschaftliche Sozial- und Siedlungspolitik richtungweisend auch für die neueste Zeit wirkte. Die Biographie ist flüssig geschrieben und mehr auf persönliche Momente abgestellt. (Z.)

60. Csák, István: *Lássunk tisztán a földkérdésben!* (Verschaffen wir uns Klarheit über die Bodenfrage!). Bp.: R. Gergely 1939. 128 S., 8^o. P. 2,50.

61. Kerék, Mihály: *Die ungarische Bodenfrage*. Bp.: Mefhosz 1939. 514 S., 8^o.

62. Matolcsy, Mihály: *Új élet a magyar földön* (Neues Leben auf ungar. Scholle). Bp.: Cserépfalvi 1938. 235 S., 8r. P. 4,40.

63. Scherer, Péter Pál: *A nagybirtok* (Der Großgrundbesitz). Bp.: Egyet. Ny. 1939. 416 S., 8^o.

64. Ders.: *A járható út* (Der gangbare Weg). Bp.: Mérnökök Ny. 1939. 102 S., 8^o.

Die angeführten Werke enthalten die wichtigsten Argumente, die im Rahmen der 1938—40 entstandenen umfangreichen polemischen Literatur über die aktuelle Bodenreform für oder wider die Reform ins Treffen geführt wurden. — Innerhalb dieses Schrifttums nimmt die Arbeit von Kerék insofern einen besonderen Platz ein, als sie das Problem nach allen Seiten hin: geschichtlich, wirtschaftlich und soziologisch beleuchtet, reichhaltiges statistisches Material zur Verfügung stellt und durch eine systematisch aufgebaute Beweisführung zu einer klar formulierten Forderung gelangt. Nach dem von K. entworfenen Plan sollten innerhalb von zehn Jahren 3,2 Mill. Kat. Joch zum Teil in Form von Kleinpachten (Pachtgenossenschaften), in Verbindung mit einer Siedlungsaktion, zur Bildung von Kleinbesitzen bei einem Gesamtkostenaufwand von 70—75 Mill. P verwendet werden. — Obwohl Matolcsy in seinem 1938 erschienenen Buch einen Gesamtwechsel des seiner Auffassung nach auf „feudalistischer“ und liberalistischer Grundlage beruhenden sozialökonomischen Systems Ungarns durch Herbeiführung einer gleichmäßigeren Einkommensverteilung ins Auge faßt, bildet die Grundbesitzerreform — als wirksamstes Mittel zur Umschichtung der Einkommensverteilung — auch bei ihm eines der Hauptprobleme der ungar. Gegenwart. Er berechnet die zur Bildung von Kleinbesitzen in Anspruch zu nehmende Fläche mit 3,1 Mill. P und setzt die Anzahl der einer Bodenzuteilung bedürftigen Bevölkerung auf rd. 3 Millionen an. — Gegenüber der von breiten Schichten in Ungarn gestellten Forderung einer radikalen Bodenreform ist Scherer der reprä-

sentative Vertreter jener Auffassung, die die produktionspolitische und soziale Bedeutung der in geeigneter Weise geführten landwirtschaftlichen Großbetriebe betont und auf die zu gewärtigenden Nachteile einer radikalen Bodenreform hinweist. Den Hauptteil seiner an erster Stelle angeführten Arbeit bildet die Auseinandersetzung mit Matolcsy und die Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in zehn landwirtschaftlichen Großbetrieben, während seine zweite Arbeit Vorschläge zur Hebung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Landbevölkerung enthält, die ohne radikale Eingriffe in die Grundbesitzverhältnisse verwirklicht werden könnten. — In dasselbe Lager gehört Csák, der ausführt, die Agitation für eine radikale Bodenreform sei das Symptom der Krankheit der gesamten ungar. Wirtschaft, in der Zollschutz, Kartelle, Kreditorganisation einseitig der Industrie dienen. Er fordert daher den Abbau dieser einseitigen Begünstigungen, die Hinlenkung des mobilen Kapitals zum Ausbau moderner landwirtschaftlicher Betriebe und einer kräftigen landwirtschaftlichen Industrie, wobei auch der Großgrundbesitz eine wichtige Rolle zu spielen hätte. (Z.)

65. Wünscher, Frigyes: *Szervezett agrárértékesítés* (Organisierte Verwertung landwirtschaftlicher Erzeugnisse). Bp.: Csázhy 1940. 260 S., Kl. 8^o.

W. gibt zunächst einen Überblick über die vor allem in Deutschland und Italien, aber auch im sonstigen Ausland zu verzeichnende Entwicklung, die darauf hinausläuft, an Stelle des liberalistisch-kapitalistischen Verwertungssystems eine organisierte Verwertung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu setzen. Gleichsam als Vorbild behandelt Vf. ausführlich die Regelung der Produktion und des Vertriebs von Gewürzpaprika in Ungarn. Nach Herausstellung der Grundsätze der organisierten Verwertung ungarischer Konzeption geht W. auf die in Ungarn erfolgreich arbeitenden Organisationen der Verwertung einer Reihe von landwirtschaftlichen Erzeugnissen ein, von denen Weizen, Wolle, Kartoffeln, Zwiebeln, Milch, Bettfedern, Rindvieh und Schweine sowie Pferde hervorgehoben werden sollen. (Z.)

66. Esztergár, Lajos: *A szociális munka útján* (Auf dem Wege der sozialen Arbeit. Pécs: Kultura 1939. 137 S. 8^o).

Der vorliegende Bericht gibt vor allem ein anschauliches, durch Lichtbildaufnahmen belebtes Bild vom Aufbau und den Leistungen der Wohlfahrtsgenossenschaft des Komitats Szatmár, die für später gebildete ähnliche Genossenschaften vielfach zum Vorbild wurde. Die Wohlfahrtsgenossenschaft von Szatmár verhilft die darauf angewiesene Landbevölkerung unter Anwendung von Verfahren, die den Lebensverhältnissen, dem Bedarf und der Leistungsfähigkeit der Betroffenen mit praktischem Sinn angepaßt sind, u. a. zu Geflügel und Vieh, Kleidung und Familienhäusern und verschafft ihnen durch Organisation hausindustrieller Arbeiten zusätzliche Arbeitsgelegenheiten. Der Bericht enthält ferner Angaben über die Siedlungstätigkeit der Wohlfahrtsgenossenschaft des Komitats Baranya, die hierbei mit der erwähnten Genossenschaft von Szatmár eng zusammenarbeitet, ferner über die muster-gültige soziale Fürsorge der Stadt Pécs (Fünfkirchen) für proletarisierte Existenzen. Der Bericht E.s., eines der Bahnbrecher der auf gesunde Grundlagen gestellten modernen sozialen Kleinarbeit in der ungar. Provinz wird sicherlich die anregende Wirkung bestärken, die von den praktischen Leistungen E.s. auch schon bisher ausgegangen ist. (Z.)

67. Teleki, Graf Johann: *Koordination Schiene-Straße*. Bp.: Svl. 1939. 69 S., 8^o.

T. gibt einen Überblick über die bisherige Regelung des Ausgleichs zwischen den Interessen der Staatsbahnen und der Lohnlastfahrer und unterbreitet einen Entwurf zur Neuregelung, der von übergeordneten verkehrspolitischen Erwägungen ausgehend eine endgültige Ordnung des Verhältnisses zwischen Schiene und Straße herbeiführen soll. (Z.)

68. Visegrády, József: *A gépkocsi hivatása az új Magyarországi társadalmi és gazdasági életében* (Die Aufgaben des Kraftwagens im sozialen und wirtschaftlichen Leben des neuen Ungarn). Bp.: Svl. 1939. 100 S., 8^o.

V. betont die zentralisierende Wirkung der Eisenbahnen in bezug auf Siedlung und Verkehr. Sollen die neuen sozialpolitischen Zielsetzungen der ungar. Regierung verwirklicht und somit der Transport der Erzeugnisse der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe gefördert werden, so sei statt Zentralisierung eine Dezentralisierung des Verkehrs und eine weitestgehende Erschließung verkehrsmäßig bisher vernachlässigter Gebiete erforderlich, wobei dem Kraftwagenverkehr eine außerordentlich wichtige Rolle zufällt. Die einseitig auf die Eisenbahnen abgestellte Verkehrspolitik des 19. Jh.s müsse von einer die verschiedenen Verkehrszweige organisch zusammenfassenden Verkehrspolitik abgelöst werden, die organisatorisch in der Errichtung eines selbständigen Verkehrsministeriums zum Ausdruck käme. (Z.)

69. Imre L.: *A közművelődés mint társadalmi feladat* (Die Allgemeinbildung als Aufgabe der Gesellschaft). Klausenburg: Minerva 1940. 15 S., 8^o. (Erdélyi tudományos füzetek, 118. sz.)

Um seine Aufgabe zu lösen, teilt der Autor seine Arbeit in drei Teile. Im ersten stellt er mit Recht fest, daß die Hebung der Bildung der Allgemeinheit Aufgabe der ganzen Gesellschaft ist, und nicht nur die einzelner Personen. Nur eine Bildung, die durch das Zusammenwirken der einzelnen Individuen und der Gemeinschaft zustande kommt, kann man als eine organische Bildung bezeichnen. Der zweite Teil behandelt die Verpflichtungen, die für die Gemeinschaft aus dieser Aufgabe erwachsen. Seine Erkenntnis lautet: „Lernen und Schaffen!“ Im dritten Teil stellt der Autor dar, auf welche Weise die Gemeinschaft diesen Verpflichtungen nachkommen kann. Die Familie, die Schule und gesellschaftlichen Organisationen spielen dabei eine wichtige Rolle. Aber von einer kulturellen hochstehenden Gemeinschaft und von einer wahren Allgemeinbildung kann man nur sprechen, wenn alle Mitglieder der Gemeinschaft einander gegenseitig erziehen und bilden. (B. B.)

70. Veres Péter: *Szocializmus, nacionalizmus* (Sozialismus und Nationalismus). Bp.: Mefhosz 1939. 251 S., 8^o.

V. ist einer der Genialsten und Originellsten unter den ungarischen Schriftstellern und Denkern. Er lebt wie ein einfacher Bauer und seine Werke sind ein Beweis für die schöpferische Urkraft ungarischen Bauerntums.

In diesem Werk sucht er nach einer Synthese zwischen Sozialismus und Nationalismus. Diese Synthese ist in ihren Grundgedanken dem Nationalsozialismus zwar ähnlich, unterscheidet sich aber von ihm wesentlich. V. kennt den deutschen Nationalsozialismus kaum. Als Autodiktat, der die deutsche Sprache nicht kennt, wurde er nur von ungarischen Zeitungen und Büchern beeinflusst, die vom Nationalsozialismus

nur ein sehr unvollständiges Bild geben. So kommt er, von deutschen Ideen kaum beeinflusst, zu einer echt ungarischen Synthese des Nationalismus und Sozialismus. Mit scharfem Blick stellt er alle Fehler fest, die sich störend im ungarischen Leben auswirken. Leider zieht er nicht die notwendigen Konsequenzen. Deshalb bleibt sein Werk auch nur eine großzügige Schilderung. Es ist aber zu hoffen, daß er in einem zukünftigen Werk auch zu Folgerungen gelangt. Sein Werk würde dann nicht nur Theorie bleiben, sondern zu einem seelischen Motor werden, der mit dazu beitragen kann, die ungarischen Probleme einer richtigen Lösung zuzuführen. (B. B.)

71. Lászlóffy, Woldemar: *Magyarország ivóvízellátása* (Die Trinkwasserversorgung Ungarns). Bp.: M. Mérnök- és Építészegylet 1940. 294 S., 8^o.

Der Band enthält außer dem Bericht über die Arbeit des Landeskongresses für Trinkwasserversorgung (1940) eine lange Reihe von Arbeiten über die technischen, geologischen, verwaltungsmäßigen und hygienischen Probleme der Versorgung der ungar. Bevölkerung mit gesundem Trinkwasser. (Z.)

72. Soproni, Elek: *A kultursarok gondjai* (Die Sorgen des Kulturwinkels). Bp.: Magyar Társaság 1940. 277 S., 8^o.

Die vorliegende Monographie der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Komitats Sopron gibt zunächst einen Überblick über die geographischen und landschaftlichen Verhältnisse der zur Erörterung stehenden Verwaltungseinheit sowie über die Schichtung der Bevölkerung. Die soziale und wirtschaftliche Bestandsaufnahme bezieht sich im wesentlichen auf die landwirtschaftliche Bevölkerung und erstreckt sich auf die Lage der unteren Schichten (landwirtschaftliche Arbeiter, Gesinde, Zwergbesitzer), auf die eingehende Darstellung der Grundbesitzverhältnisse, des Entwicklungsgrades der landwirtschaftlichen Erzeugung und deren einzelne wichtigere Zweige. Aufschlußreich sind die Ausführungen S.s über die Nationalitätenfrage und die Notwendigkeit und Möglichkeit einer Siedlungsaktion. Eine Schilderung der hygienischen und Bildungsverhältnisse sowie Hinweise auf Dialekt und Volks-sitten runden das Bild ab, das der soziale Berater des Komitats entwirft. Die Arbeit enthält umfassendes Material und brauchbare Vorschläge zur Hebung des wirtschaftlichen und sozialen Niveaus im untersuchten Gebiet. (Z.)

7. Kunst und Kunstgeschichte.

73. Tölgyesy, Felicia: *A pozsonyi barokk építészet* (Die Barockarchitektur in Preßburg). Bp.: Sárkány 1938. 92 S., 30 Abb. 8^o.

Die kirchlichen und weltlichen Barockbauten Preßburgs, das mit Recht die Bezeichnung „Pforte der barocken Baukunst“ für Ungarn erhalten hat, erfahren in der vorliegenden Dissertation eine recht eingehende und ansprechende Beschreibung. T. bemüht sich trotz aller zugegebenen Abhängigkeit der ungar. Barockkunst vom nahen Wien die Eigenheit des ungar. Barockstils — jene couleur locale — herauszuarbeiten. Sie behandelt daneben auch die Gartenbaukunst. Zum Schluß ist ein Namenverzeichnis der Baukünstler und -meister beigefügt, die während des Barockzeitalters in Preßburg gewirkt haben. (L. S.)

74. Say, Géza von: *Barocke Kunst in Székesfehérvár* (Stuhlweißenburg). Bp.: Officina o. J. 36 S., 32 Abb., 8^o.

Von den künstlerischen Werken der ungar. Vergangenheit mit ihren Königs-erinnerungen und von den Denkmälern christlicher Kunst ist in der alten Krönungsstadt Stuhlweißenburg nach 145jähriger Türkenbesetzung fast nichts mehr vorhanden. Die 1688 befreite Stadt erhält dann, im Zeitalter des Barock wieder eingliedert in die abendländ. Kulturgemeinschaft, von dem allmählich wirtschaftlich erstarkenden Bürgertum und der adeligen Komitatsgesellschaft — da das fremde Herrscherhaus nur wenig Interesse an einer Fortsetzung der künstlerischen und nationalen Traditionen dieser Stadt hat — in der architektonischen Ausgestaltung ihr barockes Gepräge. Die schönen und ausführlich beschriebenen Abbildungen des gefälligen Bändchens zeugen von dem Reichtum und der Schönheit der Kunstdenkmäler jener Zeit, mag es sich um Gebäude, Denkmäler der Plastik, der Malerei oder des Kunstgewerbes handeln, mögen es kirchliche oder weltliche Schöpfungen sein. Zwar erteilt zu Beginn ein nationalitätenmäßig noch recht stark gemischtes Bürgertum seine Aufträge an Künstler, die zumeist aus Österreich stammen, aber schon die historische Tradition des Ortes verpflichtet Stadt und Bürgertum, dabei die ungar. Geschichte und die Gestalt des Hl. Stephan zu verewigen. So erscheint uns heute diese Stadt — das bezeugt auch das kleine Werk ganz vorzüglich — in ihrer barocken Gestalt und in ihrer Stellung in der damals auflebenden Geistesgeschichte Ungarns als echtste Schöpfung des transdanubischen Ungartums. (L. S.)

8. Kirchen. Religion. Bildung. Unterrichtswesen.

75. Milleker, Felix: *Geschichte des Schulwesens in der Banater Militär-Grenze 1764—1876*. Wrschatz: Kirchners Witwe 1939. 76 S., 8°.

In annalistischer Form berichtet M., der bekannte Lokalhistoriker des ehem. jugoslav. Banats, über Errichtung, Aufbau und Entwicklung des Grenzschulwesens, indem er die einzelnen Veränderungen in Schulordnung, Schülerzahl, Lehrerbstand, Lehrstoff, die Schulverhältnisse bei den einzelnen Nationalitäten usw. Jahr für Jahr genau registriert. (L. S.)

76. Osváth, Ferenc: *A nagykőrösi református tanítóképző-intézet története. I. r.: Az intézet megalapításától a világháborúig (1839—1914)*. (Geschichte der reformierten Lehrerbildungsanstalt zu Nagykőrös. T. 1: Von der Gründung der Anstalt bis zum Weltkrieg). Nagykőrös: Kecskeméti Hirlapkiadó 1939. LXIII, 256 S., 8°.

Die musterhafte Monographie stellt die 75jährige Geschichte der ältesten reformierten Lehrerbildungsanstalt Ungarns dar. Das Institut war ursprünglich mit einer Landwirtschule verbunden, deren baldige Schließung auf große Mängel des damaligen ungarischen Erziehungswesens hinweist. Die Geschichte der Anstalt bietet einen recht interessanten Einblick in das eigenartige Kulturleben der ungar. Tiefebene. (B. Sz.)

77. Bucsay, Michael: *Der Einfluß der völkischen Eigenart und des völkischen Kulturstandes auf die Konfessionsbildung in der Reformationgeschichte Ungarns*. S. A. Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa, Jg. 4, H. 1/2, 1940, S. 63—77, 8°.

Die Reformation übte in Ungarn eine außerordentlich mannigfaltige Wirkung aus. Es bildeten sich hier nicht nur die wichtigsten Konfessionen des Protestantismus

aus, sondern überhaupt alle protestantischen Strömungen ließen ihre Spuren zurück. Da in Ungarn damals die frühere einheitliche Zentralmacht fehlte, konnten die neuen religiösen Richtungen sich verhältnismäßig unbeschränkt, nur von den lokalen Mächten und Umständen, nicht zuletzt von den völkischen Bedingungen beeinflusst, durchsetzen. B. untersucht die endgültige Ausbildung der einzelnen Konfessionen bei den Siebenbürger Sachsen, die früh ihre einheitliche, unabhängige lutherische Kirche organisierten, bei den Slowaken, deren protestantischer Teil ebenfalls lutherisch wurde, und endlich bei den Madjaren, die die Reformation je nach der Landschaft in ihrer lutherischen, kalvinistischen und unitarischen Form übernahmen. Die rumänische und südslawische Bevölkerung Ungarns wurde von der Reformation kaum berührt. Die erfolglose Propagandatätigkeit der lutherischen Sachsen und der reformierten Fürsten von Siebenbürgen führte aber bei den Rumänen zur Schaffung einer Literatursprache und zur Stärkung ihres nationalen Bewußtseins. Der vorliegende kurze Bericht bietet ein klares Bild über diese Verhältnisse, weist aber auch auf viele noch ungelöste Probleme hin.

(B. Sz.)

Namen- und Sachverzeichnis.

Ungarische Jahrbücher Band XXI.

Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

A

Aaron, V. 87
Abensour, L. 218
Adam, H., Mme. 188
Ady, A. 134, 135
d'Agoult, Gräfin 173—236
Agyagfalu, G. von. 66
Alexics, G. 66
Alföldi 240ff.
Almási Balogh, E. 278
Alstedt, J. H. 24
Amádé, L. 26
Angster, M. 267, 273
Apaffy, M. 71
Apponyi, A. 192, 203, 205, 263
Apponyi, R. 214f.
Arany, J. 47, 48, 88, 102, 129, 131ff. 172
Arragonnès, C. 200f.
Asbóth 65, 274
Augier 45
August, A. 174, 207.
d'Amevilly, B. 201, 217
Autran, J. 229

B

Babić-Djalski 138
Baillot, R. 211
Bajza, J. v. 42, 137f., 158, 274
Bakos 26
Balassa, V. 104
Bălcescu, N. 93
Ballanche 204
Balzac, H. de 787
Bancila, V. 76
Bandulavić 144
Bang, W. 2, 4
Bánhidi, A. 272
Bánlaky, J. 271
Banuț, A. P. 95
Barac, J. 87f., 90f., 95f.
Bárczi, G. 62
Bardin, Abbé 210, 213
Barré, Mlle de 209
Bartók, B. 55, 238ff.
Basarab, M. (Fürst) 59, 72
Basseti da Piano, B. 74
Báthory, E. 101

Báthory, S. 72
Batizi, A. 65
Batta 193
Batthyány, K. 215
Batthyány, L. 187
Bauer, M. 182
Bél, M. 31, 82, 106f., 113
Beldiman, A. 78
Belényesi, P. 74
Belitzky, J. 273
Bellanger, St. 191
Belloni 199
Belostenec, I. 151
Benčić, A. 109
Bencsik, B. 272, 280, 283
Benedek, M. 267
Benger, N. 163
Beniczky, P. 111
Berenger de Fitzjames 173, 229
Benkő, J. 77
Berkner, H. 64
Berlász 240ff.
Berlioz 226ff.
Bernolák, A. 109, 110, 111, 112, 113, 117
Bertaut, J. 206
Bertin, A. 226
Bertin, L. 226
Berzsenyi, D. 35, 122
Bessenyei, G. 115
Bethlen, F. 93
Bethlen, G. Graf 24f., 174, 219
Bethmann 178
Bèze, Th. de 67
Bianu, I. 65, 66, 68, 78, 85
Bihari, J. 231
Biró, M., von Dévai 65
Bisterfeld 24
Bitay, A. 87
Blanc, L. 201
Bleyer, J. 1, 21, 41, 48
Blum 29
Blumaquer, A. 88
Bocskay, I. 24
Bocskay, S. 104
Bodó von Szent-Márton, J. 165
Bogdan-Duica, I. 88

Boileau, D. 114
Boissier, B. 175
Boissier, Mme de 209
Boka, K. (Bocca) 231
Bolte, J. 2
Bonomi, E. 53
Bonfini, A. 71, 73, 76
Bony, M. 212f.
Borel, P. 213
Boronkay, A. v. 262, 265
Bornemisza, P. 107
Borrow 321
Bory, R. 175, 185, 200, 215, 218
Boschot, A. 217
Böthlingk, O. 250
Bouda, K. 249—251
Bourquelot-Maury 204
Boutard 205
Bracciolini, P. 76
Brandl, A. 2
Brankovics, G. und S. 72
Brassai, S. 229
Bredetzky, S. 32
Brendel 181
Brenet, M. 228
Brezovački, T. 151
Bucsay, M. 285
Bud, J. 279
Budai-Deleanu, J. 88, 89
Budenz, J. 251
Bücken, E. 182
Bujnák, P. 131, 132
Bülow 231
Bussenius, A. 244—248
Byron, G., Lord 128
Bzenec z Holičas, V. 100

C

Campe 81
Canisius, P. 74
Cantacuzino, C. 72, 73, 74
Cantacuzino, Ș. 68
Cantemir, D. 73, 92
Caracostea, D. 87, 96
Caragiale, L. 95
Cartel-Blase 214
Castrén, M. A. 245ff.
Čevapović 172

- Chantavoine, J. 180, 182, 186, 216
 Charavay 176
 Charnacé, Cl. de, Marquise 188
 Charnacé, G. de 218
 Chateaubriand, F. R. 88, 91 199
 Châtel, F. T. F. 206
 Chopin, Fr. S. 180
 Christern 198
 Chrobák, D. 98
 Cipariu, T. 90, 93
 Clemens VI, Papst 59
 Cogălniceanu, M. 94
 Cohen, H. 209, 213
 Colliander, T. 269
 Collinder, B. 249
 Conradi 179
 Corbea, T. 73
 Coresi 64, 65f.
 Cornelius, C. M. 224
 Cornelius, P. 186, 224
 Cornides, D. 77
 Coşbuc, Gh. 97
 Costin, M. 71, 76
 Crottet, R. 269f.
 Csók, I. 281
 Csák, M. 126
 Csáky, K. Graf 33
 Csallner, A. 280
 Csaplovics, J. 39, 41f.
 Csapó, W. 174
 Csathó, K. 272
 Csekey, St. 179
 Csikós-Nagy, B. 279
 Csokonai Vitéz, M. 88, 122
 Csűry, V. 97
 Cussy, Chevalier de 178
 Cuvillier 200
 Cyrill (Mönch) 98, 99, 103, 170
 Czezc, J. 219
 Czobor, E. 104
 Czvittinger, D. 32
- D**
- Dash, Gräfin 209
 Daicoviciu, C. 92
 Dante 122
 Darkó, E. 59
 Dávid, F. 26
 De Calonne 228
 Deér, J. v. 138, 140f., 240f., 274
 Deodat, Bischof von Sofia 71, 72
 Descartes, R. 110
 Dessewffy, A. Graf 39, 41
 Diaconovici-Loga, C. 87
 Didier, Ch. 187, 234
 Doisy, H. 212
 Donner, K. 251
- Doromy, K. 32
 Dosofteiu 70
 Drăganu, N. 69, 70, 73, 96
 Drágffy, Familie 62
 Drágffy, K. 65
 Dragomir, S. 61
 Draskovich, M. (Nádasdy) 165
 Dubnicay, S. 109
 Dudon, P. 205
 Dugonics, A. 88, 91
 Du Moulin Eckehardt 227
 Duverger-Pascallet 199
- E**
- Eckhardt, S. 21, 86, 240f., 279
 Eckhart, F. 13
 Edmonde, Schwester Sainte 213
 Elekes, D. 240f., 274
 Elekes, L. 63
 Eliade, P. 92
 Eminescu, M. 94f.
 Endróli, S. 97
 Engel, C. 198
 Engel, H. 179
 Engel, J. Ch. 32, 79
 Erard 194
 Erdődy, J. Graf 33
 Erkel, F. 192
 Escudier, Gebrüder 227
 Escudier, M. 231
 Esztergár, L. 282
 Eszterházy, Fürsten 33
 — N. 174
 — P. 165, 174
 Eusebius, Kanonikus v. Gran 150
- F**
- Faca, C. 95
 Faludi, F. 110
 Faluhelyi, F. 280
 Fancev, F. 147, 161
 Farkas, J. von 11, 13, 21, 31f., 127, 129, 237ff.
 Fáy, St. 187, 231
 Fazekas, M. 87, 115
 Fazy, J. 217
 Felmer, M. 77
 Fessler, J. A. 29, 32f., 42
 Fest, A. 47
 Festetics, L. 187, 231
 Fétis 180, 206, 209
 Fick, L. 52
 Filstich, G. 77
 Fischel, G. 120
 Fitz 240f.
 Flavigny, M. de (Gräfin d'Agoult) 173—236
 Flavigny, Maur. de 178
 Flechtenmacher, Chr. 90
- Fleuriot de Langle, P. 175, 182, 191
 Fleury 200
 Florek, P. 111
 Fóris, F. von Otrókócs 76
 Forró, N. von Háperton 65
 Förster, A. 212
 Franck, V., von Franckenstein 70, 87
 Frankenberg, A. 197
 Frankenburg, A. 42
 Franz I. 40
 Franz, R. 222
 Fröhlich, D. 25
 Füßmann, W. 209, 212
- G**
- Gaal, G. 33, 39
 Gaj 142, 172
 Gál, J. 274
 Gáldi, L. 56—97, 274
 Gambetta 188
 Garay 47
 Garay, L. 272
 Gárdonyi, Z. 213
 Garnault, P. 212
 Gasparin, A. 175
 Gasparotti, H. 151
 Gautier, Th. 214
 Gavlovič, H. 110
 Gay, Delphine 188
 Gelcich, J. 153
 Gerauld, P. 194
 Geravich, T. 240f.
 Gerhard d. Heilige 93
 Germiny, Comte M. de 178
 Geszti, F. 67
 Ghibu, O. 86
 Ghica, G. 89
 Girardin, E. de 186, 188, 194
 Girzik, X. F. 34
 Giurescu, C. C. 59f., 64f.
 Glatz, E. 36
 Glatz, J. 28, 38
 Glavinič, Fr. 152
 Goga, I. 92
 Goga, O. 97
 Goldberg, H. 269f.
 Gombocz, Z. 2, 4
 Gönczi, P. 67
 Gorce, P. de la 201
 Gragger, R. 1
 Grassalkovich, Fürst 33
 Grellmann 231
 Göllicher 178
 Grenier, E. 200
 Grundström, H. 253
 Guggenheim, S. 200, 219
 Gulácsy, I. 272
 Gundulič 138
 Gutzkow 201
 Gyöngyösi, S. 107

Gyulai, F. 219
Gyulai, P. 47

H

Haas, O. 176
Habdelič, G. 152
Hadvovics, L. 136—172
Haidekker, S. 277
Hajdu, I. 281
Hajek, E. 34, 70
Hajnal, J. M. 136, 161, 164
Halics, M. 69, 73, 76, 87
Haner, G. I. 77
Haneš, P. V. 94
Hankiss, J. 182
Hanslick 215, 230
Haraszti, E. 173—236
Harsányi, Zs. 272
Hartmann, R. 53f.
Hartwig, Bischof von Raab
149
Haslinger 215
Hebbel, F. 48
Hegel 125, 126, 127
Heinrich, G. I
Heliade-Radulescu 95f.
Heltai, K. 67
— M. 26
Henszlmann, E. 44
Heraklides, J. 63
Herczeg, F. 45, 272
Herder, J. G. 27, 30, 119f.,
124, 126
Hermann, Ae. 54
Herwegh, G. 176, 187, 222
Herwegh, M. 175, 196
Hevenesi, G. 25
Hiller, F. 186, 216
Hodinka, A. 136
Hodos, N. 65, 66, 68, 78,
85
Hodža, M. 100, 125
Hoffmann, A. L. 38
Hoffmann, L. 264f., 267f.
Hohenlohe, Marie, Fürstin
223
Hohenlohe-Schillingsfürst
263
Hollitzer, J. 223
Holló, P. 279
Hollý, J. 113
Hóman, B. 77, 81, 119, 148,
240ff., 261
Honterus, J. 63
Horak, K. 54f.
Horaz 87
Hormayr, J. Freiherr von
27, 32
Horn, E. 219
Hörnborg, H. 270
Horthy, M. 272
Horváth, A. 73, 82
Horváth, J. 103

Horváth, R. 276, 280
Horváth, S. 107
Hrabovsky, P. 104
Hrobon, S. 126
Hrušovský, F. 108
Huarts, L. 191
Hunfalvy, P. 59
Hurban, J. M. 125
Huszty, Z. G. 51

I

Imre, L. 240ff., 283
Ingoli 74
Iorga, N. 60, 64, 66, 90, 93
Iorgovich, P. 78
Iosif 97
Irányi, D. 42
Isbert, O. A. 274f., 280
Isoz, K. 182
Istvánffy, N. 93
Istványi, G. 62, 265
Ivanovska, Caroline (Sayn-
Wittgenstein) 173—236,

J

Jagić 137, 147
Jakobs, E. 195
Janin, J. 184
Jedrzejewicz, L. 227
Jesen, P. 100
Jochelson, W. 249, 251
Jókai, M. 44, 47, 172
Jókay, Z. 262
Joseph d. II. 43
Joseph, Palatin 87, 90
Jósika, M. 34
Jozsa, J. 71
Jungmann 121
Junker 262

K

Kádár, J. 33
Kadlec, K. 161
Káldi, Gy. 162ff.
Kállay, M. 272, 274
Kanalević, P. 158
Kanižlić, A. 171
Kapp, J. 181, 222, 230
Karácsonyi, J. 140, 148,
150
Kardos, W. 86
Karl XII, König von
Schweden 106
Károlyi, Grafen 33
Károlyi, Gräfin 219
Karnarutić, D. 154
Katančić, M. P. 166ff., 172
Kavanjin, J. 159
Kazinczy, F. 39, 41, 80
Kemény, J. 71
Kendi-Finály, I. 281
Kerék, M. 281
Keresztury, D. 274

Kertbeny, K. M. 48, 219,
231
Kiefer, K. 178
Kisfaludy, A. 122
Kisfaludy, K. 39, 41
Klaić, O. 161f.
Klapka, G. 219
Klein, K. K. 63, 90
Kleinheinz, F. X. 29
Kleinschnitzová, F. 127
Klempa, K. 265
Kling, H. 211
Klocke, H. 50, 53
Klopstock, F. G. 87
Knall, S. 87
Kniewald, D. 148f.
Knieza, I. 58, 150, 240ff.,
274.
Koch, L. 179
Kochanowski 70
Koczogh, Á., von 238ff.
Kókai, R. 182
Kolbenheyer, E. G. 44
Kolbenheyer, M. 44, 47
Kölcsey, F. 102
Köleséri, S. 73, 77
Kollár, J. 102, 120ff., 124,
126
Koncz, J. 88
Konek, E. 272
Korabinsky, M. 32
Koreň, J. 98
Kornis, Gy. 272
Kőrösi, S. 85
Kossuth, L. 44, 118
Kozsó, J. 13, 32
Kotzebue, A. 34, 90f.
Kovách, K. 267
Kovács 240ff.
Kozocsa, S. 264
Krajačević-Sartorius 163f.,
171
Kramer, I. 54
Krammerlauf, I. 38
Kréméry, S. 134
Kreutzer, R. 235
Kristóf, G. 25
Kрман, D. 105, 107, 109
Kulcsár, S. 90
Kuncz, Ö. 277

L

Lafage, A. 206
Lafestret, G. 175
Lagercrantz, E. 252
La Mara 174, 176, 180, 220,
228, 233
Lamartine, A. de 89, 187,
192, 201
Lamennais 181, 204, 219
Láni, E. 104, 107
Lappen, 251—258
Laskaris 82

Lasserre, H. 222f.
 Lászlóffy, W. 284
 Latte, B. 227
 Laurian, A. T. 93f.
 Lazăr, G. 92
 Lebrun, M. 212
 Legouvé, E. 192, 212, 227
 Lehtisalo, T. 251
 Lenau, N. 42
 Lengyel, I. 54
 Lenz 210
 Lepic, G. 180
 Leto, P. 76
 Lévy, J. 47
 Lindner, E. 47
 Liszt, A. 176
 — C. 210
 — D. 222
 — F. 173—236
 Lobwasser, A. 67
 Lohmann, J. 250f.
 Lórántffy, S. 70
 Loschdorfer, A. 54f.
 Löwy, S. 222
 Lucius J. 76
 Ludwig II. 101, 104
 Ludwig d. Große 61
 Lukinich, I. 240ff., 272
 Lükő, G. 60, 64
 Lupeanu, A. 90
 Lupu, V. 74

M

Macarie (Mönch) 65
 Máčaj, S. 109
 Madách, I. 97, 131, 172
 Má dai, M. 26
 Magdalenic, M. 165
 Mainzer J. Abbé 206f.
 Maior, P. 76f., 80, 82f., 93
 Maiorescu, T. 93, 95
 Majláth, J. Graf 33, 93
 Makkai, L. 59, 60, 240ff.
 Malherbe, Ch. 197
 Maltzahn, Frhr. von 225
 Mályusz 240ff.
 Manin 219
 Manker, E. 253, 255
 Márai, S. 267f.
 Maréchal, H. 220
 Maretic, I. 170
 Maria Pawlowna, Herzogin
 v. Sachsen-Weimar 173
 Margalits, E. 136
 Markos, V. 134
 Markusovszky, S. 106
 Markwart, J. 2
 Marlin, J. 34
 Marot, C. 67
 Maria Theresia 75, 87
 Marsigli, F. 74
 Martinovics, I. 43
 Massart, L. 213, 216

Matéka, B. 209, 212
 Matolcsy, M. 281
 Mátray, G. 231
 Matthias, König 63, 71, 78,
 93, 127f.
 Mavrocordat, A. 73
 Mavrocordat, K. 77
 Mazzini 219
 Mednyánszky, A. von 33, 39
 Megyery, E. 273
 Melanchton, Ph. 63
 Melich, J. 137, 274
 Melzer, J. 34
 Mendelsohn 212
 Mendél, T. 53
 Merja-These 247ff.
 Mészáros, I. 88
 Method (Mönch) 98f., 103,
 170
 Metternich, Fürst 205
 Meyer, R. 52
 Mickiewicz 217, 219
 Mignet 200
 Micu-Klein, S. 76, 78, 82ff.,
 91
 Milleker, F. 285
 Millot-Molnár, I. 78
 Milovec, B. 152
 Mircea, Fürst 60
 Mitrofan, Bischof von Bu-
 zău 73
 Moasil, I. 92
 Molnár, A. von Szenc 67, 73
 Monod, M. O. 200, 203
 Montfalcon 207
 Moreau Gottschalk, L. 200
 Móríc, S. 97
 Mulih 171
 Müller, J. 29

N

Nádasi, J. 25
 Nagl-Zeidler-Castle 21
 Nagy, Gy. 267, 270, 273,
 275
 Nagy, L. v. Peretsény 80,
 87
 Napoleon 34
 Neascu 64
 Nefftzer 218.
 Némedi, L. 19—55
 Newmann, E. 179
 Nielsen, K. 257
 Nitsch, D. 82
 Nourrit 189

O

Oláh, N. 59, 82
 Ollivier, B. 175
 Ollivier, E. 196
 Ollivier, D. 173ff., 182, 186,
 191

Opitz, M. 24, 71
 Ország-Hviezdoslav, P.
 130 ff.
 Orbán, L. 90
 d'Ortigue, J. 180, 195, 197f.,
 204
 Ortiz, R. 91, 94
 Osuský, S. S. 125
 Osváth, F. 288

P

Paasonen, H. 249
 Paer 235
 Paganini 211
 Palkovič, G. 113, 114ff.
 Pall, Fr. 74
 Pálffy, J. 270
 Palmotic 155
 Pályi, E. 90
 Papiu-Iliarianu 79
 Páriz Pápai, F. 69, 84
 Pascu, G. 64, 73, 76
 Pauler, Á. 181
 Pavel, A. 137
 Paziazi, M. 41
 Pázmány, P. 25, 108f., 112,
 162ff.
 Pelbárt von Temesvar 152
 Perczel, E. 88
 Pergošic, I. 161
 Perfekcij, E. 129
 Pessard, G. 209
 Péterffy, Graf 77
 Petőfi, S. 44, 97, 102, 129,
 172
 Petretics, P. 147, 163f.
 Petriceicu-Haşdeu, B. 93
 Petrichevich, L. 187
 Petronius 85
 Pictet, A. 175, 185, 209ff.
 Pilárik, S. 107
 Pirak, A. 253
 Piscator 24
 Pius Desiderius 36
 Podolska 227
 Pohl, R. 228
 Polony, N. 112
 Pommier, A. 200
 Pontmartin, A. de 200, 212
 Pope, A. 114
 Pott 231
 Prahács, M. 182
 Pray, G. 78, 81
 Prod'homme, J. G. 197
 Pukánszky, B. 21, 23ff.,
 35ff., 43ff., 70, 232, 240ff.,
 264
 Pulszky, F. 44, 204
 Pumnul, A. 84, 93f.
 Puşcariu, I. S. 65, 82, 94f.
 Puşkin, A. S. 128
 Pyrker, L. 41

- Q**
Quinet, E. 79
- R**
Raabe, P. 179ff., 211, 225
Rabuteaux 197
Racine, J. 89
Racki 142
Rác, B. 271
Radojčić, N. 161
Raff 179
Rájniz, J. 168
Rákóczi, F. II. 24, 25, 68, 105f.
Rákosi, E. 45
Ramann, L. 172f., 176, 180f., 232
Rareş, P. 79
Rásonyi-Nagy, L. 59
Rosetti, R. 60
Rass, K. 266
Rastislav, Fürst 98
Ravila 244—248
Raynouard 83
Rédey, Grafen 33
Rebreanu, L. 97
Relijković, M. A. 166
Rellstab, L. 198f.
Reményi, E. 224
Révai, N. 168
Révész, I. 63, 65, 70
Réz, H. 52
Ricordi 185
Riedl, M. 1
Rimay, J. 104, 111
Roche-gude, Marquis de 212
Roja, G. C. 78
Rónai 240ff.
Ronchaud, L. 175, 188f.
Roques, M. 67
Rösler, J. Ch. 29, 35, 57
Rössner, E. 52
Rotarides, M. 32
Roth, D. 34
Rousseau, J. 116
Ruong, I. 257
Russo, A. 94
- S**
Saczek, L. 266, 274f., 284f.
Şăineanu, L. 83
Saint-Cricq, C. de (Mme d'Artigaux) 196, 225f.
Sainte-Beuve 187, 228
Sallès, A. 207
Sand, G. 180, 187
Sári, St. 273
Sault, Mme de (Charnacé) 188
Say, G. von 284
Sayn-Wittgenstein, M., Herzogin 175, 223, 232
Sayn-Wittgenstein, C. Herzogin 173—236
Scharlitt, B. 227
Schedius, L. 32, 42, 90
Scherer, E. 200
Scherer, P. P. 281
Schiller, P. v. 280
Schilling, G. 196
Schlachter, W. 251—258, 269f.
Schlegel, A. W. 83
Schlesinger, M. 180
Schlitt, A. 55
Schlözer, A. 119
Schmidt, G. 54
Schmidt, H. 55
Schmidt, W. 122
Schmidt-Ott, F. 263
Scholtz, A. 272
Scholcz, F. 47
Schönebaum, H. 239—244
Schorn, A. von 220f.
Schröer, K. 49
Schröer, T. G. 36
Schulze, W. 2
Schünemann, K. 4
Schwartner, M. 28
Scudot 214
Sellard, J. 187, 234
Senoa 138
Setälä, E. 2
Seydlitz, G. Freiherr von 174
Silván, J. 104
Şincai, Gh. 76, ff., 82, 87, 90, 92f.
Sipos, L. 219
Skrinjavić 161
Skum, N. N. 253ff.
Sládković, A. 102, 127, 128
Sonnenfels, J. 26
Soproni, E. 284
Sosthene (Rochefoucault, vicomte de la) 235
Sotropa, V. 96
Spoerl-Berch de Lovenjoul 234
Spohr, L., 258—261
Staël, Mme de 201
Steinacker, G. 35f., 47
Stephan d. Große, Fürst 62f.
Stephan d. Heilige 8, 11, 22, 56
Stephanus de Zagrabia 152
Stern, D. (Mme d'Agoult) 174f.
Stöckl, L. 107
Stoßmeyer 142
Street Klindworth, A. 174
Strobel, O. 174
Strzygowski, J. 2
Štúr L. 125f.
Šufflay, M. v. 137
Suhay, I. 272
Sulica, K. 65
Sulica, N. 65
Sulica, S. 84, 87
Sulzer, F.-J. 57, 76, 85f., 90f., 94
Surányi-Unger, T. 278
Sylvain, Ch. 213
Szabó von Barót, D. 168
Szabó, M. (Szentmiláyi) 268
Szabó, T. A. 86
Szabolcs, F. 266
Szalóczy, P. 211
Szamosközi, S. 72
Szarvasi, M. 265
Szász, K. 47
Széchenyi, E. 221
Széchenyi, S. Graf 35f., 39, 118, 187
Szegedi, G. 66
Szegedi, R. 137f., 147, 164
Székely, M. 68
Szekfü, J. 51, 118f.
Szentgyörgy, G. von 66
Szent-Iványi, B. 265ff., 268f., 271f., 274ff., 285f.
Szentiványi, M. 25
Szentmihályi, M. (Szabó) 268
Szerdahelyi, G. A. 166f.
Szettler, J. 281
Szigeti, Gy. 277
Szigligeti, E. 34
Szilády, E. 109
Szilády, J. 103
Szilágyi, L. 272
Sziklay, L. 98—135
Szinyei 219
Szontagh, G. 42
Szurmay, S. 272
Sztripszky, H. 66
- T**
Tablic, B. 113
Tagliavini, C. 67, 74, 84
Tamás, L. 56f., 60ff., 68, 240ff.
Tamási, Á. 268
Tardieu, Mme 229
Teleki, Al. 219, 224
Teleki, E. 78
Teleki, J., Graf 283
Teleki, L. Graf 204, 218f.
Teleki, P., Graf 237ff., 240
Tempea, R. 94
Tertina, M. 80
Thalberg 183
Thallóczy, L. v. 136, 153, 274
Thienemann, T. 81, 241
Thirring, G. 275

Thököly, I. 71
 Thomsen, W. 2
 Thurzó, G. 104
 Tiersot, J. 176
 Tiktin 84
 Timon, S. 77
 Tinódi, S. 101
 Tölgyesy, F. 284
 Toldy, F. 42, 48
 Toppeltin, L., von Medgyes
 71, 76, 82
 Tomášis, N. 109
 Tompa, M. 102
 Tordás, P. 66
 Török, S. 268
 Torouſiu, I. E. 92, 95
 Tóth, A. 75, 76
 Tóth 240ff.
 Tranovský, G. 103, 107
 Trattner, Druckerei 78
 Tretter, G. 37, 41
 Treumund, G. 35
 Triebnigg-Pirkhert, E. 48
 Tröster, G. 76
 Troupenas 226
 Turóczi-Trostler, J. 36

U

Udrište, N. 72
 Uhland, L. 36
 Uhlar, R. 134
 Ujfalussy, L. 229
 Universitätsdruckerei, Bu-
 dapest 78
 Urban 193
 Urhan (Auerbach) 212

V

Vágó, P. 277
 Vahot, I. 34
 Valentiny, A. 264
 Valjavec, F. 5—18, 20,
 258—261
 Varga, L. 267
 Varga, St. 280
 Vargha, A. 53, 55
 Varnhagen von Ense 195
 Vasmer, M. 244ff.
 Vass, Grafen 77
 Vaszary, G. 269
 Veégh, A. 65, 97
 Vélics, L. v. 261
 Veres, B. 161
 Veres, P. 283
 Veresmartý, M. 163
 Veress, A. 70, 71, 78
 Veress, E. 77
 Vergil 122
 Vetranić, M. 154
 Vida, P. 274
 Vigny, A. de 203
 Virág, B. 84, 168
 Visegrády, J. 281
 Viski, J. 67, 240ff.
 Vlček, J. 98, 124
 Vodmik, B. 164f.
 Vörös von Dyék, M. 164
 Vörösmarty, M. 42, 47, 123
 Vramec, A. 151, 161
 Vuia, R. 60

W

Wagner, F. 42

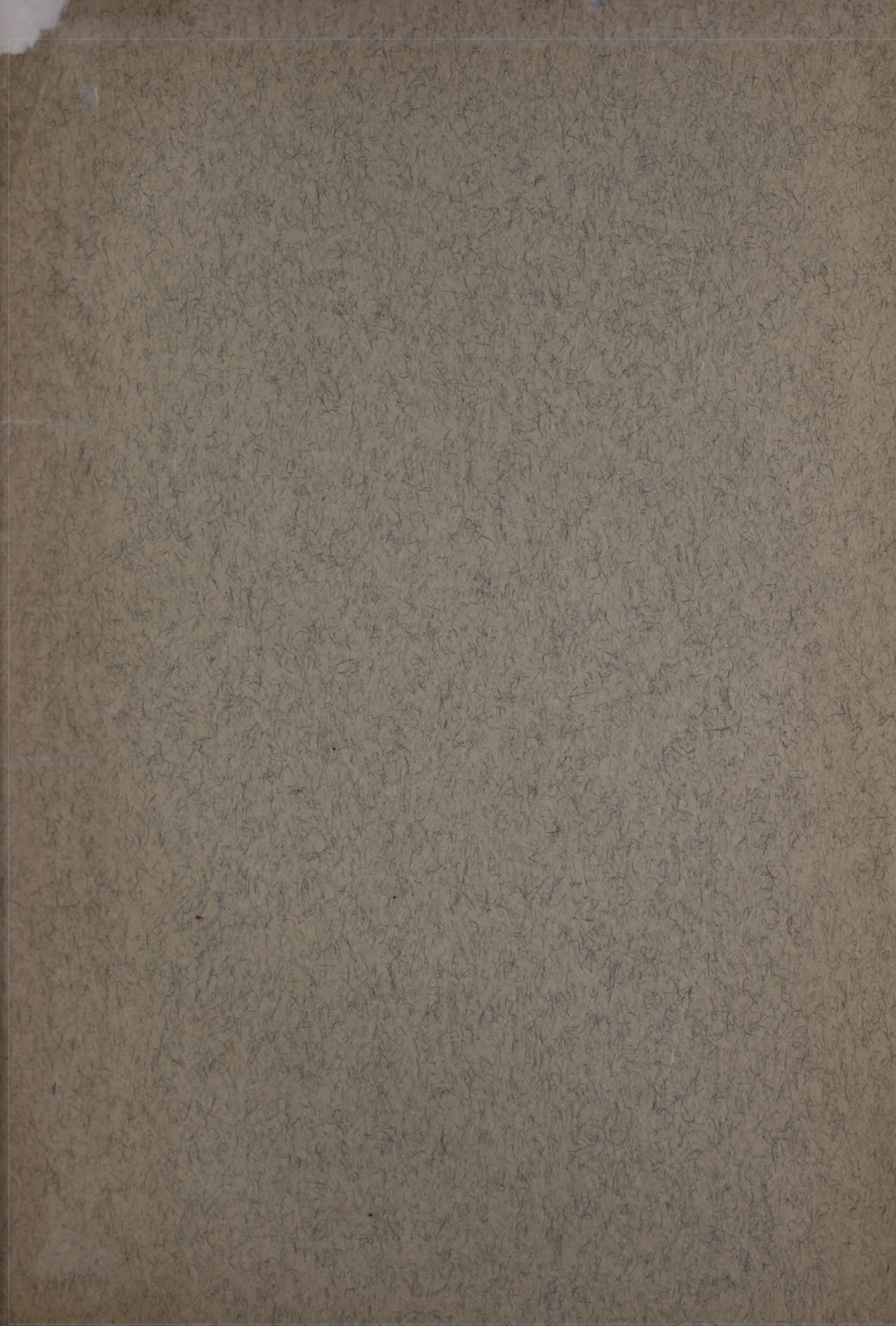
Wagner, R. 225
 Wallaszky, P. 107
 Walther, Th. 44
 Wass, A. 273
 Weber, S. P. 33
 Weckerlin 197
 Werböczy, St. 161
 Wichmann 245
 Wiklund 256
 Wilhelm (Guillaume Louis
 Boquillon) 206
 Windisch, K. G. von 28,
 31f., 40
 Winterkränzchen in Pest 46
 Wohl, J. 217
 Wolf, P. 200, 211
 Wünscher, F. 282

X

Xenopol, A. D. 92

Z

Zapf, A. 192
 Zarifopol, 95
 Zathureczky, Gy. 275
 Zempléni, E. 276ff., 281ff.,
 284
 Zettritz, Baronin 195
 Zichy, E. 219
 Zichy, G. 232
 Zichy, Gräfin 272
 Zolnai, B. 81
 Zrinyi, G. 161
 Zrinyi, N. 25, 101f., 164
 Zrinyi, P. 164
 Zuber, M. 31



Ungarische Bibliothek

Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin
herausgegeben von JULIUS VON FARKAS

ERSTE REIHE

1. Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur. Zweite Auflage. Von Josef Szinnyei RM. 1,50
2. Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken. Mit einer Faksimile-Tafel der Nibelungenhandschrift F. Von R. Gragger RM. 1,50
3. Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlungen in Ungarn. Von Karl Tagányi..... RM. 2,—
4. Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache. Von Theodor Thienemann RM. —,40
5. Die Kenntnis der byzant. Geschichtsschreiber von der ältesten Geschichte der Ungarn vor der Landnahme. Von Herbert Schönebaum RM. —,80
6. Preußen, Weimar und die ungarische Krone. Von Robert Gragger RM. 5,—
7. Eine altungarische Marienklage. Von Robert Gragger RM. —,50
8. Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert. Von Konrad Schönemann RM. 5,—
9. Geschichtliches im Nibelungenlied. Von Bálint Hóman ... RM. 1,50
10. u. 12. Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien. Band I-II. Von Andreas Alföldi RM. 2,— u. 9,—
11. Das ungarische Volkslied. Versuch einer Systematisierung der ungarischen Bauernmelodien. Von Béla Bartók. RM. 15,—, geb. RM. 17,—
13. Festgabe Josef Szinnyei zum 70. Geburtstag RM. 7,—
14. Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit. Festgabe C. H. Becker zum 50. Geburtstag RM. 20,—
15. Die ungarische Romantik. Von Jul. v. Farkas. RM. 5,—, geb. 6,—
16. Die ungarischen Stileigentümlichkeiten in den musikalischen Werken Franz Liszts. Von Zoltán Gárdonyi RM. 6,—
17. Über die Herausgabe ungarischer Volkslieder. Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungar. Jahrbüchern RM. —,50
18. Denkschrift für Jakob Bleyer (1874—1933) RM. 7,—
19. Die Entwicklung der ungarischen Kultur. Von Gyula Kornis. RM. —,60
20. Die Volksmusik der Magyaren und der benachbarten Völker. Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ung. Jahrbüchern RM. 2,—
21. Denkschrift für Zoltán von Gombocz 1877—1935 RM. 7,—
22. Das ungarische Zeitungswesen. Seine Entwicklung und heutige Struktur. Von Walter Raichle RM. 6,50
23. Die geistigen Grundlagen des Nationalismus in Ungarn. Von Ludwig Spohr..... RM. 3,—
24. Zur ostseefinnischen Morphologie. Stammesalternation im Ostseefinnischen. Von Arno Bussenius RM. 7,—
25. Der Freiheitskampf des ungarischen Geistes. Von Julius von Farkas..... RM. 10,—
26. Das Spiel vom Heiligen Stephan. Von Joseph Kuckhoff.
27. Ungarische Anthropologie. Von Béla Balogh Ludwig Bartucz RM 10,—
28. Friedrich List in Ungarn. Von Gottfried Fittbogen..... Im Druck
29. Der deutsche Bürger in Ungarn. Von Béla von Pukánszky.

Im Erscheinen

ZWEITE REIHE

1. u. 3. Ungarisches Privatrecht. Band I-II. Von A. Almási. RM. 8.— u. 7,70
2. Staatsverträge zur Regelung von Steuer- und Gebührenfragen. Von Johann Nylászi RM. —,60
4. Das ungarische Budgetrecht. Von Zoltán von Magyarý .. RM. 1,—
5. Ungarische Kulturpolitik nach dem Kriege. Von Graf Kuno Klebelsberg RM. —,80
6. Die Sanierung Ungarns. Von Josef Sinz RM. 5,—
7. Das Volksvermögen Ungarns. Von Friedrich von Fellner RM. 5,—
8. Ungarns landwirtschaftsgeographische Gestaltung. Von Arno Winkler. RM. 5,—

DRITTE REIHE

1—4. Bibliographia Hungariae

Verzeichnis der Ungarn betreffenden Schriften in nichtungarischer Sprache

Bd. I. Historica RM 4.— | Bd. III. Philologica, Periodica RM 12.—
Bd. II. Geographica, Pol.-oecconomica RM 22.— | Bd. IV. Register RM 8.—

VERLAG WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

